

GÄNSELIESEL

UC-NRLF



QB 468 725

VON

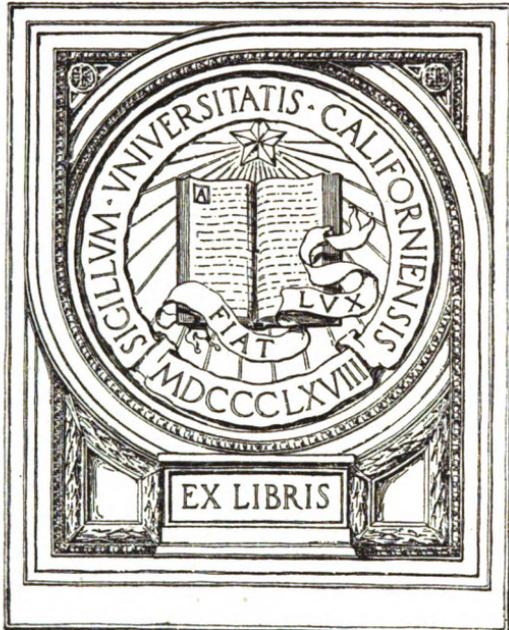
NATALY VON ESCHSTRUTH

Illustriert von

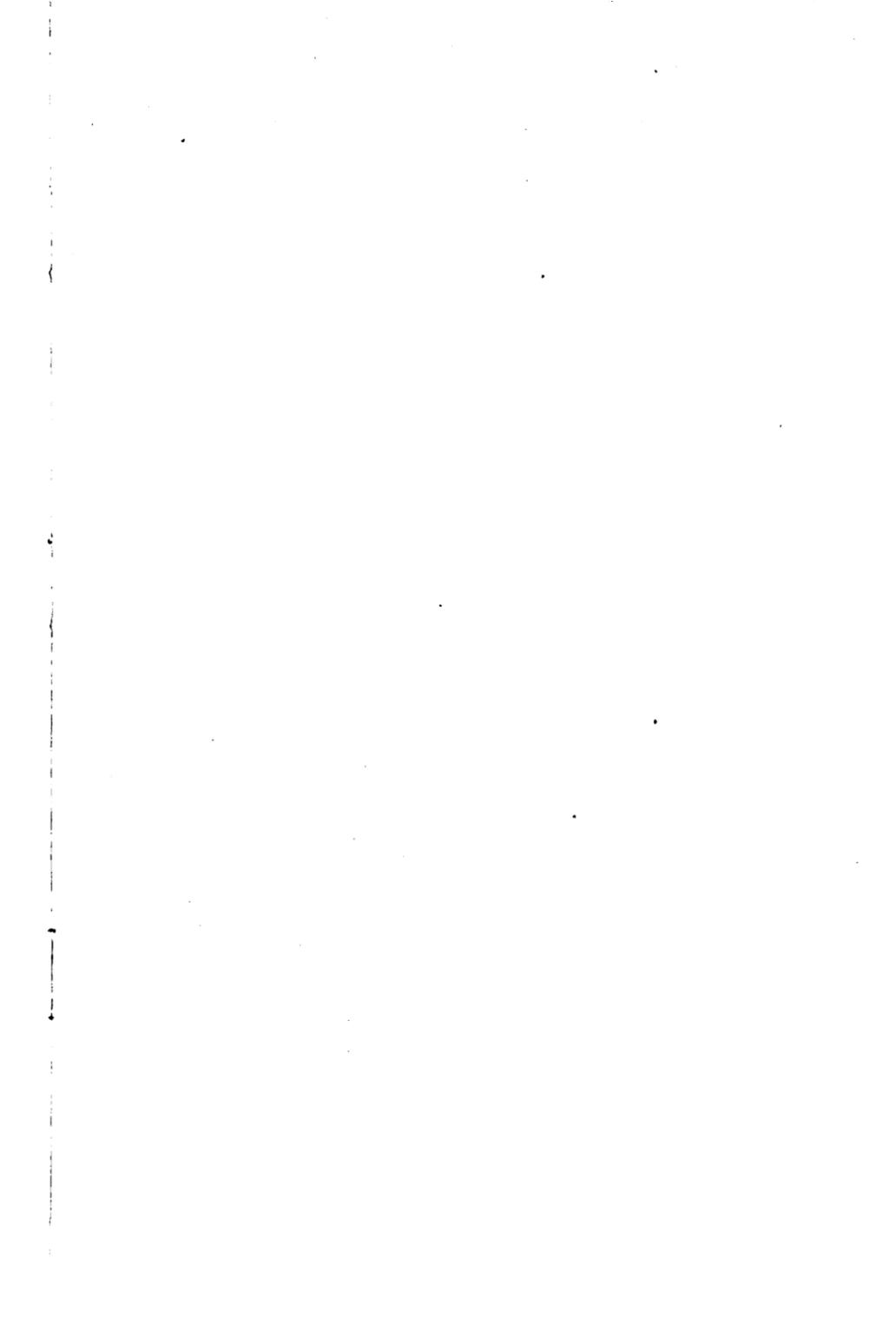
H. KOBERSTEIN

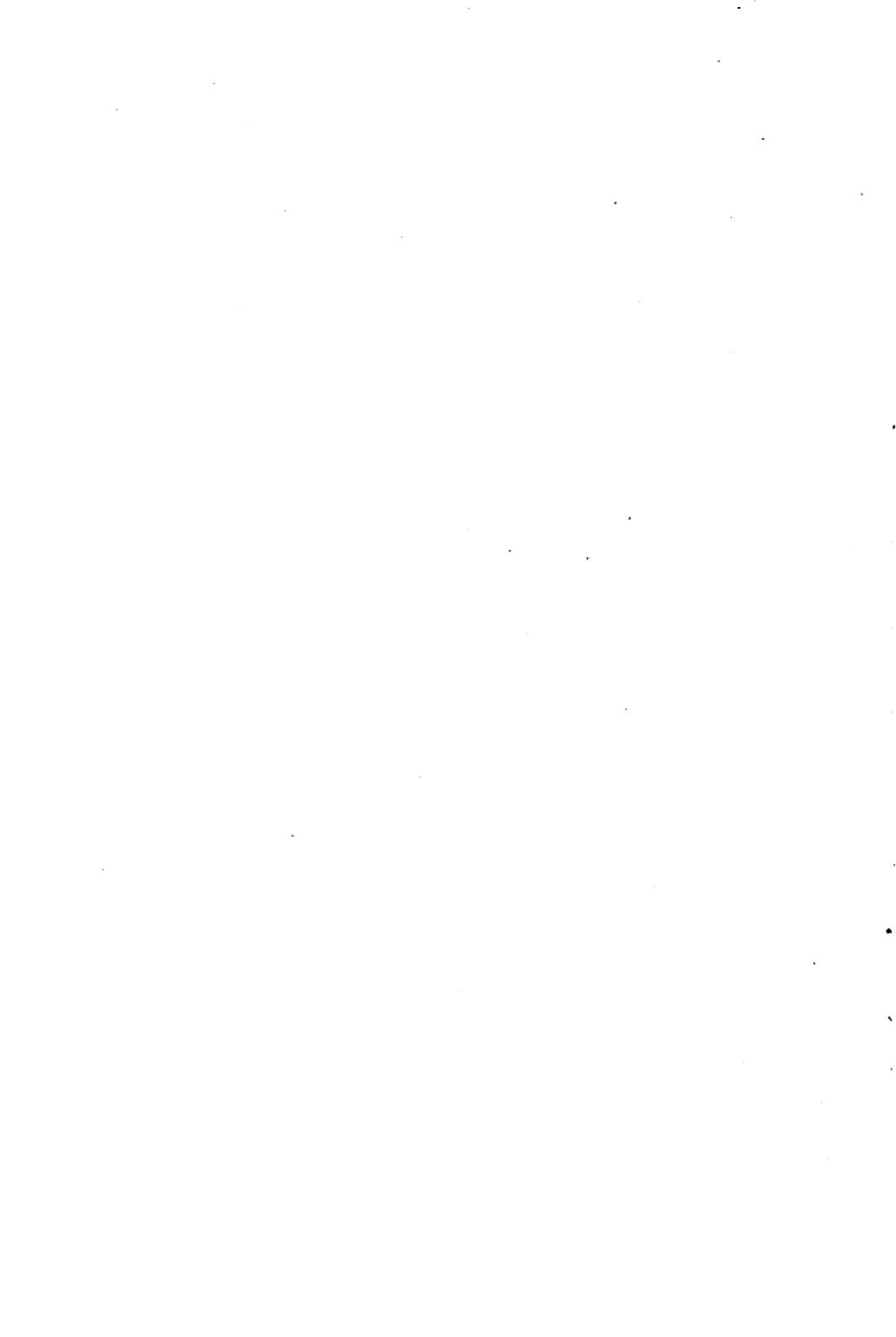
99
63
2

GIFT OF
ERNST A. DENICKE



EX LIBRIS





1997, of
California

PT260-1
E35333
1902
v.1

Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

70 1000
ALPHABET

Meiner geliebten Freundin

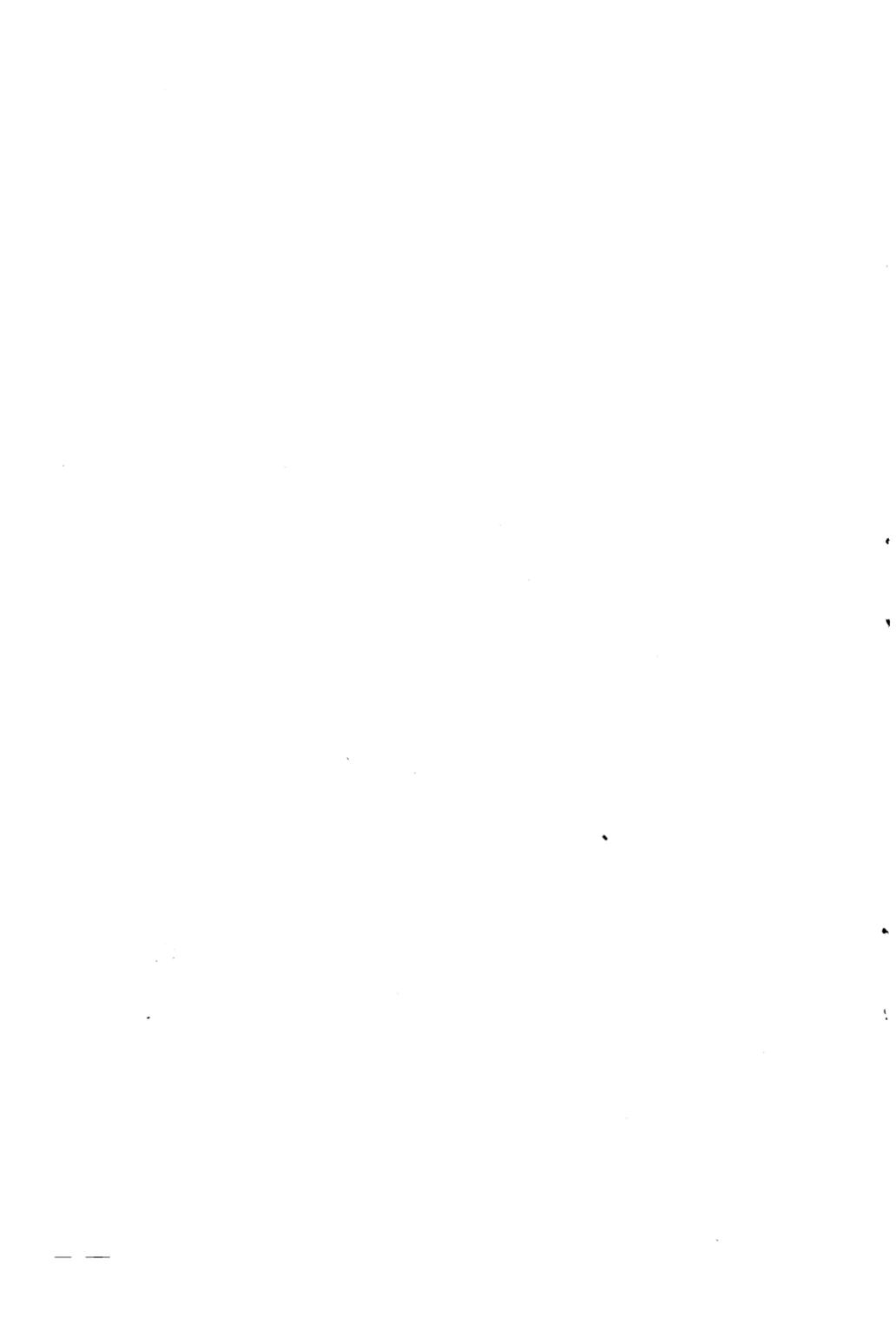
Frau Clara von Rodow

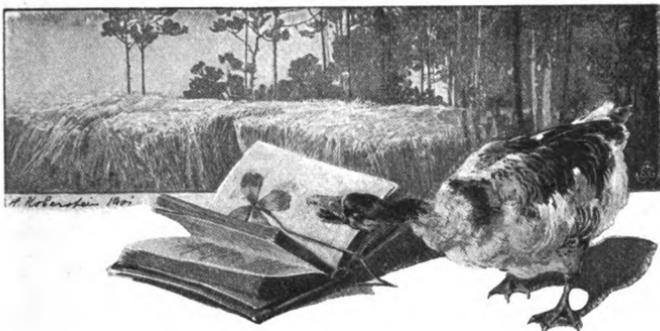
geb. Gräfin Borkh

in herzlichster Verehrung zugeeignet.

Die Verfasserin.

238636





„Ihr Gänschen, daß ihr's alle wißt,
Die Piefel eure Kön'gin ist —
Gut — Gut — juch! — —“

I.

Heite, wogende Kornfelder, rotblühendes Heide-
land und bräunliche Steppe, begrenzt und
durchschnitten von endloser Kieferwaldung,
ebenso melancholisch wie der Himmel, welcher sich in ein-
förmigem Regengrau oder in wolkenlos strahlender
Sommerbläue, mit fern, fern verschwimmendem Horizont
darüber spannt; wer kennt sie nicht, diese eigenartig nor-
dische Landschaft, so arm an bunter und reizvoller Ab-
wechslung, und dennoch eine zaubervolle, thränenlächelnde
Poesie? Keine Bergkuppe, kein malerisches Felsenhaupt
strebt zum Himmel, meilenweit schweift der Blick über
die Ebene, flach und einsam hingestreckt, ausdruckslos wie
ein schlafend Angeficht. Aber dort, weithin am Waldes-
saume, da leuchtet und blitzt es plötzlich auf wie ein

zitterndes Silberband, da dehnt sich hellkräuselnde Flut breit und breiter vor unserem Blick, ein schilfsumkränzter See ist es, der tiefverborgen zwischen Wald und Heide sein träumerisches Lied von der Sehnsucht rauscht. — —

Juni war es, die Rosen blühten. Die Luft schien zu zittern, so heiß und klar war sie; und versuchte es der Wind, die trägen Schwingen zu rühren, so trug er nur schwüle Duftwogen herzu, deren süßer Atem ihm selber den Sinn berauschte, darum sank er kraftlos hernieder in die Lindenblüten und regte sich nicht mehr.

Am kleinen Bach entlang, mitten durch breite Kleefelder und Kartoffeläcker, schritt ein junges Mädchen. Ein grobgeflochtener Gartenhut, eine verblichene Wandschleife als einzigen, ungraziösen Schmuck tragend, hüllte Stirn und Augen in Schatten und saß recht nachlässig auf dem reizenden Köpfchen, von dem zwei köstlich dicke, goldblonde Flechten etwas wirr und zerzaust über den Rücken hingen. Ein schlichtes Rattunkleid rauschte steifgestärkt um die zierliche Figur und fiel auf zwei große, derb-leberne Schuhe hernieder, die ihre wuchtigen Nägelspuren tief in dem lockeren Sandboden zurückließen. Die sonnenverbrannte Hand führte ein umfangreiches Butterbrod zum Munde, langsam und behaglich, abwechselnd mit den köstlichen Herzkirichen, welche auf breitem Kohlblatte, wohlgehütet auf dem gebogenen Arm lagen. Zeitweise blieb die junge Dame stehen, blickte sinnend auf den Klee und bog mit der plumpen Schuhspitze die grünen Blätter auseinander, lange vergeblich. Endlich beugte sie sich



hastig vor, so eifrig, daß die Kirschen über die Hand in den Wegsand rollten, und so interessiert, daß sie die Flüchtlinge gar nicht bemerkte. „Ein Vierblatt! Endlich!“ klang es jubelnd von den Lippen. „Na, Monsieur Friedel, jetzt mach' die Augen auf! Bin ich immer noch ein Pechvogel? Hier hab' ich's ja, das Glück, und wenn ich's dir gezeigt habe, esse ich's auf. Grete sagt, das müsse man, wenn's wirklich Gutes bringen soll!“

Das Butterbrod zwischen den Zähnen haltend, griff die Sprecherin vorsichtig in die dickabstehende Kleider- tasche, warf einen schnellen Blick hinter sich auf den Weg und zog alsdann ein kleines, altmodisch gebundenes Büchlein hervor; einen Augenblick hielt sie es nachdenklich zwischen den Fingern. „Hm, ich will aufschlagen, welches ein Glück mir dieses Kleeblatt bringt“, überlegte sie mit reizend wichtigem Zug um den kleinen Mund, klappte langsam das Buch auseinander und schaute atemlos auf das Gedruckte unter ihrem Daumen. „Sah' ein Knab' ein Nöslein stehn, Nöslein auf der Heide“, las sie feierlich mit einer Stimme und Betonung, welche Hamlets Geist alle Ehre gemacht haben würde, las pflichtgetreu bis zu Ende und seufzte tief auf: „Halt ihm doch kein Weh und Ach! Ich danke für solch ein Glück! Unsinn mit diesem Gedicht, von wem ist es denn eigentlich? Aha, Goethe, also doch etwas Schönes, — — ich verstehe es vielleicht nur nicht recht!“ so preßte es sich murmelnnd zwischen Zähnen und Butterbrod hervor, und die

junge Dame legte das Bierblatt behutsam zwischen die Blätter in Goethes Gedichte und versenkte das Bändchen wieder in die gewaltige Tiefe der Kleidertasche.

In beschleunigtem Tempo schritt sie weiter, brach sich eine schlanke Weidenrute vom Bachufer und köpfte mutwillig die weißen Schafgarbdolden, welche überhoch am Feldsaume wucherten; die roten Lippen spitzten sich in vergeblichem Versuche „Gaudemus igitur“ zu pfeifen, diemeil ihre Gedanken wieder bei Pastors Friedel weilten, und dieser Herr Studiosus und besagtes Lied ein unzertrennlicher Begriff waren. Der Weg lenkte jetzt von dem Bache seitwärts auf eine große Wiese, die durchduftet war von dem köstlichen Heu, welches in hohen Haufen darin aufgetürmt lag, und durchschnitten von der sandigen Fahrstraße, die auf der anderen Seite bereits von hochstämmiger Kiefernwaldung begrenzt wurde.

An dem flachen Grasrain dieser Straße saß Bärbel, die kleine Gänsehirtin. Die Sonne schien golden auf ihr rußbraunes Haar, das in abstehendem Knötchen auf dem Kopfwirbel aufgebunden war, schien auf den gebräunten Nacken und die hartgearbeiteten Hände, in denen sich das Angesicht barg, um dicke, bittere Thränen durch die Finger zu weinen.

„Ei, Bärbel, was heulst du denn?“ klang es plötzlich neben ihr, und ein kleiner Gertentklappß auf das gesenkte Haupt ließ die Kleine erschrocken aufschauen.

„Hat dir jemand was gethan?“

Mit blödem Blick starrte Bärbel aus den rotge-

weinten Augen, seufzte tief auf und schüttelte wehmütig den Kopf: „Ach nä, gnä' Frölen, mir hät teens wat to Leed dohn! Awerst rohren*) möt ik doch!“

„Dämlich Dirn, wo kannst' di for nig so hebben!“ klang es voll wohlgemeinten Trostes zurück: „Wist' unsen leeven Herrgott int' Rügenwetter pfsuchen? Grief seggst mi, wat di ankommen is.“

Bärbel wischte krampfhaft mit dem Handrücken über das thränenüberströmte Gesicht. „Ach, gnä' Frölen, min' oarm Mudding — —“

„Man tau! Wat is mit se?“

„Se is sitn' poar Dagen all' frank und tau Bed, un' het Fever**) seggt de Doktor — — und min lütt Swestern un de Brauder sin nu ganz ohn' Upsicht, un teens do, wat min Modder waarten kan!“ rang es sich schluchzend von Bärbels Lippen. „Ach, lever God, ik mächt woll giern do sin!“

„Du Döskopp! Worüm gehst denn nich, und sitzt all' dor?“ war die unzweideutige, hastig hervorgestoßene Antwort. „Grief gehst to Hus!“

„Ach, ik ging so giern — awerst de Gös!“ Und Bärbel warf einen verzweifelten Blick über ihre schnatternden Untertanen. „Ja möt jo bi dat Deivelsviech blieven, Frölen Josephining!“

Das gnädige Fräulein sah ebenfalls betroffen drein,

*) Rohren — weinen.

**) Fieber.

„Do heft recht, wat is dobi tau maken? Hast nich enen, de för di hin könnt?“

Bärbel schüttelte trostlos den Kopf. „Is keen Menschenjeel' nich!“ Und abermals stürzten die Thränen aus ihren Augen. „Ach, wenn ik nur för'n Ogenblick nach'r seihn könnt?“



Da richtete sich Fräulein Josephine resolut in die Höhe, klatschte Bärbel mit der Weidenrute auf den Rücken, um die Nührung zu verbergen, und sagte kurz: „Sput di, oll' Rohrdirn, un' kief een's vör to Hus, ik hevv twei Stunn' Tid, ik blieb bi de Gös!“

„Ach, gnä' Frölen! Ach Frölen Josephining!“ jubelte die kleine Hirtin unter allem Schluchzen: „Sei willen bi de Gös blieven? Unse Herrgod vergelt's!“ Und sie sprang flink empor, reichte Josephine das Zeichen ihrer Macht, die lange Haselnußrute, und schüttelte die

Heuhalme von dem geslickten Rödchen. „It moat fixing! — Äwerst — gnä' Frölen — passen's of gaut acht, daß de Gös nich int' Noorn un in de Lüfften gahn, sonst freeg ik wat u'ppn Buckel!“ Und ehe nur die neue Stellvertreterin antworten konnte, flog Bärbel glücklich und behend wie ein Reh über Wiese und Feld dem nahen Dörschen zu.

Josephine stand momentan in ratloser Verlegenheit. Um sie her schnatterten und wackelten die Vögel des Kapitols, mit lauter Ovation die neue Herrin grüßend, welche es sich zur ersten Pflicht machte, die Haselnußgerte auf dem Federroße des revolutionären Gansers in Bewegung zu setzen, bis auch er, der einzige Rebell, das energische Regiment der Thronfolgerin anerkannte und sich leise psauchend in die Resseln des Chausseegrabens zurückzog.

Aufmerksam beobachtete die junge Dame ihre Schutzbefohlenen, jede Bewegung wurde streng überwacht, ob sich vielleicht ein Korn- oder Kartoffelgelüste der befiederten Unholde kund thue; aber alle Achtung vor Bärbels trefflicher Erziehung! Keine der Gänse machte nur Miene, das erlaubte Terrain zu überschreiten. Die Sonne schien heiß, und Josephine begann sich zu langweilen. Sie rückte mit kräftigen Armen das Heu in den Schatten eines Ebereschenbaumes, der mit vielen anderen laubigen Kollegen die waldfreie Seite der Chaussee säumte, bereitete sich einen nicht gerade raffiniert majestätischen, aber doch herrlich duftenden Königsthron und zog mit

einem Seufzer der Erleichterung den breiten Hut von den Haaren, um ihn recht fürstlich undankbar, gleich dem Mohren, der seine Schuldigkeit gethan, in die tiefste Tiefe des Grabens zu schleudern. Helles Licht flutete über das reizende Gesichtchen des gnädigen Fräuleins. Schelmerei und Mutwillen blitzten die dunkelblauen Kinder-Augen unter schwarzen, langgeschweiften Wimpern, schlugen sich voll auf in naiven, neugierig forschendem Staunen und verschleierten schüchtern den Blick lauterster Herzengüte, gleich dem keuschen Blumentelche, der vor unberu-fener Hand die Blättlein schließt, um nicht zu zeigen, wie reich und schön er ist. Kind und Jungfrau stritten sich noch um die Seele dieses Blickes. Jetzt streifte er nachdenklich das frischgewaschene Rattunkleid, das Herzeleid der Tante Renate, welches nun einmal volle acht Tage getragen werden muß, coüte que coüte! „Ich werde es völlig zerknittern“, überlegte die kleine Gänse-majestät, „und mir womöglich Grasflecken drein machen, außerdem ist es so steif und unbequem wie ein Brett! Es ist ja keine Menschenseele in der Nähe, und kommt wirklich ausnahmsweise etwas die Chaussee entlang, so sind es die Tagelöhner aus Groß-Stauffen oder die Milch-Zette, wer sollte sich denn sonst in diese Einsamkeit verlieren!“ Und gar nicht an die Möglichkeit irgend einer civilisirten Begegnung denkend, streifte Josephine flink den blauen Kleiderrock aus und trug ihn etwas abseits hinter das schirmende Ellerngebüsch, wo er gleich einem kugelrunden Luftballon an niederem Aste über der

Erde schwebte. Dann warf sie sich selbst in wohliligstem Behagen mitten in das Heu hinein.

Etliche Minuten verchränkte sie noch die Arme im dolce far niente unter dem Köpfchen und beobachtete mit blinzeln den Augen die rupfende und zupfende Herde Bärbel's, dann langweilte sie sich abermals, sprang auf, holte Goethes Gedichte aus dem Kleid und überließ die Gänse, in unerschütterlichem Vertrauen auf deren Wohlerzogenheit, ihrem Schicksal. Lang hingestreckt, dem Himmel den Rücken zutehrend und beide Ellbogen auf das Heu gestemmt, stützte sie den Kopf in die Hände und versank, ohne mehr rechts oder links zu blicken, völlig in den zauberischen Wogen Goethescher Poesie. Zuerst fand sie noch Zeit, die saftigen Grasshalme gedankenlos zwischen den Zähnen zu zermalmen; als aber Seite um Seite umflog, und die Augen immer größer und immer verständnisloser, als die Gedichte nicht nach der Qualität, sondern nach der Quantität verschlungen wurden, da standen auch die kleinen Perlzähne still, und ihre Besitzerin fand geistige Nahrung so überreich, daß vegetarische Genüsse vollkommen zu entbehren waren. Die Sonne aber stand am Himmel und zitterte mit einzelnen Strahlen über das wilblockige blonde Mädchenhaupt. Bärbel's grauen Zwickhsack, den Schutz gegen Regen, Sturm und Gewitter, hatte Josephine vorsorglich über ihr helles Unterkleid geschlagen, und nur die Nagelschuhe schauten wie kleine Ungeheuer, leise im Versrhythmus den Boden klopfend, aus den groben Falten hervor. Also

hütete die bereinstige Erbin von vielen Tausenden, Freiin Josephine Wetter von Stauffenberg, die Gänse an dem Chausseerain.

Wo der Fahrweg fast stundenlang durch die Waldungen führt, eintönig geradeaus durch stark duftende



Fichten und Kiefern, so eng bestanden und buschig, daß sie sich wie hohe, grüne Wände an beiden Seiten hinziehen, oder lichter werdend wie schlanke Palmenschäfte emporragen, von deren knorrigen Häuptern die Nadelbärte male-
risch herniederwehen, trabten langsam durch die fuß-
hohen Sandfurchen zwei Reiter. Das Gespräch stockte momentan; der letzte Gewitterregen hatte einen

beträchtlichen Teil des lojen Sandwalles herniedergeschwemmt, und die Passanten waren genötigt, eine Strecke Weges hintereinander zurückzulegen.

„Zum Teufel mit dieser gottvergessenen Einöde!“ grollte der jüngere der beiden Herren, seinen eleganten Goldfuchs parierend, um hinter dem Begleiter zurückzubleiben. „Sollte man solche Zustände im neunzehnten Jahrhundert für möglich halten! Bei Nacht bricht

man sich hier Hals und Beine — stop, ‚Golden dream‘, stop! —“

Der Sprecher war ein auffallend schöner Mann, seine Bewegungen die eines vollendeten Kavaliere. Groß und schlank, von jener leichten und graziosen Sicherheit im Sattel, die auf den ersten Blick den Sportsmann verrät und die in dieser Vollendung nur dem Kavallerieoffizier eigen ist, trug seine ganze Erscheinung das Gepräge sorglos lachender Heiterkeit. Dunkel flammende Augen erzählten unter der Devise „Ich kam — man sah mich — und ich siegte“ — ein übermütiges Lustspiel von Triumphen, zu welchem der spöttische Zug um die Mundwinkel, der die Lippen so herausfordernd, fast leichtsinnig über den blendenden Zähnen schürzte, das ewig alte und ewig neue Drama von dem gebrochenen Herzen hinzufügte. — „Pour passer le temps!“ lautet sein gewissenloser Refrain. Ein dunkler, sehr zierlicher Schnurrbart korrespondierte mit dem Haupthaar, welches in lockiger Fülle, wohlfrisiert, die Stirne umrahmte; das Civil war nicht dandyhaft, aber mit Geschmack und viel Sorgfalt gewählt.

Anders, durchaus anders sein Begleiter. Von großer, vierschrötiger Figur und etwas linkschen Bewegungen, mit einem breiten, frischgeröteten Gesicht, aus dem zwei hellblaue, unendlich treuherzige Augen schauten, gelbblondem Bart und ebensolchem Haupthaar. Es gab wohl nicht leicht einen größeren Kontrast, als zwischen ihm und seinem Gefährten. Er wandte das Haupt und

lachte: „Man sieht, wie verhöhnt du bist, Günther, wie wenig Hindernissen du bis jetzt, excepté im Steeple-Chase, auf deinem Lebenswege begegnet bist. Danke den Göttern für diese Sandschanzen und nimm sie mit gewohnter Schneidigkeit, sie verhüten die zweite Auflage einer Polystratestragödie!“

„Dafür hat bereits mein Vater gesorgt, als er meine Wiege auf den sterilsten, langweiligsten Sandboden des ganzen Deutschen Reiches stellte“, war die grollende Antwort, „als er mich jetzt um die schönsten Wochen meines Urlaubs kränkte, den modernen Robinson Crusoe auf der eigenen Scholle zu spielen! Mille diables, ich war absolut nicht neugierig auf hiesige Verhältnisse und wäre wirklich nicht auf Helgoland an Sehnsucht nach dem Schloß meiner Ahnen gestorben, aber der Alte that's nicht anders, ich soll durchaus in dem stolzen Gefühl eines Großgrundbesizers hier schimmelig werden!“

„Bist du denn wahrlich zum erstenmale hier, Freund Fortunatus? Unbegreiflich! Ich finde deine Heimat charmant, eine Idylle voll Frieden und Ruhe, die mir wohlthut wie ein Schluck frischen Wassers nach langer, brennender Ode inmitten des erstickenden Residenzstaubes!“

„Ja, das bist du auch, mein braver Hattenheim! — Quellwasser, Schwarzbrot und ein Hüttchen, in dem Raum für ein glücklich liebend Paar ist, das sind die hohen Anforderungen deines Geschmacks!“ lachte Günther voll gutmütigen Spottes auf. „Hätte ich nicht gewußt,

welch ein rührend genügsamer Kerl unter deiner Flachsperrücke steckt, ich hätte niemals meine Einladung nach Lehrbach riskiert. Gott sei Dank, daß du hier bist; alter Junge, ohne dich wäre aus dem Prinzen Fortunatus bereits ein Fliegen klatschender Hypochonder geworden. Aber Thatsache ist es, daß ich zum erstenmale, wenigstens mit Vollbewußtsein dieser Zumutung, Schloß Lehrbach mit meiner Gegenwart heimsuche. Siehst du, Hattenheim, das kam so: Bis zu meinem siebenten Lebensjahr bewohnten meine Eltern ihre hiesige Besitzung jeden Sommer und siedelten erst nach meines Vaters schnellem Avancement dauernd in die Residenz über, und von da an war Mama, schon damals viel leidend, stets genötigt, statt Lehrbach heilsame Bäder aufzusuchen. Die Güter wurden verpachtet, Mama starb, und mein Vater stieg so hoch in Amt und Fürstengunst, daß er weder Zeit noch Gedanken für seine Scholle hatte. Wenn du einmal Minister bist, lieber Reimar, wirst du das begreifen. Ich hatte natürlich auch mehr zu thun, als hier die Wotten auszuklopfen, und so kam's, daß selbst meine Kindererinnerungen, bis auf mein Mooshaus im Park, pardon, einschließen und vergilbten.“

„Und jetzt? Seine Excellenz der Minister nebst dem Herrn Sohn zu gleicher Zeit auf vier Wochen allhier in den ‚oubliettes‘ zu Lehrbach freiwillig eingekerkert?“ Über Hattenheims frisches Gesicht flog das behagliche Schmunzeln, welches ihm bei einem vermeintlichen Wiß eigen war.

„Oubliettes' ist gut!“ lachte Günther. „Aber ‚freiwillig‘ ist eine Niete, Dicker! Meine Bereitwilligkeit wenigstens hatte den Kappzaum auf, und mein Vater? Sieh 'mal du, die jährlichen Renten sind ganz infame Tyrannen, die rütteln selbst eine Excellenz aus ihrer Apathie! Unser Pachtkontrakt war abgelaufen, und neue Abschlüsse bedingen eine genaue Kenntniss der Sachlage, ergo hieß es: An die Pferde! Der alte Graf und Herr zu Lehrbach aber fürchteten sich vor Einsamkeit und Langeweile, darum kommandierte er seinen Sohn Job Günther, Grafen und Herrn zu Lehrbach, zur persönlichen Dienstleistung, und da dieser Unheil und heraufziehende Wetter ahnte, sorgte er beizeiten für einen Blitzableiter, welcher allhier hoch zu Ross breit und wohlgenährt vor ihm her tragt, — — nichts für ungut, lieber Hattenheim! Dieses notwendige Übel bist du!“

Bei den letzten Worten dirigierte Graf Günther seinen Goldfuchs „Golden dream“ in kurzer Wolte an die Seite seines Freundes, da der Weg wieder breit und frei vor ihnen lag.

Ein fast zärtlicher Blick Reimar von Hattenheims streifte das schöne Antlitz des Kameraden, dessen lustiges Lachen, ging dasselbe selbst auf Kosten seiner eigenen oft bewinkelten Persönlichkeit, zum Sonnenschein seines einsamen Lebens geworden war.

Beide jungen Männer standen bei einem Regiment, den in der Residenz garnisonierenden Husaren, wohnten einander vis-à-vis und waren sogar durch Urvater Adam

und eine eingeheiratete Cousine etwas verwandt. Hattenheim, früh verwaißt und viel auf sich selbst angewiesen, still und bescheiden, durch manch' bittere Erfahrung verschlossen und neuen Bekanntschaften unzugänglich, war langsam, sehr langsam, aber desto sicherer der Freund Lehrbachs geworden. Les extrêmes se touchent — so verschieden wie die beiden Charaktere, so verschieden waren auch die Motive der Freundschaft, welche erst verschiedene Stadien zu durchlaufen hatte, ehe sie sich zu dem aufrichtigen, von beiden Seiten so ehrlich gemeinten Verhältnisse rückhaltlosen Vertrauens herangebildet hatte. Lehrbach, durch Glück und Sonnenschein verwöhnt und etwas oberflächlich beanlagt, war egoistisch und berechnend, wenn auch nur in Beziehung auf seine Persönlichkeit und das mit derselben verknüpfte Supremat über Parkett und Herzen. Sein letztes Stück Brot hätte er ohne Besinnen, sein Hab und Gut vielleicht leichtsinnig mit Hattenheim und manchem anderen seiner Kameraden geteilt, aber Frauengunst und den in heißem Kampf eroberten Platz als Löwe des Tages, als enfant chéri der Residenz, den theilte er mit niemandem, selbst mit dem braven Hattenheim nicht. „Ich will keine anderen Götter haben neben mir!“ blitzten seine dunklen Augen, und diese, seine eifersüchtige Eitelkeit, war die erste egoistische Ursache seiner Annäherung an Keimar gewesen. Es war eine seltene und auffallende Thatsache, daß Günthers Kameraden fast sämtlich sehr beliebte Gesellschafter waren, entweder durch ein einnehmendes Äußere oder durch mannigfache

Talente ausgezeichnet, die sie überall zu gerngeesehenen und bevorzugten Gästen machten. „Es ist zum Majendwerden mit dem Grafen Broned!“ hatte Lehrbach oft mit dunkelrot echauffiertem Kopf gerufen. „Da stellt sich der Kerl hin und singt — bah Unsinn, brüllt sage ich — ein paar sentimentale Lieder, und Mütter und Töchter verdrehen die Augen und laden ihn womöglich ganz en famille zum Musizieren ein! — Ebenso mit Brocksdorff, Neuenstein und Odowig! — Warum? — Weil sie Geige und Klavier spielen, aber wie? — Schauderhaft! Daß ich immer Leibschmerzen bekomme! — Und trotzdem treiben die Damen einen förmlichen Kultus mit den Kerls, — immer Soireen und Musik — wo unsereiner die Wand dekoriert und sich vorkommt wie Butter an der Sonne!“ —

Als Hattenheim aus einem schlesischen Ulanenregiment nach D. versetzt wurde, nahm Lehrbach den neuen Vetter und Kameraden sofort unter den Arm und führte ihn längere Zeit spazieren. Da wurde ein hochnotpeinliches Verhör über ihn verhängt:

„Sagen Sie mal, Verehrtester, spielen Sie Klavier — oder Geige — oder sonst so eine „Zammerschachtel?“ fragte er mißtrauisch.

Hattenheim schüttelte erstaunt sein strohgelbes Haupt. „Nein, lieber Vetter, nur Stat und meine Tante, deine Tante.“

„Famos! Sehr nett von Ihnen — aber singen oder dichten Sie vielleicht? — Lyrische Verse sind mir größ-

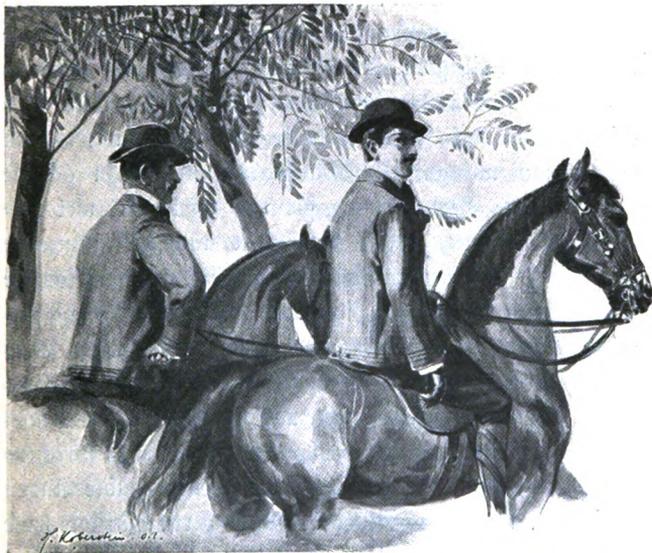
lich — geradezu gräßlich sage ich Ihnen! Unser guter Neuenstein dichtet mit wütender Konsequenz! Die armen Herrschaften, namentlich Prinzess Sylvie, bekommen diese Stiefkinder Gratos meuchlings beigebracht — duzendweise, und jedes unter anderem Namen, z. B. ‚Sonett‘ oder ‚Ballade‘ oder ‚Distichon‘ — oder was sich der Kerl all für Namen dazu ausdenkt — lächerlich, auf Wort; er blamiert sich nur damit! — Aber — pardon — Sie dichten vielleicht selber?“

Ein fast entsetzter Blick traf ihn aus den hellblauen Augen Neimars: „Niel — Niel . . . Ich habe absolut kein Geschick dazu, ich bin überhaupt sehr stiefmütterlich von der Natur bedacht, ich besitze kein hervorragendes Talent! Aber ich liebe und verehere die Kunst!“

„Natürlich, ich auch, Wetterchen — ich male — wie man sagt sogar ganz passabel! — Aber zum Kuckuck, das nützt mir doch nichts im Salon! Man kann doch keine Porträtierabende arrangieren! Also kein Talent? hm . . . thut gar nichts, Hattenheimchen, es wäre ja fürchterlich, wenn nur noch Genies geboren würden! A propos — Sie soupiieren heute abend mit mir, selbstverständlich! Werden doch bei Verwandten keine Umstände machen! Papa hat einen excellenten Weinkeller — allons donc!“ Noch einen Blick über des Wetters Antlitz und Figur, die so gar nicht den Eindruck eines „schneidigen Schmerenöters“ machten, und in Lehrbachs Herzen jubelte es: „Heureka! Dies ist mein Mann!

Dies ist die Folie für mich, welche ich brauche, dies ist ein Freund, den Frau Fortuna, meine hohe Gönnerin, speziell für mich im lieben Schlesien gebacken hat!"

Und von Stund' an nahm er den Vetter mit so viel — erst gekünstelter, bald aber herzlicher Liebens-



würdigkeit in Beschlag, daß sich fast unbewußt für beide ein reger Verkehr anbahnte, welcher bald eine feste und bleibende Freundschaft wurde, deren trefflicher Einfluß namentlich bei Lehrbach seine edlen Früchte trug. — Er lernte in dem unbedeutenden, gesellschaftlich so völlig übersehenen Freund einen Charakter kennen, so goldgetreu

und selbstlos, so wahrhaft ritterlich und bieder, daß er seine Nähe nicht mehr aus Egoismus, sondern aus verehrungsvollster Zuneigung suchte. — Und Hattenheim? Das herzliche Entgegenkommen des bedeutend jüngeren Veters that dem schüchternen, und dadurch sehr vereinsamten Manne wohl; mancherlei Winke betreffs des Hoflebens, der neuen und ungewohnten Verhältnisse, die eifrige Bereitwilligkeit, ihn bei einflussreichen und beliebten Familien aufs beste einzuführen, verpflichteten ihn und erfüllten ihn bei seiner so wie so schon sehr sensiblen Natur mit unbegrenzter Dankbarkeit. — Dazu gesellte sich eine tiefe Bewunderung für den gefeierten, viel umworbenen Mann, dessen Schönheit und die glänzende Begabung, dieselbe im Vollbesitz gesellschaftlicher Routine zur Geltung zu bringen, ihm das Ideal eines Kavaliere verwirklichten! Auch erkannte er in seiner großen Vorliebe für alles, was Kunst heißt, das wirklich beachtenswerte Talent Günthers, der mit Leichtigkeit den Pinsel und Stift führte und mit wenigen Strichen ein so sprechendes Porträt lieferte, daß es selbst wenig geübte Augen frappieren mußte! — Aber Lehrbach vernachlässigte seine Studien, weil das „alberne Gefleze“ absolut undantbar und im Salon ja außer zur Dekoration durchaus unbrauchbar sei! — Erst auf langes, dringendes Bitten Reimars entschloß er sich, durch vorzügliche Stunden sein Talent zur Vollenbung zu bringen, und dankte ihm nun manchen Triumph, welchen er sich vorher gar nicht hatte träumen lassen. — Hatten ihm doch seine Karikaturen,

welche er so feck und amüſant auf die Tanzkarten kriegelte, den erſten Rotillonorden der Prinzefſ Sylwie eingetragen!

Weit entfernt, auch nur die mindeſte Konkurrenz zu ſuchen, freute ſich Hattenheims ſelbſtloſe Seele in faſt väterlicher Liebe der Erfolge des Lieblingſ, ſtrahlend vor Stolz und Freude über dieſelben, als ſeien ſie ihm und nicht Günther geworden, und von rührender Gutmütigkeit, wenn der deſpotiſche Freund in übermütiger Laune den Pfeil des Wißes ſelbſt auf ihn abſchnellte. —

Lehrbach fühlte ſich unſagbar wohl dabei. — „Sag mal, Dicker, haſt du eine unglückliche Liebe, oder biſt du heimlich verlobt oder ohne Herz zur Welt gekommen?“ fragte er einſt am Morgen nach einem Valle, als er an Hattenheims Seite einen „Katerritt“ unter den Fenſtern des linken Schloßflügels machte. „Ich bin nie im Leben einem ſo ſtockfiſchigen Kerl begegnet wie dir! — Warum tanzt du nicht? Fürchteſt du deinem trefflich gedeihenden Embonpoint Abbruch zu thun, oder ſtudieſt du auf den Junggeſellen?“

„Keins von beiden, Kleiner, ich will dir nicht in das Gehege kommen!“ Hattenheim ſchmunzelte und hieb mit der Reitgerte ein dürres Blatt von dem tiefhängenden Kaſtanienzweige. —

„Bêtise! Mit dieſer Ausrede laſſe ich mich nicht abſpeiſen — Hand aufs Herz, Keinz, ſchlägt's für keine einzige?“

Leider noch immer nicht! Seit fünf Jahren ſuche ich mein Ideal und finde es nicht, bin wohl zur unrechten

Zeit auf die Welt gekommen! Lat bee, ich vermissе es nicht, und füge mich meinem Schicksal —“

Lehrbach fixierte mit mißtrauischem Seitenblick das Antlitz des Sprechers, das sich plötzlich mit einem melancholischen Aufseufzen tief zur Brust neigte. — „Hattenheim, ich verlange Offenheit von dir! Ist es vielleicht ein und dieselbe, die wir —“

Leises Auslachen unterbrach ihn. — „Nein, auf Wort nicht, Vetter! Hier meine Hand drauf, unser Geichmack ist sehr verschieden! Ich bin seit meiner Jugend einsam, an keine Weiber gewöhnt, darum mache ich vielleicht unmögliche Anforderungen an meine Zukünftige! Noch aber bin ich Freiherr — frank und frei von jeder Neigung!“ —

„Ich glaube es dir. Aber eins, Reimar, wenn du jemals glaubst die Rechte gefunden zu haben, so komme ich zu dir, und frage um Erlaubnis, ob ich sie lieben darf!“ — fiel der junge Offizier heiter ins Wort, mit sichtlichem Ergözen den Argwohn im Auge Hattenheims beobachtend: „Bis dahin aber passons la dessus —!“

Schweigend ritten beide Herren neben einander. Die Hufschläge der Pferde verklangen im tiefen Sand, selten, daß eines derselben aufschnauzend die Mähne schüttelte, oder ein Sporn mit leisem Silberklang den Bügel streifte; keine Menschenseele weit und breit, es war ein einsamer, langweiliger Weg, der Schloß Lehrbach und Großstauffen verband.

Der Wald schnitt zur einen Seite ab und machte

wogendem Ahrenfeld Platz, während die Chaussee scharf umbog und, von Ebereschenbäumen eingefasst, sich allmählich in eine Wiesenebene senkte, aus deren buschigem Hintergrunde rote Dächer und der graue, viereckige Schloßturm von Stauffen aufragten.

Hattenheim hatte in tiefe Gedanken verloren das Haupt geneigt und starrte mechanisch auf den glänzenden Nacken seines Braunen, als er sich plötzlich fest am Arm gefaßt fühlte, und Günthers Stimme ihm hastig ins Ohr raunte: „Stop, Heinz!“

Der Genannte zuckte empor und blickte seinen Gefährten überrascht an; ehe er aber die Lippen zu einer Frage öffnen konnte, fuhr Lehrbach flüsternd fort: „Pst, ein reizendes Bild, Dicker, eine famose Idylle!“

Hattenheim straffte die Bügel und folgte mit dem Blick des Kameraden Finger, der sich auf den Straßenrain dicht vor ihnen richtete.

Dort graste in friedlicher Eintracht eine Gänseherde zwischen Klee und Buntblümlein, im hellglänzenden Sonnenlicht, während etwas abseits auf einem Heuhaufen ihre Hüterin den goldblonden Kopf in die Hand stützte und durch den Inhalt eines kleinen Buches so gefesselt schien, daß sie das Nahen der Fremden nicht bemerkt hatte. Das reizende Profil war den Reitern zugewandt und hob sich in weichen, reinen Linien von dem schattigen Hintergrund ab.

„Famoses Idyll!“ flüsterte Lehrbach, ohne den Blick von dem blonden Mädchenkopf zu wenden. „Eine länd-

liche Studie, wie sie gar nicht besser zu finden ist! Habe ja Prinzess Sylvie etliche Beweise meines Fleißes versprochen, Land und Leute aus Lehrbach; die kleine Hoheit hat merkwürdiges Interesse dafür! Donnerwetter, welch süßes Gesichtchen! „Gänseliesel“ soll den Reigen eröffnen, Hattenheim, mille diables! Hast du jemals solch ein reizendes Modell gesehen?“

Lehrbach zog eifrig sein elegantes Skizzenbuch aus der Brusttasche und warf einen schnellprüfenden Blick auf die Bleistiftspitze: „Halte, bitte, 'mal den Gaul so lange, Dicker, ich will mich schnell etwas näher pirschen, ehe meine ländliche Schöne ihre Katechismusstudien beendet hat — lernt gewiß die sieben Bitten für den Herrn Pfarrer . . .“ Und der junge Offizier schwang sich so lautlos wie möglich aus dem Sattel, warf Hattenheim die Zügel zu und schlich behutsam in dem weichen Sande näher bis zu dem nächsten Steinhaufen, auf dem er sich, allerdings nicht ohne Überwindung, nieder setzte und, das Buch auf den Knien, eifrig zu zeichnen begann.

Sein ahnungsloses Modell verhielt sich meisterlich ruhig, das Umschlagen der Seiten geschah schnell und ohne die Stellung zu verändern, und wenn sich die kleine Hand hie und da regte, um die vorfallenden Löcher aus der Stirn zu streichen, so hinderte das den jungen Künstler keineswegs, ein allerliebste ähnliches, wenn auch ein klein wenig karikiertes Porträt zu liefern, denn der vielfach geflickte Sack, welcher ihre Figur einhüllte, und die plumpen Nägelschuhe traten in humoristischer

Treue hervor, auch etliche der gefiederten Unterthanen grupperten sich in scherzhaftesten Posen um die junge Gebieterin.

Mit amüsiertestem Lächeln sah Günther schon nach kurzer Zeit auf die vollendete Zeichnung hernieder, schrieb mit kräftigen Zügen: „Gänseliesel“ und das Datum darunter und verglich alsdann Original und Kopie noch einmal mit prüfendem Blick. „Wie schade, daß sie die Augen niederschlägt“, dachte er, „es geht dadurch viel Schönes verloren! Schönes? Natürlich, in solch allerliebsteß Gesicht gehören ein paar Musteraugen, groß — lachend — natürlich blau, nach dem Blondkopf zu schließen! — Teufel noch eins, wenn die kleine Hexe doch einmal aufsehen wollte!“

Aber „Gänseliesel“ sah nicht auf, und der junge Offizier erhob sich, schritt lautlos, wie er gekommen, zu dem Pferde zurück und reichte Hattenheim die Skizze empor.

„Die hätten wir!“ lachte er leise. „Eine Entführung, so heimlich, daß selbst die Hauptperson keine Ahnung davon hat! — Nun? „Zur Kritik meine Herren!“ Ich warte auf dein unmaßgebendes Urteil, lieber Dicker!“ Mit einem Blick, in welchem Übermut und eine kleine Dosis Selbstzufriedenheit um den Vorrang stritten, blickte er zu dem Freunde auf und lehnte sich, seine Antwort erwartend und die Zügel in der Hand, gegen seinen Goldfuchs zurück.

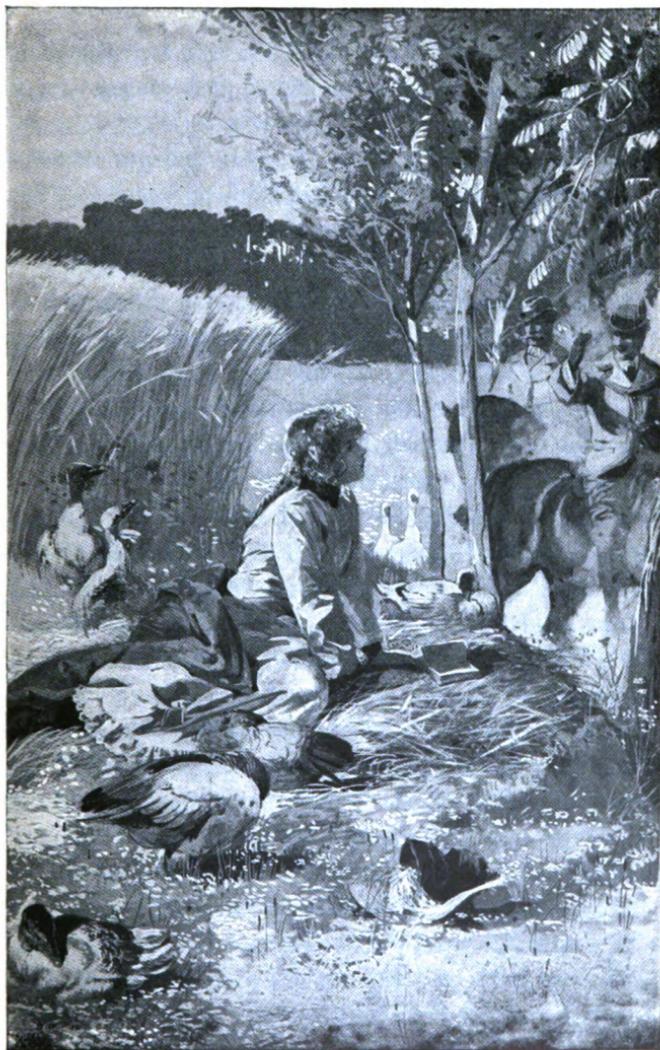
Lange, fast ungewöhnlich ernst blickte Hattenheim

auf das kleine Bild in seiner Hand hernieder. Ein vergleichender Blick flog nach der Leserin im Heu hinüber, um sich alsdann abermals auf die Zeichnung zu senken, während ein mildes, warmes Lächeln seine Züge verklärte.

„Mirabile visu!“ murmelte er und nickte ein paar-mal sinnend vor sich hin. „Ein herziges Gesicht und eine vortreffliche Zeichnung. Es kommt mir vor, als sei dir lange nicht eine solch frappante Ähnlichkeit gelungen, und doch sind's nur wenige Striche und gesenkte Augen! — Danke dir, Günther, du bist ein ganzer Kerl!“ — und er warf noch einen Blick auf das Papier und reichte Lehrbach das Skizzenbuch zurück. Dieser klappte es zu und schob es in die Brusttasche.

„Ja, leider gesenkte Augen!“ sagte er, sich elastisch in den Sattel schwingend. „Aber nur auf dem Papier, in Wahrheit soll sie uns sofort den blauen Himmel ihrer Seele entschleiern! Hübsch gesagt, was? Ist auch nicht von mir! — Vorwärts jetzt, avançons!“ Und ein leichter Zungenschlag ließ den Fuchs von neuem ausgreifen.

Gattenheim folgte fast mechanisch, um Halseslänge hinter dem Kameraden zurückbleibend, der dicht am Chauffeurain in beschleunigtem Tempo seinem Modell entgegen eilte. Immer noch klangen die Hufe gedämpft im Sande; Lehrbach zog die Kornblume aus dem Knopfloch und warf sie mit geschicktem Schwung nach dem Buche der so außerordentlich vertieften Leserin, die je-



doch in demselben Augenblick schon emporschrak und mit zwei großen, dunkelblauen Augen fast entsetzt auf die Reiter starrte.

„Nun, kleine Heiderose, so ganz und gar vertieft?“ lachte der schöne Mann, sein Roß parierend. „Welch ein interessantes Buch haben wir denn da vor?“ Dunkle Blutwellen ergossen sich über das Gesicht Josephinen³, sie schlug erschrocken den Goethe zu und richtete sich mit schnellem Ruck empor. Momentan ruhte Auge in Auge, dann wiederholte sie plötzlich mit staunender Freude: „Heiderose?“ Und ehe nur Lehrbach ihr seltsames Benehmen deuten konnte, blätterten auch schon ihre Finger in fast zitternder Hast von neuem in dem Buch.

Günther blickte Hattenheim lachend an: „So naiv, daß sie selbst die botanische Eloge nicht begreift!“ Und sich abermals zu Josephine wendend juhr er fort: „Pardon, mein schönes Kind! Ich bitte, noch einen Augenblick die Lektüre zu unterbrechen und mir eine Frage zu beantworten!“

Aber Gänselfiesel schien seine Worte nicht zu hören, ihr Auge starrte auf das Buch. „Ganz recht!“ rang es sich wie in lautem Selbstgespräch von ihren Lippen, „Nüßlein auf der Heiden!“ und sie ließ das Buch sinken, blickte mit dunkeln, glänzenden Augen zu ihm auf und dachte im Herzen: Also der ist dein Glück!

Lehrbachs scharfer Blick fiel auf das Buch. Er sah gedruckte Verse und ein vierblättriges, frisches Kleeblatt, welches zwischen den Blättern lag.

„Aha, Gedichte?“ rief er, die Hand nach dem Goethe ausstreckend, „darf man wohl sehen, welcher glücklicher Meister hier mit Haupt und Haar verschlungen wird?“

Wie gebannt hing Josephinens Blick an seinen lachenden Zügen, heißes Rot brannte auf ihren Wangen, und fast mechanisch reichte sie das Buch empor.

„Goethe? Grâce à Dieu!“ die schlanke Figur des Grafen bog sich zu Hattenheim zurück, „Dicker! Ich thue der Gegend hier Abbitte dafür, daß ich sie eine Wildnis genannt habe! Mehr Kultur als die Klaffter auf der Gänjewiese kann man doch bei Gott nicht verlangen!“ Und sich zu Josephine zurückwendend sagte er mit langem Blick in ihre Augen: „Ein Bierblatt? Frisch gebrochen! Wissen Sie auch, kleine Schönheit, daß dies Glück bedeutet?“ Fräulein Wetter von Stauffenberg nickte eifrig. „Es ist ja schon eingetroffen!“ lachte sie voll reizender Naivität.

„So? Und inwiefern, wenn man fragen darf?“

„Nun — Sie kamen des Wegs und nannten mich ja Heideröschen!“ entgegnete sie treuherzig.

„Und das ist ein Glück!“ Lehrbachs flammendes Auge ließ das junge Mädchen plötzlich verwirrt die Wimpern senken, sie suchte stotternd nach einer Antwort, aber der Reiter fuhr nach einem abermaligen Blick in das Gedichtbuch leiser fort: „Sah ein Knab' ein Nöslein stehn, Nöslein auf der Heiden! Wie nun, wenn dieses Gedicht zur Wahrheit geworden wäre, wenn der

Knab' — und der bin ich — das morgenschöne Mädchen wirklich mit tausend Freuden anjähre?" Ein unbeschreiblicher Blick traf ihn aus den klaren Kinderaugen, lachendes Entzücken, Verlegenheit und süße Scheu waren sein Gemisch.

„Wer sind Sie denn? Und was wollen Sie hier bei uns?“ fragten die roten Lippen, ohne näher auf seine Frage einzugehen.

„Meinen Mut beweisen, daß ich mich nicht vor Rosendornen fürchte!“ lächelte er, gerade im Begriff, noch einen Schritt näher zu reiten. In demselben Augenblick aber klang es laut und jubelnd über die Wiese: „Frölen Josephining! Dar bin ik torück!“ Als er erstaunt aufblickte, sah er ein schlanke, ärmlich gekleidetes Bauernmädchen querselbein durch den Kartoffelacker laufen, um mit wenigen Schritten neben den Reitern und Josephinen zu stehen.

„Gnä' Frölen, se sull gliest haben kumm!“ rief Bärbel atemlos, faßte schnell die Hand der Baronesse und küßte sie voll dankbarer Innigkeit: „Ik dank of, daß se up de Gös achte passt hebben, un' min Mudding of, se is better, un' min lütt Brauder wart' je!“

Lehrbach und Hattenheim wechselten einen Blick maßlosen Erstaunens. „Gnädiges Fräulein?“ wiederholte Lehrbach, den Hut abziehend, „ich bitte tausendmal um Pardon, ich ahnte wirklich nicht — —“

„Daß hier zu Lande die adligen Damen Gänse hüten?“ lachte Josephine übermütig auf: „Das ist auch

drollig, nicht war?“ Und die Händchen in unverhohlenem Vergnügen zusammenschlagend, fuhr sie heiter fort: „Ich merkte ja gleich, daß Sie mich mit Bärbel verwechselten, weil sie gar keinen Respekt vor mir hatten! Haha! Was für ein komisches Gesicht Sie machen! Ich könnte mich totlachen über Sie!“ Und Josephine zeigte mit so viel schelmischer Bosheit ihre Perlzähne, als wollte sie wirklich mit dem Totlachen Ernst machen.

„Sie sehen mich allerdings außerordentlich stupéfait, meine Gnädigste“, rief Lehrbach, sich schnell in seine eigentümliche Situation findend und ihr, gleich wie die junge Dame, die humoristische Seite abgewinnend, „auf solch allerliebste Capricen war ich allerdings nicht vorbereitet, und trotzdem ich mich jetzt unbarmherzig von Ihnen auslachen lassen muß, so beklage ich dennoch keinen Augenblick diese kleine Mystifikation, welche mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft schon etwas früher, wie erwartet, verschaffte. Gestatten Sie, meine Gnädigste, daß ich Ihnen meinen Freund, Leutnant von Hattenheim, vorstelle“ — und mit einem abermaligen, noch tieferen Neigen seines Hutes fügte er langsamer hinzu — „ich habe den Vorzug, Ihr Gutsnachbar zu sein, Graf Lehrbach!“

Josephine hatte sich emporgerichtet und stand beiden Herren gegenüber. Bärbels Regensack hielt sie noch immer gleich faltenreichem Pèplum um ihr Unterkleid geschlagen, das blonde Haar hing in halb gelösten Flechten, reichlich mit Heuhalm durchzogen, über den Rücken,

und die Weidenrute in der Hand vervollkommnete den originellen Eindruck ihrer Erscheinung, die jetzt alles Versäumte mit feierlich tiefem Kompliment wieder gut machen wollte. Zum erstenmale traf ihr Auge Hattenheim, der sich schnell und etwas linksich verneigte, aber es war nur ein flüchtiger, gleichgültiger Blick, welcher das flachsgelbe Haupt streifte, dann zog ein rosiges Lächeln über ihr reizendes Gesichtchen, und sich abermals an Lehrbach wendend, klang es wie leiser Jubel zu ihm auf: „Sie sind unser Nachbar? Sie wohnen jetzt in Lehrbach? O wie prächtig ist das, und wie freue ich mich darüber. Es war so einsam bei uns, alle Güter ringsum verpachtet, es kam mir oft recht langweilig vor, obwohl ich's nie anders gewohnt war! Aber nun wird es besser, nun kommen Sie öfters zu uns, nicht wahr?“ Sie reichte ihm in herziger Unbefangenheit die kleine Hand entgegen, welche Günther hastig umschloß; sein Blick fiel dabei auf die braungebraunten, arg verwilderten kleinen Finger, die sich doppelt grell gegen das zarte Perlgrau seiner Handschuhe abzeichneten; ein Lächeln huschte um seine Lippen.

„So bald und so oft, wie Sie uns gestatten, mein gnädiges Fräulein! entgegnete er galant, mit einem abermaligen, langen Blick in ihre Augen. „War so jung und morgenschön, lief er schnell, es nah' zu sehn! Sie dürfen ja nicht vergessen, daß Sie das Heideröslein sind und von mir, dem ‚wilden‘ Knaben am Wege gefunden wurden!“

Josephine nickte strahlenden Auges, aber durchaus harmlos mit dem schlanken Köpfchen: „Ja, ich wußte es, daß mein Kleeblatt Glück bringen mußte!“ rief sie in schmeichelhaftester Aufrichtigkeit. — „Und ich werde auch Pfarrers Friedel nie mehr verspotten, wenn — —“

Bärbel zupfte sie unruhig am Kleid: „Gnä' Frölen, se sullen jo glicke haben kumm', seggt de gnä' Fru, se sullen im Gaarden Stidelbeeren plucken!“

Abermals zuckte es um Lehrbachs Mundwinkel wie mühsam verhaltenes Lachen: „Wir halten Sie auf, meine Gnädigste“, jagte er, „und entziehen Sie Ihren häuslichen Pflichten! Gestatten Sie, daß wir uns morgen bei Ihren verehrten Eltern die Erlaubnis holen, recht häufige Gäste in Groß-Stauffen zu sein, und um den Vorzug bitten, auch Lehrbach auf den Empfang seiner verehrten Nachbarn vorbereiten zu dürfen?“

Josephine stimmte eifrig zu: „Ja, kommen Sie morgen! Und recht früh — und dann recht lange da-bleiben — ich will's Onkel und Tante gleich sagen“ — sie unterbrach sich plötzlich und legte den Finger an die Lippen — „Halt, da will ich Ihnen gleich einen schlauen Rat geben!“ sagte sie geheimnisvoll. „Wenn Sie wollen, daß Onkel Bernd Ihnen recht gut sein soll, dann müssen Sie sehr viel von unserem lieben Kaiser sprechen, dann erzählt er Ihnen gleich seine Lieblingsgeschichten, und Tante Renate, wenn Sie der nicht die Puten im Hof jagen, wird die auch schon nett sein.“

Jetzt lachte Lehrbach sein volles, übermütiges Lachen.

„Unbeforgt, gnädiges Fräulein, die Puten und Tante Menate sollen sich nicht in der Friedfertigkeit zweier Husaren getäuscht haben! Ich danke Ihnen herzlich für den vortrefflichen Rat und küsse Ihre kleine Hand dafür! Also auf Wiedersehen, und hier das Buch mit all dem Glück, welches es in seinen Blättern birgt: Sah ein Knab' ein Möslein steh'n, Möslein auf der Heiden!“ Mit seinem dunklen Baublick neigte er sich tief hernieder, legte „Goethes Gedichte“ in die Hand des Gänselesels zurück und schwenkte grüßend den Hut. „A revoir!“ Der Goldfuchs bäumte hoch auf, schwenkte kurzum und trug seinen Reiter in schlankem Trab die Chaussee zurück. Auch Hattenheim hatte gegrüßt, aber Josephine besaß nur zwei Augen, und deren Blick hing wie gebannt an dem „wilden Knaben“, der schön und ritterlich, wie Sankt Georg der heilige Streiter, dahin sprengte; so warf er ohne Dank und Gegengruß mit einem leisen melancholischen Zucken um die vollen Lippen auch sein Roß herum und folgte dem Freund.





„Wie neu felt ihr in dieser alten Welt!“
König Johann. III. Aufj. 4. Sc.

II.

Die Sonntagssonne strahlte über Schloß Stauffen. „Schloß“ Stauffen? Man nannte es so, hörte es so nennen und dachte nicht weiter darüber nach, inwieweit der stolze Titel mit dem einfachen Träger im Einklang stand; wenn man aber von der westlichen Parkseite die hohe, graue Mauer vor sich sah, deren Giebel sich so altersschwach vornüber neigte, dann mußte es einem unwillkürlich vorkommen, als senke Schloß Stauffen tief beschämt sein runzeliges Angesicht in gerechter Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit auf die wohlthönende Eloge des Volksmundes. Durch ein hohes, gewölbtes Steinthor betrat man den viereckigen, stellenweise gepflasterten Hof, auf den die Front des Schlosses seit langen, langen Jahren schon mit demselben deprimierten, grau in grau spielendem Angesicht hernieder

schaute, griesgrämlich und mit hohlen Fensterangen, wie ein alter Mann, dem der viereckige, kurze und massiv-plumpe Turm mit dem grünlich schillernden Knaufl wie eine Morgenmütze schief auß Ohr gedrückt war. Vog man aber in den schmalen Weg zum Gemüsegarten ein, vorbei an der steinernen Treppe, über welcher das vielfach abgebröckelte Wappen derer von Wetter prangte, durch eine kleine grüne Lattenthür, überhangen von üppig treibenden Geißblattranken, und blickte sich den Schloßbau von dieser Seite an, so gewann er plötzlich ein gänzlich verändertes Aussehen. Der grauföpfige Alte verwandelte sich in ein Rotokofräulein, welches das weit vorspringende Dach mit lustig nickenden Grassbüscheln und den gurrenden Tauben dazwischen gleich einem chapeau à la jardinière auf das staubgeputerte Haupt gedrückt hatte. Eine rund vorspringende Steinterrasse blähte sich gleich dem Reifrock, und die enge Galerie, welche sich ihr an beiden Seiten anschloß, von wurmflichigen Holzpfehlen gestützt, machte den Eindruck von spitzen Stöckelschuhen, auf welchen Demoiselle einherstelte. Zwar zogen sich auch durch ihr Antlitz zahllose Falten und Schmarren, und die breite dunkel verhangene Terrassenthür lächelte gleich zahnlosem Mund darin, aber dennoch hing hie und da eine einzelne Jaloufie gleich einem neckischen Schönheitspflästerchen schief in den rostigen Angeln und gleichjam, als solle eine chiffonierte Robe durch billige Hilfsmittel aufgefriecht werden, schlangen sich Ephyen und wilder Wein in verschwenderischer Pracht,

oft sogar kofett bis unter das Dach empor gezogen, um und über die altersschwachen Mauern. Da nistete und zwitscherte es im lauschigen Gezweig, Kletterröslein hatten sich verstoßen in das Gerant gemischt und streuten im hohen Sommer den frischen Blüten Schnee auf den grasigen Weg, ja, hier konnte man Stauffen ein Schößchen nennen, aber ein schlafendes, idyllisches Traumbild, wie es Frau Juma um das Lager ihres Dornröschen gebaut hat.

Poesie und Prosa streiften hier hart an einander, der malerischste Teil des Gebäudes schaute auf den Gemüsegarten hernieder, auf Kohlköpfe, Suppengrün und schwabronierende Mägde, und wie traut auch die Rosen um den heimlichen Altan schmeichelten, es kam keiner, ihren süßen Duft zu trinken, keiner, in ihrem dämmernden Frieden zu träumen und ihren Kelch zu wonnigem, kurzem Glück zu brechen, sie blühten einsam und vergebens, bis der Herbstwind kam und ihre Blüten in den Staub wehte.

Alles war praktisch in Stauffen, zu praktisch oft, zum gerechten Erstaunen der Inspektoren und nachbarlichen Verwalter, welche sich nicht viel von den landwirtschaftlichen Kenntnissen des alten Rittmeisters von Wetter versprochen hatten. Als nämlich der Freiherr Bodo Wetter von Stauffenberg, ein vorzüglicher Dekonom, durch einen Sturz vom Pferde den Tod fand und sein kaum zweijähriges Töchterchen Josephine verwaist in dem alten Schloß, inmitten eines außerordentlichen Landbesitzes, zurückließ — seine Gemahlin war ein halbes

Jahr vor ihm in den kühlen Frieden der Familiengruft gebettet worden — da rollte am Vortage der Beerdigung eine alte Glasfutche in den Schloßhof, aus welcher ein rüstiger Militär und eine stattliche Dame stiegen, um als neue Herren und Gebieter in Stauffen einzuziehen. Das war der jüngere Bruder des verstorbenen Freiherrn,



Carl Bernd von Stauffen, der nunmehrige Vormund der kleinen Waise, welche von ihm und seiner Gattin mit herzlicher Liebe aufgenommen wurde. War ihnen doch das einzige, gleichalterige Töchterlein durch den Tod entrisen.

Rittmeister Bernd hatte, durch den jähen Umschwung der Verhältnisse genötigt, seinen Säbel, welchen er zwei Feldzüge hindurch in Ruhm und Ehren getragen hatte,

seinem Landesfürsten mit schwerem Herzen zurückerstattet; bekam als letztes Zeichen herzoglicher Huld und Gnade das Bändchen des H. schen Hausordens in das Knopfloch geknüpft und sagte dem bunten, leichtlebigen Getriebe der Residenz für immerdar Lebewohl, um sich in die Einsamkeit seiner Güter zu begraben. Die farbige Soldatenmütze auf dem Kopf, durchschritt er sein neues Reich, hatte von nichts eine Ahnung und für nichts die ausreichenden Kenntnisse, nahm die ganze „donner-

wetterliche Geschichte“ militärisch, alterierte sich in hohem Grade über die verbummelte Haltung seiner Arbeitskräfte, trug sich lange Zeit mit der Idee, im Hof Reveille und Retraite blasen zu lassen, und hatte auf alle Vorschläge seines Inspektors nur ein gutmütig einverständenes: „Na, natürlich, immer schlant weg!“ Kühn und Schajc verstanden es absolut nicht, sich bei ihm einzuschmeicheln, er nannte sie höchst wegwerfend die „Mistremonten“ und fand sie durchaus überflüssig; desto ostenübler bevorzugte er die Pferde und Hunde, legte mit viel Geschick und Passion ein kleines Gestüt an und teilte nun seine Zeit zwischen den Koppeln und Waldungen, welche letztere



er als passionierter Jäger durchpirschte. Da war es kein Wunder, wenn Nachbarschaft und Gutsverwaltung etwas bedenklich dreinschauten und Stauffen mit prophetischem Blick bereits in den Wendepunkt des Krebses versetzten. Aber sie hatten sich geirrt! Als in den ersten Tagen mannigfache Entscheidungen und Gutachten an den Freiherrn herantraten, und die Leute die Befehle des neuen Gebieters einholen wollten, da geschah es wohl regelmäßig, daß der Rittmeister die Sache eine Zeitlang

mit martialisch ernstem Aussehen überlegte, den Bart zwirbelte und schließlich die Hand wuchtig auf des Fragestellers Schulter legte, mit den Worten: „Wissen Sie was, mein Guter? Gehen Sie mal zu meiner Frau! Der habe ich schon alles auseinandergesetzt, wie ich das Ding haben will, ich bin momentan sehr beschäftigt, kann mich im Augenblick durchaus nicht darauf besinnen, aber meine Frau weiß es ganz genau, die ist ja auf dem Lande aufgewachsen!“ Und Herr von Wetter blickte ein paar sehr respekt einflößende Dampfwolken aus seiner Jagdpfeife und schritt hastig weiter. Wenn die Leute aber zur gnädigen Frau kamen und sahen die hohe, markige Gestalt mit den kurzen, resoluten Bewegungen, den klugen Grauaugen und den energisch gezeichneten Lippen, dann wußten sie ganz genau, wer der zukünftige Herr und Gebieter auf Stauffen war. Mit sehr aristokratischen kleinen Händen faßte Frau Renate von Wetter, geborene Gräfin Malwitz, die Zügel der Verwaltung, um sie in eiserner Konsequenz, klug und umsichtig, praktisch und sparsam, wie ein weiblicher Feldherr in Haus und Hof, Flur und Feld zu führen.

In tiefster Einsamkeit zogen die Jahre dahin, verwischten mehr und mehr jede Spur vergangenen höfischen Lebens, streiften allmählich die Glacehandschuhe von den Fingern des alternden Ehepaares und streuten den feinen Aschenregen nüchternster Prosa über Schloß und Bewohner, welcher erbarmungslos die zarten Blüten der Eleganz erstickte und dem Zeitgeist in landesüblicher

Renitenz Thür und Thor versperre. Nur möglichst praktisch, möglichst sparsam, um für Josephinchen Zins



auf Zins zu legen, um dereinst sich selbst mit stolzer Genugthuung sagen zu können: „Wir sind gute Wirtschaftler gewesen und haben das deine erhalten und vermehrt!“ So schwand einförmig Tag um Tag, zog unbemerkt die Silberfäden durch Tante Renatens Scheitel, gleich dem Reif, welcher welkende Blumen

trifft, und streifte mit rosigem Fuß die Stirn Josephinens, wie der Frühling, wenn er Knospen zur Blüte weckt. Lieblich wie die Blume der Heide wuchs das junge Mädchen empor, der brave Dorfpfarrer und die alte Gouvernante, deren Treue größer war als die Schulweisheit, welche sich auch bei ihr von gar manchem nichts träumen ließ, leiteten ihren Unterricht, bei welchem Onkel Bernd oftmals über die Schwelle stolperte mit eifrig blinzelndem: „Du, Phine! Komm flink mit unten, am Teufelstessel hat der Förster einen neuen Fuchsbau entdeckt, kannst dir mal die rote Bagage zur Kritik beordern!“ oder: „Du, Phine, die Fohlen sind ausgebrochen, setz dich mal auf deinen Braunen und hilf treiben!“ Dann zog wohl die Mademoiselle erschrocken die Brille von der Stirn



auf die Nase nieder, machte Augen und Mund gleich weit auf und rief schmerzlich: „Mais non!“ Aber es hörte niemand mehr, vier Nägelschuhe polterten die Treppe hinab.

So war Fräulein von Wetter siebzehn Jahre alt geworden, Kind an Herz und Seele, Kind an Wollen und Wünschen, die verzauberte Mädchenblüte der Einsamkeit, zu welcher erst der rechte Königssohn kommen mußte, um des Kelches tiefe Pracht aus träumender Knospe zu küssen.

Die Sonntagssonne über Stauffen! Da stand sie am tiefblauen Himmel, lugte schräg durch die dicklaubigen

Kastanienwipfel auf den Schloßhof und lachte das neugierige kleine Fräulein aus, welches bereits seit zwei Stunden in ganz kurzen Intervallen die hohe Stein-
treppe hinab an das Hofthor lief, um die Obereischenallee entlang zu spähen, dann aber mit ungeduldigem Gesicht-
chen an das Souterrainfenster zu eilen und zu rufen: „Noch keinen Kaffee aufgießen, Hannel sie kommen noch immer nicht! „Sie!““ Wußte denn Hanne, die hohe, dünne, rührige Küchenmagd überhaupt, wer damit gemeint war? Gewiß, ganz Stauffen wußte es, denn außer zum Neujahrstag lehrte seit Jahren kein fremdes Wesen im Schlosse ein, und damit war auch Josephinens eifriges Bün-
glein gerechtfertigt.



„I, wo werd' ich denn!“ schüt-
telte Hanne den rotblonden Kopf, „die gnäd'ge Frau
macht'n heut selbst, sogar mit 'nem neuen Kaffeebeutel,
damit der alte Geschmack uns nicht die neue Sorte ver-
dirbt, 's gibt heute von dem bessern, Sie wissen ja,
Fräulein Phinchen, den Neujahr'sjava, das halbe Pfund
zu 80 Pfennig.“ Das gnädige Fräulein nickte sehr zu-
frieden. „Natürlich, es kommt ja Besuch, und was für
welcher! Auch die guten Tassen hat die Tante raus-
gethan!“

„Und Kuchen gebacken, wie zu hohen Festen!“ nickte

Hanne anerkennend, mit dem Daumen über die Schulter zurück nach der Speisekammerthür deutend, „sogar mit Krümeln drauf, wie vor sieben Jahren, als der Manöveroberst hier war, du lieber Gott ja, damals ging's auch splendid hier zu, sogar schon zum Frühstück Wein auf dem Tisch, geschweige denn zum Essen, wo es zu gleicher Zeit Fische und Putenbraten zu einem Mittag gab!“

Josephine seufzte mit strahlenden Augen: „Ach, wenn wir's auch jetzt mal so schön machen dürften, Hanne, was meinst du, ob's die Tante thut?“ und das Köpfcgen neugierig durchs Fenster steckend, flüsterte sie eifrig: „Zeige mal den Kuchen, wie groß er ist!“

„O du lieber Gott, wie kann ich denn?“ sagte Hanne resigniert, „die gnädige Frau hat doch den Schlüssel in der Tasche!“

„Ach so — na, er wird schon reichen! — wieviel Eier —“

„Hine! Schwazlieje! Wo steckst du denn wieder?“ klang eine tief gefärbte Frauenstimme aus dem Fenster der ersten Etage nieder! Tante Renate graues Haupt, auf welchem die statidse Sonntagshaube mit den breiten lila Bändern schwankte, erschien in dem grau steinernen Rahmen und spähte mit Falkenaugen hinab.

„Hier! ich bin am Küchenfenster bei Hanne! Was soll ich denn?“ antwortete die Berufene mit übermütiger Schwenkung in den Sonnenschein tanzend und so tief knigend, daß die steifgestärkten weißen Kleiderröcke auf dem Pflaster rauschten.

„Offenschwanz! Stipp doch nicht mit dem frischen Kleid in den Staub . . . Umgedreht! . . . Wahrhaftig, da hat die wilde Hexe schon wieder auf der Mauer gesessen, alles glatt gedrückt und Falne an der Schärpe! — Na, mir ist's ja egal, wie du aussiehst, wenn die fremden Leute kommen, aber wundern werden sie sich, daß ein Mädchen seinen besten Staat so zuriichtet!“

Josephine schüttelte sich wie ein Pudel. „Ein paar Henhalme, die ein Wagen im Vorüberfahren abgestreift hat! rief sie leichtsinnig, die trockenen Verräter geringschätzend hinzeigend, „Flecke hat's ja gar nicht gegeben! — Tantchen?!“

„Was denn?“

„Wirf mir doch, bitte, mal den Speisekammerschlüssel herunter!“ schmeichelten die roten Lippen.

„Bapperlapap! Das hieße den Bock zum Gärtner setzen! Schnell heraufgekommen, Mamsellchen, hilf mir die Überzüge von den Möbeln nehmen!“

„Überzüge? — Wo denn?“ wunderte sich Fräulein von Wetter mit großen Augen.

„Na, in den guten Stuben, Dummkopf! ich muß sie doch für die Gäste aufschließen!“ — Und Tante Menates Kopf zog sich zurück und ließ der weißen Mullgardine freie Bahn, welche sich hoch aufblähend der seltenen Freiheit erfreute.

Mit glühenden Wangen stürmte Josephine die Treppe empor, begrüßt von einer energischen Zugluft, welche den Geruch frisch geschauerter Dielen auf feuchten Schwingen mit sich trug. Der weite, saalartige Korridor der



ersten Etage knirschte unter fein gestreutem weißen Sand, die Thüren, welche darauf mündeten und welche Josephine nur geheimnißvoll verschlossen kannte, standen sperrangelweit offen, und in der vordersten erschien just Tante Renate, eine gewaltige leinene Schürze über das grauseidene Kleid gebunden, dessen oeils de paon wehmütig auf einen schönen, lang entschwindenen Geschmack zurückschielten! In der Hand hielt sie den Federbesen und eine sehr zierliche, buntgemalte Porzellanfigur, aber sie klemmte den ersteren unter den Arm, blies die geröteten Wangen auf, wie die Engelein, welche dem Sturm voransliegen, und pufete unbarmherzig auf das zarte Fräulein los.

„Man sollte es gar nicht glauben, was das für Staubfänger sind!“ grollte sie dem jungen Mädchen entgegen, „Jahr aus, Jahr ein alle Fensterläden geschlossen, und dabei liegt's wie ein grauer Schleier über allen Sachen, — Gott sei Dank, daß die Möbel verwahrt gewesen sind, sonst könnten wir am Ende den Motten ‚Proste Mahlzeit‘ wünschen!“ Und sie wandte sich nach dem Zimmer zurück und sagte kurz: „Faß' mal mit zu, daß wir den Kattun abziehen!“

Mit großen Augen schaute sich Josephine um, schritt auf den Behen der Tante nach und hustete krampfhaft auf; ein scharf reizender Geruch drang ihr entgegen und nötigte sie, der Tante letzte Worte eifrig zu beniesen.

„Nicht's immer noch nach Kampfer und Pfeffer hier?“ fragte die Freifrau erstaunt, „ich habe ja schon die ganze Zeit die Fenster aufgesperrt und empfinde gar nichts mehr, oder ob ich's jetzt nur gewohnt bin?“ fügte sie im Selbstgespräch hinzu, trat an das hochbeinige Sopha und begann etliche Bandschleifen an der Lehne aufzuziehen.

Josephine blickte sich sprachlos um. Die Erinnerung aus der Manöverzeit erwachte in ihr, wo diese kühlen, dämmerigen Zimmer mit den wunderlichen Möbeln, den großen Ölbildern an der Wand, deren ernste Gesichter unter weißen Perrücken und Federhüten so gespenstisch auf sie niederblickten, wo alle diese fremden, bunten Kostbarkeiten wie ein Traum an ihr vorübergezogen waren. Dann hatte Tante Neunte die braungeschnitzten Thüren wieder abgeschlossen, und die erste Etage lag öde und

grabeſtuhlſig im alten Schlaf, kein Menſch dachte auch nur daran, jene Zimmer zu betreten, welche von niemand vermißt und von niemand erwähnt wurden. Heute aber flutete der Sonnenschein durch die geöffneten Scheiben, deren letzte joeben noch von dem Hausmädchen die blinden Auglein gepuzt bekam, die ſchweren, grünſeidenen Damastvorhänge mit den abgeblaßten Seidenfranzen kniſterten entrüſtet unter der Berührung des ungewohnten Luſtzuges, und die dickköpfigen Chineſen auf goldgrundigem Dienſchirm blickten ſo dumm und verſchlafen drein, als blende ſie die plößliche Helle. Aus hohem Glaſſchrank lockte es mit tauſend Wundern. Allerliebſte Nippes, gemaltes Porzellan und eingelegte Perlmutterkäſtchen, dazwischen große, fremdländiſche Muſcheln und Korallenzweige, wer kann's mit einem Blick überſchaun!

„Na Phine, wird's bald?!“ erinnerte Tante Renate, „die Leute können ja jeden Augenblick ſchon kommen.“

Fräulein von Weiter wandte ſich haſtig zurück und blickte faſt erſchrocken auf die Hände der Sprecherin, welche den prächtigen, blaublumigen Rattun von dem Sopha ſtreiften, — du lieber Gott! Da war ja die ſchönſte, grüne Seide darunter, ebenſo wie die Vorhänge! Das hatte ſie ſich allerdings nicht träumen laſſen! Fiebernd in freudiger Haſt, half ſie auch den ſteifelnigen Sesseln ihr Mäntelchen ausziehen, blickte tief aufatmend über die ſeltene Pracht, huſchte hin und her, rieb die Tischplatten und Kommoden ab, bat das herza allerliebſte Tautchen himmelhoch, doch auch den häßlichen Muſſack



von dem Kronleuchter zu nehmen, und schlang endlich die Arme jubelnd um den Nacken der Freifrau. „Aber eins mußt du mir versprechen, Tante, Pastors müssen es auch sehen!“ Frau von Wetter murmelte etwas von Kinderei und Affigkeit, aber sie schmunzelte dabei, warf einen schnellen Blick rundum und schob das Pflegetöchterchen zur Thür hinaus. „Marsch jetzt, damit der Parkettboden nicht unnötig vertrampelt wird!“

Auf der Treppe kam ihnen Onkel Bernd mit qualmender Pfeife entgegen. „Ei du lieber Gott! Bleibst du mir wohl mit dem Schornstein aus den guten Stuben, Dling!“ klang ihm Tante Renates Stimme wie Trompetengeschmetter entgegen, „da sollte die grüne Seide bald die Bleichsucht kriegen! Rechtsum kehrt, Männchen, geh' heute mal in den Garten, wenn du passen willst!“

„Aber Renatchen, ist denn rein der Deuwel los . . . Himmel Bataille! Mottenkommission in der ersten Etage!“

„Bhine, gehe mal in die Eckstube unten und stelle den Zucker auf den Tisch, da ist der Schlüssel!“ Tante Renate wartete, bis das weiße Kleid um die Treppenbiegung gerauscht war, dann neigte sie sich dicht zu dem Ohr des Gatten, welcher zwei Stufen tiefer stand, und flüsterte ernsthaft: „'s ist um des Kindes willen, Bernd. Der Graf Lehrbach hat einen heiratsfähigen Sohn, und unsere Bhine wird im Oktober achtzehn Jahre alt, verstanden?“

Onkel Bernd schob seine wetterfarbige Husarenmütze mit gebehntem „Hm, Hm“ von dem rechten Ohr auf

das linke und sagte wehmütig: „Meinst du, Alte? Ist unser Restputsch wahrhaftig schon flügge geworden? Wie die Zeit vergeht, hab's gar nicht gemerkt, daß mir die kleine Hefe über den Kopf gewachsen ist; na, in Gottes Namen, Menatchen, wenn's auch recht leer bei uns werden wird, die Rekruten schwärmen aus, und der Landsturm bleibt am Herd hocken“, und Onkel Bernd seufzte tief auf, klopfte seiner Frau wehmütig auf den Rücken und stolperte hastig die Treppe herunter.

„Alterchen!“ rief's noch einmal von oben.

„Was denn, Mutterchen?“

„Zieh erst reine Manschetten an, eh der Besuch kommt, ich habe sie dir schon 'rausgelegt!“

„Natürlich! Immer schlank weg!“ nickte der Rittmeister zerstreut, tippte mit dem Finger in den kalten Pfeifenkopf und murmelte: „Ist mir die Pöhne doch wahrhaftig in den Tobak gefahren, vor lauter Schreck schmeckt's nicht mehr!“ — — — — —

Die Chaussee entlang rollte leicht und elegant auf Gummirädern ein Gefährt. Das gemalte Wappen auf dem Wagenschlag, lichtgraue Atlaspolster und reich galonnierte Dienerschaft auf hohem Rutscherbock bildeten die aristokratische Physiognomie der gräßlichen Equipage, welche Excellenz der Bequemlichkeit halber selbst mit auf Reisen führte. Denn Landwege sind ein horreur für angegriffene Nerven, und Excellenz bedurfte sorgfältigster Pflege, sollte er wirklich einen wohlthuernden Erfolg des knappen Urlaubs in all den Astenstaub heimbringen.

Tief zurückgelehnt in die schwellenden Kissen, streifte er mit nachdenklichem Blick die vorüberfliegenden Waldungen und Felder. Der leichte Luftzug spielte um das ergraute Haupt, unfähig, auch nur eines der penibel gefräuselten und frisierten Lösschen zu heben, welche, unter grauem Cylinder hervorquellend, die eingesunkenen Schläfen umrahmten. Schmal und bleich war das Antlitz, bartlos und scharf geschnitten; ein müder Zug lagerte um die Lippen und senkte zwei schlaffe Falten in die Wangen, vornehm und reserviert fielen die Augenlider unter tief dunkeln Brauen bis fast über die Hälfte der Pupille und gaben daher dem Gesicht etwas Verschleiertes, Müdes, ohne jedoch den Blick zu dämpfen, welcher oft hastig, blitzend und schnell die Wimpern durchbrach. Die linke Hand war mit tadellosem Handschuh bekleidet und in den halbgeöffneten Rock geschoben; die rechte lag farblos und mager, die seidene Polsterquaste drehend, auf dem Wagenschlag.

Excellenz gegenüber saßen Job Günther und Hattenheim, beide in Civil, — der junge Graf mit ostensibel gewählter Heiderose im Knopfloch.

„Voilà, papa! Das Terrain unseres Abenteuers!“ rief er soeben, sich lebhaft zur Seite neigend. „Hier, auf diesem Heuhaufen thront Gänseliesel mit der siebenpunktigen Krone auf dem Haupt und regierte mit assistance des Herrn von Goethe ihre kapitolinischen Untertanen!“

Der Minister lächelte und folgte mit dem Blick der Richtung, welche ihm Günthers Hand angebeben.

„Sehr originell!“ sagte er mit leiser, etwas bedeckter Stimme, „ein Zufall, welchem du entschieden eine deiner reizendsten Skizzen verdankst! Ich freue mich darauf, das Original kennen zu lernen, — Natürlichkeit thut wohl!“

„Wie ein Schluck Quellwasser! — bien à propos bei sehr viel Durst geboten eher père, für die Dauer würde man sich mindestens einen pikanten Tropfen Cognac hineinschmecken!“

Ein vorwurfsvoller, fast empfindlicher Blick Hattenheims traf den schönen Sprecher! „Wie undankbar, Günther! Ganz wie der wilde Knabe, der ein Nöslein bricht, sich kurze Zeit den Hut damit schmückt und es überdrüssig beiseite wirft! Ich dünkte, wen Haideröslein mit so herzigen Augen angejault hat wie dich, der hätte nicht den Mut, aus Eitelkeit die sonnige Blüte zu knicken!“

„Sehr recht, lieber Reimar!“ nickte Excellenz nachdenklich, Günther aber lachte hell auf, legte die Hand klatschend auf die Schulter des Freundes und rief amüsiert:

„Beim graufigen Fegfeuer, Dicker, du scheinst mich ja in dem fürchterlichen Verdacht zu haben, ich wollte Gänseleffel den Hof machen? — Mort de ma vie — ich will's nämlich auch! — aber nicht ernsthaft, — werde ihr nicht einmal die Hand küssen, denn dazu hat mir dieselbe mit Hintenansehung aller Eitelkeit schon zu viel ‚Eitelbeer'n in' Gaarden plückt!‘ — und ihr Herz-

chen? Nehmen thue ich es mir faktisch nicht, Dicker, und wenn sie es mir unaufgefordert schenken sollte!“ — Lehrbach zuckte die Achseln und warf lech den lockigen Kopf zurück: „Ob ich dich liebe, was geht's dich an? Gönnt doch der Kleinen das bißchen Poesie einer unglücklichen Liebel! Was soll sie denn sonst in ihr Tagebuch schreiben? Wie du mir, so ich dir! Sie lieferte mir eine gute Skizze, und ich revanchiere mich und ver helfe ihr zu der Quintessenz jeglichen Frauendaseins, zu einem Jugendtraum!“

Hattenheims frisches Gesicht schien bleicher als sonst.

„Scherze nicht so grausam, Günther, du verleidest mir die Fahrt!“ entgegnete er gepreßt.

Der junge Graf neigte sich mit humoristischer Wichtigkeit zu seinem Vater, wies mit dem Daumen nach Hattenheim und flüsterte alteriert: „Du, Papa, sieh dir mal den Kerl an! Ich glaube, bei Gott, er ist verliebt!“ Und sich übermütig umwendend und den Arm um den Nacken des Freundes schlingend, lachte der Schalk aus seinen dunklen Augen: „Dicker! Wüterich! Willst du mich eifersüchtig machen? Dich Gänseliesels Anbetern einrangieren, hieße mir die Kugel durch den Kopf jagen!“

„Günther, wir fahren in den Hof!“ klang die Stimme Seiner Excellenz, und mit abermaligem Blick in das ernste Auge Hattenheims, drückte der junge Graf ihm schnell die Hand: „Soyons amis, Cinna! Du sollst mit mir zufrieden sein!“

Die Freitreppe herab rauschte es gewaltig von weißen

Batistströcken, ehe der Bediente vom Bock springen konnte, hatten schon zwei kleine Mädchenhände eifrig den Griff des Wagenschlages erfaßt und bemühten sich, daran zu rütteln, während die Blauaugen glückstrahlend zu Günther aufschauten, und Josephine hastig rief: „Endlich kommen Sie! Schon seit zwei Stunden habe ich auf der Mauer geseffen und Ihnen entgegen geschaut! Kommen Sie schnell heraus, schnell, schnell!“

Katlos stand der Diener neben der jungen Dame, Günther jedoch faßte schnell deren Händchen, drückte es mit lachendem Willkommen und stieß gleichzeitig den Schlag auf, um mit gewandtem Sprung neben Fräulein von Wetter zu stehen. „Sie sehen, daß der wilde Knabe Wort gehalten hat, meine Gnädigste“, rief er in sichtlicher Belustigung und verstummte in schneller Verbeugung gegen den alten Freiherrn, welcher in diesem Augenblick die Treppe heruntereilte, um etwas atemlos und mit gesträubter Stirnlocke die Gäste, vor allem aber Excellenz, mit biederem Händedruck zu begrüßen. Höfliche Worte, heiterer Willkommen, die Anweisung an den Kutscher, auszuspannen, schwirren momentan durcheinander, dann trat der Minister plötzlich einen Schritt vor, reichte Josephinen mit freundlichstem Lächeln die Hand und fragte: „Haben wir hier etwa das Heideröslein in höchsteigener Person? Die kleine Schelmin, welche ehrbare Leutnants so unverantwortlich düpiert? A la bonne heure! mein gnädiges Fräulein, Ihre kleine Mythisifikation hat mich außerordentlich amüsiert!“

Josephine machte einen tiefen, feierlichen Kniz. Wie ein goldener Heiligenschein lockte sich das Haar um die weiße Stirn, zart und frisch wie ein Rosenblatt blickte das reizende Gesichtchen zu ihm auf, und zwei Grübchen in die Wangen senkend, lächelte sie schalkhaft: Ja, Herr Graf, ich habe die Beiden tüchtig angeführt! Für Bärbel hielten sie mich und glaubten, das Gänsehüten verstünden nur die Bauernmädel! Ach, wenn Sie die Gesichter gesehen hätten, wie man den Irrtum gewahr wurde!“ — Und abermals schlug ihr helles Lachen wie Silberglöckchen an das Ohr des alten Herrn.

„Mein gnädiges Fräulein, Freund Hattenheim bittet auch um ein Wort des Grußes!“ warf Günther lustig ein, den Erschrockenen energisch hinter Dunkel Bernd hervorziehend.

„Ach, da sind Sie ja auch! Verzeihen Sie mir, bitte, ich hatte Sie ganz und gar vergessen!“ rief Josephine in reizendster Naivität, reichte schnell die Hand hin und machte noch einen Kniz.

Hattenheim ward sehr rot, verneigte sich und schwieg.

Da erschien Tante Renate in der Thür, machte Dunkel Bernd hinter dem Rücken seiner Excellenz ein verstohlenes Zeichen der Ungeduld, die Herren eintreten zu lassen, worauf der Rittmeister bestürzt den Arm des Ministers in den seinen legte und gehorsamst bat, näher zu treten.

Günther verneigte sich chevaleresk und folgte mit Josephinen. „Sie haben sich also wirklich auf uns geseht und uns entgegengeseht?“ flüsterte er ihr zu.

Die Kleine nickte eifrig. „Furchtbar gefreut!“ versicherte sie.

„Auf Hattenheim auch?“

Die Kinderaugen sahen ihn erstaunt an, schnell schüttelte sie das Köpfchen. „Nein! Der ist so ganz anders wie Sie?“

„Aber er ist ein guter, braver Mensch!“ Günthers Blick ruhte voll und zauberisch auf ihrem Antlitz.

„Du lieber Gott, wenn er bei so viel Häßlichkeit auch noch böse sein wollte!“ Josephine verstummte erschrocken unter dem lauten Auflachen des jungen Grafen. „Armer Kerl!“ klang's leise von seinen Lippen.

„Da ist Tante Renate!“ Fräulein von Wetter gab den Arm des Offiziers frei und eilte hastig ihm voraus an die Seite der stattlichen Matrone, welche mit seidenrauschendem Kompliment Se. Excellenz begrüßte und den chevaleresken Handkuß mit viel Grandezza entgegennahm.

„Unglaubliches Idyll hier!“ raunte Günther in das Ohr des Kameraden, „sieh dir mal die Alte an, Dicker! Die hat sicher ihre zwanzig Jahre unverändert in der Garderobe gehangen!“ — Und er wandte sich der Genannten zu, klappte die Hacken zusammen und neigte den dunklen Lockenkopf in respektvollstem Gruß.

„Liebe Renate, willst du Excellenz nicht hinaufbitten?“ sondierte Onkel Bernd etwas unsicher den Schlachtplan seiner Gattin, „es ist droben wohl am kühlfsten?“

„Gott bewahre!“ schüttelte die Freifrau das resolute Haupt, „der Kaffee steht schon auf dem Tisch, und wenn

man bei der Hitze fast zwei Stunden lang Chauffeestaub geschluckt hat, dann bekommt man Durst. Bitte, gerade aus, verehrtester Graf, in die Eßtube!“

Wieder fühlte Hattenheim einen leisen Stoß gegen seinen Arm und sah mit halbem Blick das verräterische Zittern der Güntherschen Schnurrbartspitzen. Schon aber stand Josephine mit glückstrahlenden Augen neben den beiden Herren und flüsterte mit kaum verhaltener Ungeduld: „Kommen Sie doch schnell! Es gibt ja eine Überraschung!“

„Eine Überraschung?“ rief Lehrbach eifrig, „dann bitte Sturmschritt, meine Herrschaften!“ Und mit langen Schritten über die sandbestreuten Steinplatten schlurrend, eilte er den Voranschreitenden nach.

An dem runden Eßtisch, von zahllosen Fliegenschwärmen etwas zudringlich begrüßt, wurde der Kaffee von Hanne im Sonntagskleid präsentiert; Lehrbachs Augen flogen in ruhelosen Blicken rund durch das Zimmer, und sich nach kurzer Pause zu seiner jungen Nachbarin neigend, fragte er mit gedämpfter Stimme:

„Sie stellen meine Neugier auf eine harte Probe, meine Gnädige, die Überraschung beunruhigt mich und bringt mich ganz um den behaglichen Genuß dieses Mokkas! Also! Farbe bekennen! Was führen Sie im Schilde?“

Josephine lächelte in reizender Wichtigkeit. „Das haben Sie noch nicht gemerkt? Da steht ja die Überraschung auf dem Tisch! Wir haben ja extra Ihnen zu Ehren heute Kuchen gebacken!“

Graf Günther mußte momentan heftig husten, dann schlug er aber in naivster Freudigkeit die Hände zusammen und rief: „Richtig, da steht er! Und wie delikat und lockend! Gewiß von Ihren reizenden kleinen Händen selbst angerührt! Bitte dringend um das größte Stück, mein gnädiges Fräulein, denn solche Delikatesse muß gewürdigt werden!“

Mit strahlendem Gesichtchen zog Josephine den Teller heran und deutete auf ein gigantisches Randstück: „Dies hier! Dies ist's größte!“

„Alle Achtung, meine gnädige Frau, selbstgebackener Kuchen?“ lächelte nun auch Excellenz verbindlich, „und sogar ein Meisterstück des Heideröseleins? Dem zu Ehren muß selbst ich zulangem, der ich sonst ein erklärter Feind aller Süßigkeiten bin!“

„Bhine Kuchen backen?“ Tante Renates grelle Haubenbänder wogten heftig auf. „Nein, bester Graf, das möchte ich den Mandeln und Rosinen nicht zuleide thun, sie würden wohl niemals Bekanntschaft mit Milch und Mehl machen! Mein Alter hat mir das Mädchel viel zu verkehrt gewöhnt, statt in die Küche, mit auf die Treibjagd, statt an den Nähtisch, auf ungefaltete Pferde! Wie viel Fohlen in der Hürde und wie viel Rehböcke im Revier sind, das weiß das Mamsellchen ganz genau, aber die Kochtöpfe herzählen?! Du lieber Gott, ist ja auch erst siebzehn Jahre, mag sich noch ein Weilchen der goldenen Freiheit erfreuen!“

„Das denke ich ja auch, Renatthen!“ räusperte sich

Onkel Bernd etwas verlegen, und Excellenz wußte mit diplomatischer Gewandtheit beiden Gatten Recht zu geben.

Günther hatte während dessen seine Kaffeetasse zum Mund geführt, als er sie wieder niedersetzte, zog Hattenheim erschrocken seinen Fuß unter den Stuhl, denn des Freundes eleganter Lackstiefel signalisierte in fühlbarer Weise. —

„Mit Zucker versehen, Excellenz?“ — Der Rittmeister offerierte die Krystallschale mit gestoßenem Zucker, welche der Minister momentan unschlüssig in der Hand hielt.

„Phine! Du hast den Löffel vergessen!“ gab die Freifrau einen energischen Wink, „Sie müssen nämlich wissen, Herr Graf, daß bei uns nur gestoßener Zucker auf den Tisch kommt“, fuhr sie trocken fort, „die Mägde haben mir den Würfelzucker immer mit vollen Händen aus dem Schrank gestohlen, selbst in dem kurzen Augenblick, wo er hier auf dem Tisch steht, da habe ich gestoßen genommen, und gedacht: „so, ihr Spitzbuben! nun versucht's mal und steckt'n noch in die Tasche!“

Wieder retirierte Hattenheims Fuß unter den Stuhl, Excellenz aber lachte amüsiert auf, und wußte Tante Renate als praktische Hausfrau mit liebenswürdigsten Worten anzuerkennen. —

Nach und nach löste der Kaffee Onkel Bernd's Zunge, alte Erinnerungen aus der Residenz tauchten auf und wurden besprochen, gemeinsame Bekannte fanden sich, viel unglaubliche Veränderungen der Stadt, der Menschen,

manch' treue Seele längst in den kühlen Nasen gebettet, manch' alter Freund aus des Rittmeisters Regiment auf dem Gipfel strategischer Höhe.

Man war hinauf in die Staatszimmer gegangen, hatte sich kurze Zeit etwas befangen und hustend darin aufgehalten und folgte dann dem dringenden Wunsch Sr. Excellenz, zum Garten hinabzugehen, um in schattiger Laube zu sitzen, oder den Park zu besichtigen, man muß ja die liebe Sommerzeit nach Möglichkeit ausnutzen! Damit schien Tante Renate sehr einverstanden zu sein, ließ sich von Excellenz den Arm bieten und schritt die Treppe wieder hinab.

„Heiliger Gott, ich bekam fast Sticckkrämpfe da oben!“ raunte Günther in das Ohr des Freundes, „ich bin überzeugt, die erste Etage wird alle Jubeljahre einmal gelüftet, wenn hoher Besuch kommt, oder Hochzeit oder Kindtaufe ist, es roch ja verteuft nach Pfeffer und Kampfer, ich habe im ganzen Leben noch nicht so oft niesen müssen, wie in dem einen kleinen Käfig mit der grauenvollen Rosentapete, die Baronesse Gänseliesel von uns allen am meisten bewunderte. Gräßlich! Wie kann ein Christenmensch solches Ruhfutter an den Wänden dulden!“ Und der junge Graf hustete in der Erinnerung noch einmal auf und fügte laut hinzu: „Allerliebster Garten hier, scharmante Laube, gnädigste Frau!“

Excellenz erzählte von den ewig grünen Lorbeerwäldern Italiens und sagte freundlich: „Pardon für diese botanischen Weitsehigkeiten, die Jugend beab-

sichtigt gewiß einen Gang durch die Parkanlagen?“ Und er ließ sich etwas ermüdet auf den Rohrstuhl nieder, welchen Onkel Bernd bereits seit zehn Minuten offerierte.

„Parkanlagen?“ Josephine lachte fröhlich auf, „die gibts nicht mehr bei uns, da werden schon seit ein paar Jahren Himbeeren und Erdbeeren und Rüben und Braunkohl gezogen, weil's doch schade um die großen, unnützen Rasenflächen war!“

„Und die Boskett's und die Eichenwaldung habe ich zu einer Koppel umgewandelt!“ fiel der Rittmeister eifrig ein, „da werde ich die Herren nachher einmal hinführen, brillante Fohlen, reines Vollblut!“

Die beiden Husaren horchten eifrig auf und traten interessant näher, Josephine aber rief bittend: „Ach, jetzt noch nicht, lieber Graf, jetzt wollen wir erst Pastors holen, damit sie sich 'mal oben die Stuben ansehen können!“

Onkel Bernd räusperte sich verlegen, Günther aber verneigte sich chevaleresk. „Selbstverständlich, mein gnädiges Fräulein, Sie haben nur zu befehlen!“

„Ach, das ist reizend, kommen Sie, bitte, schnell“, und Josephine wandte sich eifrig zur Gartenthür, „warum zögern Sie denn noch?!“

„Pardon, meine Gnädigste, ich glaubte, Sie würden erst Hut und Handschuhe holen“ — —

„Handschuhe?! Hut?! hier im Dorf?!“ Josephine schüttelte sich vor Lachen und warf die blonden Flechten zurück, „ich habe mein Lebtag noch keine Handschuhe an-

gehabt, außer zu meiner Konfirmation, und wie wir 'mal zum Jahrmarkt in die Stadt gefahren sind! Und nun jetzt zu Pastors!“ Und abermals zeigte sie im hellsten Vergnügen die kleinen Zähne und klappte die Thür auf. „Kommen Sie nur schnell! Sie brauchen auch keinen Hut aufzusetzen!“

Mit wenig Schritten war Günther an ihrer Seite, Hattenheim folgte langsamer.

„Aber, Fräulein Josephine, sind Sie denn gar nicht um Ihren reizenden Teint besorgt?“ Lehrbach neigte sich mit dunklen Augen zu der jungen Dame nieder.



„Teint?“ Josephine blickte fragend auf, als müsse sie erst die Bedeutung dieses Wortes überlegen, dann fuhr sie schnell fort: „Ah so, Sie meinen, ob ich keine Angst vor Sommersprossen habe! Nein! gar nicht, obwohl ich sie nicht hübsch finde, Pastors Gretchen hat einen ganzen Sattel auf der Nase.“

„Wie fatal! Wie alt ist denn die junge Dame?“

„Letzten Mittwoch achtzehn Jahre alt geworden!“ erklärte Fräulein von Wetter eifrig, „aber der Friedel, der jetzt in der Stadt studiert, ist der Älteste, der wird zwanzig alt!“ Und mit großen, feierlichen Augen zu dem jungen Offizier ausblickend, fügte sie hinzu: „Vor dem werden Sie gewiß auch so viel Respekt haben wie wir, er ist nämlich ein Dichterling!“

„Was ist er?“ Lehrbach neigte sich näher, „Dichterling? Was ist das für ein Gewächs?“

Fast vorwurfsvoll sah ihn Josephine an. „Nun, mein Gott, einer, der Gedichte machen kann!“

„Ah so, ein Dichter!“

„Nein, das ist er noch nicht ganz, weil noch nichts von ihm gedruckt worden ist!“ erklärte Josephine würdig, „und so lange er noch nicht berühmt ist, heißt er noch nicht Dichter, sondern Dichterling!“

„Hast du gehört, Gattenheim? Man lernt nie aus im Leben!“ und Günthers Bartspitzen zitterten unter verhaltenem Lachen.

Schon von weitem erscholl den Nahenden aus dem Pfarrhause ein Jubel entgegen, welcher unzweideutig zu

verfichern
schien, wie
angenehm
der Besuch
sei; da
wimmelte
es plötzlich
von Blond-
köpfen um
sie her, vom
lichtesten
Silber
blond bis
zum höher
und höher
wachsenden
Gold-,
Aich- und
Dunkel-
blond, Bu-
ben und
Mädchen,
so zahlreich,
so vergnügt
und so herz-
erquickend
zutraulich,
daß die



jungen Of-
fiziere in
Anbetracht
ihres zart-
farbigen
Civils vor-
sorglich
hinter das
gnädige
Fräulein
retirierten.

Die Pas-
torichen
Spröß-
linge hatten
nämlich ge-
waltige
Brodscnit-
ten zum
Willkom-
men ge-
schwenkt,
Echnitten,
welche dick
mit dunk-
lem Kirsch-
mus ge-
strichen

waren, dessen Spuren in indianischer Tätowierung die rothigen Gesichtchen zeichneten.

„Mama ist krank! Mama ist krank!“ jauchzte es aus sechs Kehlen den Ankömmlingen entgegen, und selig im Verkünden dieser veritablen Neuigkeit umringten sie Josephine und überjchrien sich im Verkünden der Details.

„Gute Mama ist krank?“ wunderte sich Fräulein von Wetter, ließ sich erzählen, daß die Frau Pastorin beim Muskochen den Arm verbrüht habe, hielt geduldig still, als sich so und so viele Hände hoben, um ‚das prachtvolle Kleid‘ zu bewundern, und verkündete schließlich den Zweck ihres Kommens.

„Die guten Stuben dürfen wir sehen?“ erhob es sich wie Trompetengeschmetter im Kreise, „Hurra, wir dürfen in die Etage!“ Und wie der Wirbelwind fauste es zu der steinernen Treppe zurück, auf deren Schwelle soeben die älteste Schwester Gretchen, rot, drall und urgesund, erschien, um mit verlegenem Knix den Besuch zu empfangen.

„Dicke, süßer Dicke, hier finde ich ja Skizzen, wie sie sich die Prinzessin nicht träumen läßt!“ flüsterte Günther in das Ohr des schweigsamen Freundes; „diese Pastorfamilie verdient sich Gottes Lohn an Modells! Die kleinen Flachsköpfe in ungewaschener Natürlichkeit, das 150 Pfund schwere Gretchen als beste Rekommandation der guten Landluft, nun haben sie hoffentlich noch einen Kandidaten im Hause, welchen man mal bei Tisch, vor vollem Teller skizzieren kann!“

Gattenheim lächelte gutmütig und seufzte: „Die Menschen sind glücklich hier, Günther, und wenn wir noch so viel Grund haben, uns lustig über sie zu machen, ich glaube, kein einziger von allen möchte mit uns tauschen!“

Lehrbach brach sich einen Jasminzweig, welcher über Pastors Gartengitter hing, und atmete den süßen Duft: „Gott sei Dank, daß der Geschmack verschieden ist, alter Junge, der Gedanke, auch nur ein Jahr meines Lebens hier vertrauern zu müssen, läßt mich frösteln. Außerdem bin ich überzeugt, daß du dich irrst. Die kleine Josephine ist nur glücklich hier, weil sie nichts anderes kennt; einen einzigen Winter mal Hofluft atmen, Gaslicht sehn und Walzer tanzen, und Groß=Stauffen würde ihr vorkommen wie ein Grab, welches die köstlichen, kurzen Minuten eines Menschenlebens in grauenvollster Trägheit und Öde verschlingt. Wie möchte ich es dem armen, kleinen Wesen wünschen, aus diesem langweiligen Scheinleben und Traum einmal zur bunten, sonnigen Wirklichkeit zu erwachen!“

Der junge Graf verstummte, denn aus der Hausthür kugelte und stolperte das wilde Heer der Flachsköpfe, welche, sauber gewaschen und gekämmt — „Danaidenarbeit!“ schüttelte Günther das Haupt — von Josephine und Gretchen gefolgt, jubelnd die fremden Herren umringten, um den Weg zum Schlosse einzuschlagen.

„Keine Rose ohne Dorn!“ murmelte Günther und stürmte davon, um unter schallendem Gelächter den frechsten der kleinen Flachsköpfe zu haſchen. —





„Diese Rose pfliick' ich hier
in der weiten Ferne!“
Lenau.

III.

Rarte violett schimmernde Nebelschleier wehten um die Felsenhäupter des Hochgebirges, zerrissen an den zackigen Kämmen und zerflossen wie Duft und ziehende Rauchstreifen am Himmel, dessen Kuppel sich tiefblau und fleckenlos über Berchtesgaden spannte.

Wie ein geheimnißvolles Wallen und Wogen zog es in solch früher Morgenstunde um die Bergformen, glitzerte wie stäubender Regentau über den dunklen Wäldern und lagerte wie über Nacht hervorgezauberte Seen in den Tiefen und Thalbecken des Gebirgsstranzes.

Mit majestätischen Schwingen zog ein Raubvogel seine Kreise durch die würzige Luft, weit von blumigen Matten trug das Echo einen frischen Fodler herüber,

und dazwischen summt es wie ferne Glocken, klang und sang es feierlichen Morgengruß von der Stiftskirche in die duftige Frühe hinaus. In der königlichen Villa, der Dependance des Hotels „Vier Jahreszeiten“, wehten die weißen Epizengardinen hinter den geöffneten Fenstern, flatterte die buntstreifige Marquise über dem Balkon, auf welchem zwei Lakaien in lautloser Behendigkeit die Reste eines kräftigen Luncheon zusammenschoben.

Die Sonnenstrahlen blitzten in dem reichen Silbergeschirr und brachen sich in den Krystallgläsern, durch deren geschliffene Wände noch die Reize goldigen Tokayers funkelte, dieweil etliche Passanten und frühe Kurgäste es sich nicht versagen konnten, die Schritte zu mäßigen, um mit neugierigen Blicken die Front der Villa zu streifen und dem gewandten Treiben der fürstlich Galonnierten mit regstem Interesse zu folgen.

Seitdem die regierende Herzogin von S. mit Prinzessin Tochter, dem jüngsten Prinzen Sohn und einem kleinen Gefolge zum Sommeraufenthalt in Berchtesgaden eingetroffen und in der königlichen Villa abgestiegen war, fehlte es nicht an verstohlenen und indiscreten Blicken, welche in das hocharistokratische Idyll zu dringen versuchten, um einen Begriff von jenem Leben zu bekommen, um welches Etikette und die Klust des Standesunterschieds für jeden Staubgeborenen, welchen das Schicksal kein mehrpunktiges Krönlein über das Monogramm gezeichnet, eine chinesische Mauer bauten.

Herzogin Mutter war sehr wenig sichtbar, selten so-

gar, daß man sie auf einsamen Wegen im halbverdeckten Wagen in das Gebirge fahren sah. Wie man sagte, fühlte sich die hohe Frau thatsächlich leidend und bedurfte der Ruhe nach dem anstrengenden Winterleben der Residenz.

Dafür machten Prinzessin Sylvie, Prinz Detlef und die Damen und Herren ihrer Umgebung desto mehr von sich reden, ignorierten die Anwesenheit von ganz Berchtesgaden vollkommen und gefielen sich darin, als unabhängige Sommerfrischler aufzuatmen, respektive zu extravagieren.

So deutete man sich wenigstens die Art der Prinzessin Sylvie und dachte beim Anblick ihres stark burschikosen Wesens: „Der sieht man's an, mit welcher Wonne sie die konventionelle Larve höfischen Ceremoniells von sich wirft! — Wie sie sich der goldenen Freiheit freut! Du lieber Gott, so arme Prinzessinnen sind doch schließlich auch Menschen, die sich nicht ewig auf Draht ziehen lassen!“

So kalkulierten auch die Spaziergänger, welche an diesem frühen Morgen vor der königlichen Villa promenierten und die laute, etwas rauhe Stimme der Prinzessin durch das offene Fenster schallen hörten.

Hoheit stand inmitten eines Parterresalons und band sich soeben die Spitzenécharpes einer mächtigen, weißgarnierten ‚Schute‘ unter dem Kinn zusammen, schnell und ungeduldig, ohne auch nur ein einziges Mal den Blick nach dem Wandspiegel zu richten, welcher ihre hohe, derbe und seltsam ungraziöse Figur wiederstrahlte.

„Neuenstein!
Haben Sie ein
Boot bestellt?“

Das rot-
blonde Haar des
Ordonnanzoffi-
ziers schoß dienst-
fertig durch die
Damastportiere
des Nebenzim-
mers, um sich
sehr tief und de-
vot zu verneigen.

„Zu Befehl,
Hoheit, das Boot
erwartet uns,
falls die Partie
über den König-
see gemacht wer-
den soll!“

„Natürlich
soll sie das! Den-
ken Sie vielleicht,
ich wäre in Berch-
tesgaden, um
jeden Tag Pro-
menadenstaub zu
schlucken?“



Prinz Detlef erhob sich aus dem Schaukelstuhl, in dem er gähnend gelegen hatte, und versenkte die Hände in die Taschen seiner kurzen Rodenjoppe, die er mit Vorliebe seit Beginn des hiesigen Aufenthaltes trug.

„Du bist rein wie verdreht mit deiner Wassermanie, Sylvie, es soll mich wundern, wenn du dich nicht nächstens an den romantischen Ufern des Achen etablierst, um auf die Gefahr eines Sonnenstichs hin Frösche zu angeln! Eh bien, ich fahre ja auch gerne Boot, aber wenn du einen in so früher Morgenstunde herausstommelst, kannst du nicht verlangen, daß man sich dir mit Begeisterung anschließt, denn nach dem Bootfahren kommt eine Gels-tour — und die habe ich auf dem Strich! Der Weg über Unterstein und das Arcoische Schloß ist viel bequemer.“

„Na, dann laß dich in Gottes Namen in Watte wickeln und per Sänfte befördern, transportiere deine greifen Glieder so bequem wie möglich zum Königsee — ich fahre Kahn. Damit basta! Neuenstein, sperren Sie 'mal den infamen Rötter in die Nebenstube, er ist rein wie toll, wenn er sieht, daß ich den Hut aufsetze. Marsch, Titian! Will er hierher, zum Donnerwetter noch eins!“ Prinzess Sylvie ergriff die dänische Dogge, die von dem zarten Locken und Pfeifen des Ordonnanzoffiziers absolut keine Notiz nahm, energisch bei dem Nackenfell und zerrte sie mit imponierender Kraft zum Nebensalon.

Dann schmetterte sie die Thür ins Schloß.

„Nun los, Kinder! Wo ist Ilse und die Nosta?“

„Die Damen erscheinen soeben marschfertig!“

„Bon! Vorwärts.“

Sylvie knotete die langen schwedischen Handschuhe an die Quaste ihres roten Sonnenschirms und trat durch die Thür, deren Flügel ein Sakai vor ihr zurückschlug; Prinz Detlef setzte sich den Hut in den Nacken, hing die Feldflasche um und faßte den Alpenstock. „Also schwimmen wir!“ sagte er resigniert.

Die beiden Hofdamen, Gräfin Susanna Aosta und Fräulein Ilse von Dienheim standen bereits im Vestibül. Die erstere streifte noch vorsichtig die Handschuhe über die weißen Händchen und kokettierte Prinz Detlef mit nägelschlagenen Bergschuhen entgegen, die sie lachend unter dem schillernden, sehr kurzen Seidenrock hervorstreckt und im Vertrauen auf ihre außerordentliche Zierlichkeit bewundern ließ. Sie hatte auch die Gemugthuung, daß Seine Hoheit das Perspektiv nahm, um das Füßchen zu suchen.

Ilse Dienheim biß derweil ohne jede Anmut in eine Aprikose und zog dabei eine Grimasse gegen Herrn von Neuenstein.

„Nicht' euch, marsch!“ kommandierte Sylvie, sprang mit zwei Sägen die Treppe hinab und schritt mit bekannter Hast durch den Sonnenschein, ohne den Schirm zu öffnen, nach dem Wagen. —

Fräulein Ilse kopierte sie getreulich, obwohl sie schon sehr verbrannt war, während die Prinzessin einen merkwürdig unempfindlichen Teint hatte. Gräfin Aosta jedoch

benutzte ängstlich ihren gigantischen Entoutcas und wippte graziös wie ein Bachstelzchen die Treppe hinab an der Seite des Prinzen Detlef, für dessen „entzückend feines“ Tirolerkostüm sie geradezu schwärmte.

Unter schattigem Gebüsch lag der bunt bemalte Kahn auf den leisgefräuselten Wellen des Königsees.

Mit silbernem Klange brachen sie sich an dem Kiel und sprühten blizende Tropfen an den Rudern, die der Fährmann beim Anblick der erlauchten Gäste in Bewegung setzte.

Herr von Neuenstein stürmte den Damen voraus und begab sich eifrig „an Bord“, um das Sitzbrett, auf dem die Prinzessin voraussichtlich Platz nehmen mußte, mit seinem buntgeränderten Batisttuch abzustäuben, dann voltigierte er ganz nervös vor lauter Ergebenheit über die mittlere Bank nach der Spitze des Bootes zurück, um Ihrer Hoheit beim Einsteigen behilflich zu sein.

Sylvie aber blieb oben auf dem Steg stehen und stemmte den Arm in die Seite, anstatt ihre Hand auf die dargebotene Rechte des Barons zu stützen.

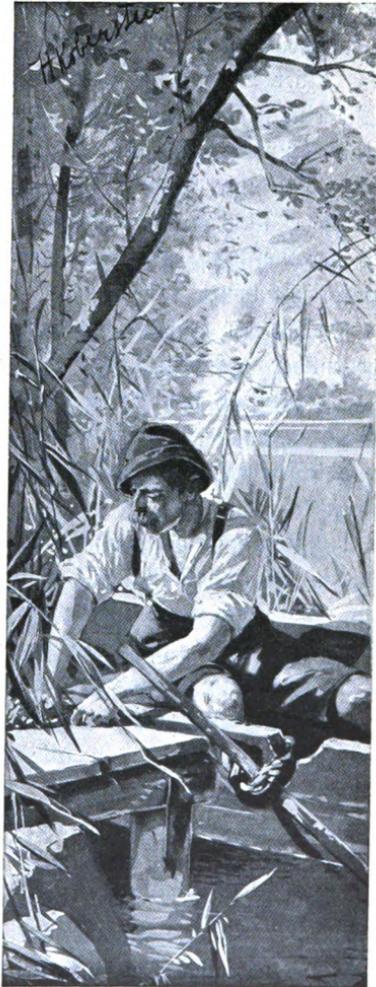
Ein feines, mokantes Lächeln zuckte um ihre vollen Lippen. „Der Neuenstein reißt sich 'mal wieder ein Bein aus vor lauter Liebenswürdigkeit! Zurück da! Ich kann allein!! Mon dieu, ich bin doch keine Kaze, die 's Wasser fürchtet!“

Der Ordonnanzoffizier chassierte gehorjam rückwärts,

Sylvie aber sprang, einer ihrer übermütigen Launen folgend, plötzlich mit beiden Füßen zugleich, herzlich täppisch und ungeschickt in den Kahn hinab, mit solcher Wucht, daß das kleine Fahrzeug bedenklich auf und niederschwanke und in allen Fugen krachte.

Neuenstein taumelte, unfreiwillig Platz nehmend, auf das Sitzbrett nieder, dieweil das Ruder des Fährmanns mit Behemeng in das Wasser schlug und Ihre Hoheit mit einem Sprühregen von Schaum und Tropfen übergoß.

Fräulein von Dienheim schrie vor Lachen über diesen süperben Wig, und Sylvie selber stand mitten im Kahn,



hielt sich die Seiten vor Vergnügen über den Anblick Neuensteins und das entsetzte Gesicht des Schiffers.

„Aber Neuenstein! Gott erbarme sich Ihrer Nerven! Wie eine Fledermaus krallt er sich an den Brettern fest!“ Und Sylvie wischte sich die Thränen aus den Augen. „Ihr seid mir Helden, das muß ich sagen! Günther Lehrbach stand wie ein Baum, als ich es ihm damals in der Residenz auf dem kleinen See so machte, und zuckte mit keiner Wimper.“

„Weil er bereits deinen unberechenbaren Einfällen gegenüber auf dem Posten war!“ rief Prinz Detlef mit einem Gemisch von Ärger und Heiterkeit in Stimme und Blick. „Solche Witze sind halbschmerzender Natur, Sylvie, und lassen deine Umgebung geradezu auf dem Pulverfaß sitzen.“

„Wenn nun der Kahn umgeschlagen wäre, Hoheit!“ mahnte Gräfin Aosta mit angstvoll großen Augen, die ihr vortrefflich standen, und mit dem schmolgenden Mündchen, das Detlef jüngst in seinem heimatlichen Dialekt: „Ne söte, lütte Snut!“ *) genannt hatte.

„Dann hätte ich mich durch Schwimmen gerettet, und ihr anderen wäret alle wie die bleiernen Enten versoffen!“ entgegnete Hoheit in ihrer derben Art und schüttelte die Wassertropfen ab. „Ich bin überzeugt, daß Neuenstein gern für und durch mich sterben würde!“

Das rotblonde Haar klappte tief zur Brust herab. „Hoheit!“ flüsterte er mit unendlich vielsagendem Blick.

*) Hochdeutsch „Ein süßer, kleiner Mund.“

Während dessen war Ise bereits eingestiegen und hatte ungeniert neben der Prinzessin Platz genommen, Detlef aber half der kleinen Gräfin, die es verstand, sich höchst anmutig zu ängstigen, über den schwanken Steg in das Boot steigen und bekam zum Dank für seine Ritterdienste das reizendste „Merci, mille fois, monseigneur!“ mit einem flammenden Ausblick der dunkeln Augen zugestüstert. Wie weich und lautlos der Nachen auf dem Wasser dahinglitt!

Der Himmel hatte lange voll Sehnsucht zu der Erde herab geschaut und war ihr doch so fern geblieben und hatte vergeblich gestrebt an ihre blühende und duftende Brust zu sinken! — Da rief er endlich die mächtigen Geister des Weltalls an und beschwor sie mit den gewaltigen Thränenströmen der Sündflut, ihn mit der Geliebten zu vereinigen. — Die Unsterblichen hatten Erbarmen, türmten unendliche Felsmassen empor und bauten eine gigantische Himmelsleiter aus Granitgestein um den Königsee empor, zu der die Wolken hernieder hingen, und deren Stirnen die Feste des Firmamentes stützten! So war der Weg zu der Geliebten gebaut. — Der Himmel aber glühte auf wie lohendes Flammenmeer, warf den azurnen Mantel seiner Macht und Herrlichkeit um die Schultern, und stürzte sich als jauchzender Freier an die Brust der Erde hinab! — —

Drunten in den Königsee hat er sich mit aller Pracht und Schönheit eingesenkt, da ist er gefangen geblieben, als die neidischen Mächte die Himmelsleiter zerbrachen

und ihre Felsstufen als „steinernes Meer“ über das Gebirge zerstreuten, und wer hinab in die geheimnisvolle, zauberkühle Flut des Bartholomäus blickt, der schaut Mond und Sterne, azurblaue Schöne und sonnenheiße Liebesglut darin, und eine süße, traumhafte Ruhe, als blicke er mit offenen Augen in den Frieden eines Himmelsreichs hinein! —

Der Wagemann und der Hochkalter aber sind als Wächter aufgestellt, den köstlichen Schatz in der Tiefe des Königsees zu hüten. — — — — —

Die Wellen leuchteten in intensivem Smaragdgrün, goldene Sonnenlichter zuckten wie tanzende Funken darüber hin, und auf den gewaltig zum Himmel strebenden Felsstirnen lag es wie purpurner Glanz, die letzten Nebelgebilde waren auf den Matten zerfließen, und leuchtend schimmerten die Kreidebrüche und Granitsteinpartien über den dunklen Waldungen, wie ein köstlich gleißendes Diadem der Herrlichkeit, welches sich das Hochgebirge an das Haupt gedrückt. Der Fährmann hatte keine leichte Arbeit und sehnte das Ziel der Fahrt herbei, an dem Herr von Neuenstein bereits Maultiere zur Weiterbeförderung bestellt hatte.

Sylvie und Ilse hatten sich unter lautem Gelächter helle Wasserstrahlen in das Gesicht gespritzt, die der Dr.-donnanzoffizier in aufopfernder Liebenswürdigkeit zumeist aufgefangen hatte. Die Prinzessin hatte befohlen, daß man ganz sans gêne unter einander verkehren solle und dem jungen Offizier angedroht: „So wie Sie noch ein-

mal Ihre Pickelhaube so nervös von den Locken reißen, wenn ich die einfachste Frage an Sie richte, werje ich Ihnen den neuen Florentiner unbarmherzig auf den tiefsten Grund des Königsees! Wozu ist man denn hier in ländlicher Einsamkeit? Spart eure Lackstiefeln und Knize, bis wir in die Residenz zurückkommen, Kinder, das wird so wie so schon bald genug sein!“ — Und Hoheit seufzte auf und dehnte die Arme. —

„Seit wann ziehen Sie denn diese Flagge auf, Hoheit?“ informierte sich Ilse vertraulich. „Bis jetzt zählten wir doch die Tage — —“

„Allerdings, Mamseil Weisheit! — Aber was nützt denn unsere Heimkehr? Bis zum Oktober ist es ja doch mörderlich langweilig in der lieben, guten Residenz!“

„Aha! Da gehen gewisse Leute noch auf Jagdurlaub!“

Wieder hatte Ilse eine Hand voll Wasser im Gesicht.

„Ja, auf Urlaub!“ persiflierte die Prinzessin mit einer Grimasse. „Unser Herrlichster von allen unterfängt sich ja, jedes Jahr nach dem Manöver mit meinem ältesten Bruder zu Jagd und Sport zu reisen, und dann, ohne Günther Lehrbach ist es doch zum Verzweifeln bei uns, das seht ihr hoffentlich selber ein! Ja, Fortunatus! Ich möchte, der Graf wäre jetzt hier in diesem Felsenasyl und ließe mich Geschmack an Berchtesgaden gewinnen, dann würde uns allen geholfen sein! Mama langweilte sich halb so sehr, ich amüsierte mich doppelt, und ihr hättet nicht über meine Extravaganzen zu klagen, die als-

dann einzig und allein Graf Günther heimsuchen würden . . . er weiß sie besser zu würdigen, als ihr!“

Neuenstein machte einen vorwurfsvollen Einwand, Ilse aber zog eine Bonbonniere aus der Tasche, die sie zwischen Sylvie und sich placierte, und entgegnete, einen Himbeerdrops zermalmend: „Der arme Lehrbach sehnt sich gewiß herzlich zu uns her! Du lieber Gott, ich finde es eine unglaubliche Härte von dem Minister, diesen verwöhnten Jungen in die Einöde seiner Besitzungen zu vergraben! Er wird sicher melancholisch.“

„Oder er verliebt sich in eine Dorfschönheit und lernt aus Verzweiflung Plattdeutsch!“ lachte Sylvie hart auf.

„Ich möchte wohl wissen, wie es ihm geht!“

„Ich auch!“

„Neuenstein schreibt vielleicht an ihn!“

„Selbstverständlich, wenn Hoheit befehlen . . .“

„Ich befehle, daß Sie den Mund halten! Ilse, stopfe ihn mit einem Bonbon!“

Detlef und Gräfin Susanne erzählten sich währenddessen das Märchen von der schönen „Almnig“, die hier in den Wellen wohnt.

Der Prinz neigte sich über den Rand des Rahns und blickte in die glitzernde Flut hinab.

„Ich sehe sie!“

Susanne beugte voll reizender Koketterie den Kopf, von dem sie das Spitzenhütchen abgenommen hatte, über seine Schulter.

„Lassen Sie mich schnell sehen, wie sieht sie aus?“

Detlef blickte lachend auf ihr eigenes Spiegelbild im Wasser. „Da ist sie! Ein dunkles Lockenköpfchen hat sie und verteuflerte Spitzbubenaugen, die den armen Königsöhnen Herz und Verstand stehlen.“

„Méchant!“ Und die Aosta zog die Rose aus ihrem Gürtel und führte einen leichten Schlag damit gegen seine Schulter. — — — — —

Vom Kesselfall führt ein bequemer, kleiner Reitweg nach der Gogenalp empor.

Die Sonne war höher gestiegen und flammte goldene Lichter über den moosigen Boden, die schräg durch die Stämme des Waldes fielen, um sie mit zitternden Strahlengürteln zu säumen.

Die Luft war heiß, aber köstlich rein und würzig, durchduftet von dem bitter süßen, eigenartig herben Odem der Alpkräuter, die auf üppigen Matten, hie und da selbst über das Weggeröll fortwuchernd, zu beiden Seiten, oft an steiler Felswand auch über die Straße, ihre farbigen Kelche in das Moos fochten.

Bunt und schillernd lag das Steinicht unter den Hufen der Maultiere, die ihre Reiter und Reiterinnen rüstig zur Alp emportrugten; farbige Fliegen blitzten wie neckische Koboldseelen kreuz und quer durch Germer und Ruckucksblumen, die bläulichen Libellen zitterten um Enzian und Aurikeln, Rhododendron und Kohlröschen, und zwischendurch raschelte geheimnisvoll die Eidechse, sonnte

sich die Mitter zusammengerollt auf dem glutatmenden Fels.

Vogelstimmen zwiticherten durch die Stille, kurzes, behagliches Blöken tönte aus dem Umpferch der Seeauer Sennhütte herzu, hie und da erhob sich ein frisches Lüftchen und strich leise flüsternd durch die langen, harzdustenden Nadelbärte der Kiefern. Prinzessin Sylvie hatte längst das Signal zum Abziehen gegeben.

Der Führer stieg langsam, die Zügel der herrenlosen Maultiere in seiner nervigen Faust vereinend, den Reitweg empor, derweil die Damen und Herren über Geröll und Wurzelwerk dem Pfadfinder in das Handwerk pfsuchten.

Fräulein von Dienheim hatte ein mehr praktisches als elegantes Taschenmesser gezogen und durchstöberte Gestrüpp und Waldsaum nach einem Spazierstock, den sie sich schneiden wollte, Sylvie hatte mit Assistentz des Ordonnanzoffiziers nach Erdbeeren gesucht und, da sich keine finden ließen, auf Alpenrosen und Enzian gefahndet; ein köstlich duftender Strauß von Alpenblüten wogte sich bereits an ihrer Brust und sammelte sich in ihrer Hand, um auch dem Hut als Trophäe dieser Bergfahrt angesteckt zu werden. Gräfin Aosta pflückte ebenfalls besonders schöne Exemplare der Alpenflora und unterrichtete Prinz Detlef dabei in der Blumensprache — er war ein aufmerkamer Schüler, und die Blüten, welche er seiner reizenden Lehrmeisterin dann ostensibel überreichte, ließen die kleine Gräfin die Zähne in die Lippen beißen und mit den Nägelshuken nicht allzu ernstlich den Boden

stampfen, oft warf sie ihm eine pikante Antwort duftend an die Brust. Dann wußte sie einen grünlich schillernden Käfer zu erhaschen, der Turnübungen an ihrer Hand machen mußte, dabei stand sie so grazios auf dem Felsen, wiegte sich so anmutig in der Taille und nannte den Prinzen einen Barbaren, weil er nur auf ihre Hand und nicht auf „den süßen kleinen Jongleur“ sehe . . . wie Libellenflügel wehte das schillerige Seidenröckchen um ihre zierliche Figur.

An der Seeauer Sennhütte wurde Kast gemacht.

Sylvie warf sich der Länge nach auf das schwellende Moos im Schatten der nächsten Bäume und bestellte alle Delikatessen, die eine Sennhütte bieten kann; dann stieß sie mit köstlich schäumender Milch mit Fräulein von Dienheim an, wechselte einen verständnisinnigen Blick mit ihr und raunte ihr zu: „Vive l'amour!“

„Fortunatus!“ nickte die Vertraute wie selbstverständlich. „Wir gedenken seiner zwischen Himmel und Erde!“

„Ise!“ Sylvie faßte den Arm der Hofdame. „Ich habe einen Gedanken!“

„Lozgeschossen!“

„Wir schreiben an Lehrbach, ich schicke ihm eine Blume, die ich, seiner gedenkend, auf der Gotzenalp gepflückt habe . . .“

„Famos! Sofort hier schreiben?“

„Neuenstein, haben Sie ein Portefeuille bei sich?“

„Ich schätze mich glücklich, damit dienen zu können!“

Der Ordonnanzoffizier zog ein sehr elegantes Notiz-

buch aus der Tasche und blickte die Prinzessin, eines weiteren Befehls harrend, erwartungsvoll an.

„Her damit!“

„Hoheit . . .“

„Na! Geheimnisse drin? Unbesorgt, das Grab ist eine Elster gegen mich! Wenn Sie Gedichte an mich hineingeschrieben haben, verzeihe ich sie Ihnen, und wenn Sie Schulden verzeichneten, bezahle ich Ihnen fünfzig Pfennige davon ab! So! Danke. Darf ich ein Blatt heraus reißen?“

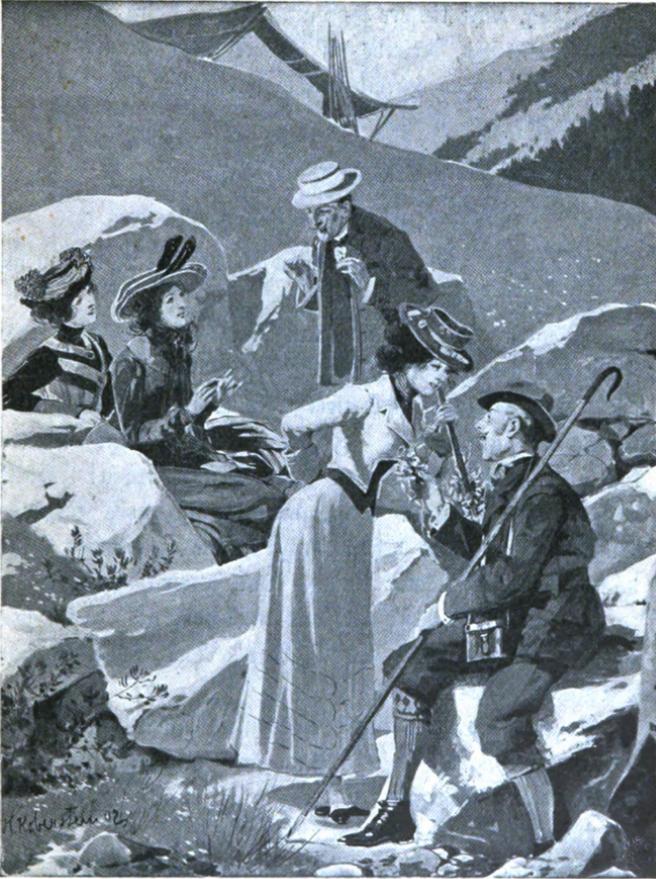
„Und wenn noch jedes Haar einzeln aus seinem Schnurrbart dazu, er würde voll Seligkeit stille halten!“ warf Ilse trocken ein; dann nahm sie Papier und Bleistift. „Decken Sie etwa auch an der Bleispitze?“ fragte sie vorsichtig, ehe sie selber das Manöver ausführte.

Neuenstein war nie beleidigt, er verneinte lachend und zog sich alsdann diskret zurück, um noch etwas Butterbrot zu bestellen; es war eine recht hübsche junge Sennerin, die in der Küche hauste.

„Ich diktiere!“ jagte Sylvie.

„Rede, Herrin, dein Knecht hört!“

Sylvie warf die Blumen ihres Straußes geschäftig auseinander und unterzog sie einer genauen Musterung; endlich wählte sie einen köstlichen, tiefblauen Enzian. „Den soll der schöne Günther haben! Also los, schreiben Sie, Ilse: Gegeben am . . . auf der Goyenalp bei Berchtesgaden. Wir, Sylvie, Prinzessin von S., haben allergnädigst geruht, aus lauter Langerweile Unseren getreuen



Rotillontänzer Job Günther, Grafen zu Lehrbach, in Erinnerung an seine Treue und Ergebenheit beifolgende Enzianblüte eigenhändig zum ‚Grüße aus Berchtesgaden‘

zu pflücken, und Unsere Hofdame Ilse, Freiin von Dienheim, beauftragt, dieselbe an Ihre Adresse zu befördern. — — So! Nun schreiben Sie darunter, etwas kleiner . . . hierher . . . noch tiefer:

„Diesen Enzian pflück' ich hier,
In der weiten Ferne,
Lieber Günther, dir, ach dir — —“

„Hahaha! Brillant, der wird rein verrückt, wenn er das liest, Hoheit!“

„Meinen Sie? Und nun streichen Sie die letzte Zeile mit dem ‚lieben Günther‘ wieder aus! Das ärgert ihn! Der Schlingel kokettiert auch redlich mit uns, also revanche pour Pavi! Zeigen Sie her, das ist ein kapitaler Witz, ich möchte sein Gesicht sehen! Halt! Damit er antworten muß, machen Sie noch folgende Nachschrift: ‚Hoheit läßt anfragen, wie es mit den Lehrbacher Skizzen steht?‘ — — Dieß unterstrichen — — so ist's gut! Nun schicken wir es sofort ab, wenn wir nach Hause kommen! Prost, Ilse! Der Spaß ist eine Bergfahrt wert!“

Prinzessin Sylvie kippte übermütig einen Cognac aus Detlefs Feldflasche in ihr Milchglas und hob es gegen Fräulein von Dienheim.

„Nochmals vive l'amour!“

Gräfin Aosta hatte während dessen den Hut des Prinzen mit einem Strauß geschmückt und Herr von Neuenstein kehrte mit der interessanten Meldung zurück, daß die Semmerin Burgei ganz scharmant jodeln könne.

„Antreten!“ befahl Detlef eifrig.

Und Burgei kam und jodelte.

In den Zweigen flüsterte und rauschte es, der Wind hob seine Schwingen und trug die Klänge fernhin zum Thal. Rote Sonnenglut brannte auf den Bergen, und um die schroffen Felszacken des Unterberges kreiste ein Weih, enger und enger zog er seine Kreise, dann schoß er jählings nieder. Der König der Lüfte gedachte eines armen kleinen Unterthans.

Die Maultiere trabten davon, geknickte Blüten lagen welk und matt im Moose. —





„Dem nie durch Liebe Leid geschah,
Geschah durch Lieb' auch Liebe nie!“
Wartburgspruch.

IV.

s war noch früh am Morgen in Groß-Stauffen. Josephine lag in dem altmodischen Himmelbett, dessen dunkelblauseidene Gardinen weit zurückgeschlagen waren, faltete behaglich die rosigen Arme unter dem Kopf und lächelte in die drapierten Stofffalten empor. Wie herrlich ließ es sich so mit offenen Augen träumen, wie konnte man alles so gemächlich noch einmal überdenken, was die letzten Tage an buntem Wechsel mit sich gebracht hatten: Klar und deutlich sah sie das Bild des schönen Mannes vor sich, sah die dunklen Augen, die so lange und so wundersam auf ihr geruht, hörte all die gefährlichen, lebenswürdigen

Worte, die ihr unschuldiges kleines Herz mit goldenen Fäden umspinnen hatten, fest und ewiglich, mit dem süßen Zauber einer ersten Liebe! Wonne und Glückseligkeit durchbebten die junge Seele, und wie die duftigen Rosenblättlein sich unbewußt aus enger Knospe dem goldenen Licht entgegendrängen, so entfaltete sich rein und wunderhold auch in dem Herzen Josephinens ein strahlender Blütenkelch, von Glück und Sonnenschein zum Leben wach geküßt, duftend und glühend in zarter Schönheit; so lange dieser Sonnenschein um den zarten Kelch schmeichelt, und gebrochen und zerfnickt für ewige Zeit, sobald der Sturm des Lebens mit rauher Hand die Thränenperlen zerstäubt und die Blume grausam in den Staub des Schmerzes beugt. — Wie gut und schön war doch Graf Günther! Kannte er sie nicht Heideröslein, und trug er nicht ihr zu Ehren diese Blüte an der Brust? Hatte er nicht gesagt, daß sie reizend und anbetungswürdig sei? Hatte er nicht Tante Renate bestürmt, den nächsten Winter in der Residenz zu verleben, damit er mit Fräulein Josephine im „weißen Saal“, angeführt der höchsten Herrschaften, einen superben Walzer tanzen könnte? Und als Josephine angstvoll versicherte, sie könne überhaupt noch nicht tanzen, da erbot sich der junge Offizier mit dem liebenswürdigsten Lächeln, ihr in den paar Wochen seiner Anwesenheit ein eifriger Lehrmeister zu sein! Hattenheim hatte darauf hin das alte Tafelklavier geöffnet und kouragiert einen Afford angeschlagen, worauf Josephine mit vergnügtestem Gesicht

gefunden hatte: „Es klingt gerade wie eine Stimme aus zahnlösem Mund!“ Das konnte nun niemand groß ab- leugnen, aber Tante Renate sagte lakonisch: „Zum Lernen ist's lange gut, und wenn ich's auch stimmen lasse, schlägt's die Pöhne doch binnen acht Tagen wieder kurz und klein!“

„Sie spielen Klavier?“ hatte Günther erstaunt ge- fragt, und Josephine selbstbewußt dazu genickt: „Mademoiselle gibt mir Stunde!“ Und damit hatte sie sich ohne jede Brüderie hingesezt und „An Alexis send' ich dich!“ ganz korrekt und taktvoll auswendig gespielt. Ach, und wie nah stand er neben ihr und sah auf ihre Hände und wie applaudierte er und rief: „Excellent, mein gnädiges Fräulein, darauf hätten wir den flottsten Galopp tanzen können!“ Und dann wandte er sich an Mademoiselle und fragte, ob sie wohl zum Tanz auf- spielen könne. Da knixte dieselbe ein schüchternes „Ich will es versuchen, Monsieur!“ und Lehrbach sagte ihr auf Französisch viel Liebenswürdigen. Ach, und dann hatte sie auch wirklich ein Stück gespielt, und der junge Graf nannte es eine allerliebste Polka und sagte zu Tante Renate: „Also gar kein Hindernis mehr, meine gnädigste Frau, nun müssen sie uns gestatten, fleißig hier vorzusprechen, und uns recht oft die Ehre Ihres Besuches in Lehrbach schenken, und Sie sollen sehen, wie schnell Ihre Fräulein Nichte das Tanzen erlernt!“ „Aber Gretchen muß dabei sein!“ hatte Josephine gerufen, und „Selbstverständlich!“ Lehrbach erwidert. Dann wurde

gleich ein Tag festgesetzt, an dem der feierliche Anfang gemacht werden sollte.

Daran dachte Josephine in der sonnigen, stillen Morgenstunde und ihre Gedanken flogen weiter zum gestrigen Nachmittag, wo plötzlich ein Reiter in den Hof gesprengt war, der Graf Günther natürlich, der sie just beim Kirchenabbeeren überrascht hatte.

„Pardon für diesen Überfall!“ hatte er gerufen, den Hut geschwenkt und ihr zugelacht. „Ich passierte auf meinem Spazierritt gerade die Schloßmauer und konnte es natürlich nicht unterlassen, Ihnen en passant, Guten Tag‘ zu sagen! Sie vergessen es doch hoffentlich



nicht, daß Sie morgen zu Tisch in Lehrbach erwartet werden?“

Du lieber Gott — Josephine und diese Einladung vergessen! Er schien gar nicht zu ahnen, daß sie den lieben langen Tag keinen andern Gedanken im Kopf hatte als diesen. Das versicherte sie ihm natürlich auch, und sie stellte flink die Kirschenschüssel fort und rief: „Ich gehe noch ein Stück mit Ihnen, bis an die Waldecke! Warten Sie nur einen Augenblick!“ Und sie war noch schnell an den Hofbrunnen gelaufen, hatte sich von dem alten Pferdewechter flink 'mal über die klebrigen Hände pumpen lassen und war dann glücklich neben dem Pferde Graf Günthers einhergeschritten, mit gutem Kennerblick sofort die Vorzüge des edlen Renners herausfindend. Da hatte er sich sehr gewundert und ihr wieder viel, viel Schmeichelhaftes gesagt!

Und sie hatte ihm vom Wegrain aus zwischen den wogenden Ähren eine Kornblume brechen müssen, die er mit einem seiner wunderbar leuchtenden Blicke in das Knopfloch steckte, indem er sogar dazu sagte, er wolle sie im Portefeuille mit nach der Residenz nehmen. Ach, wie klopfte ihr das kleine Herz vor Seligkeit, wenn er von der Residenz und von dem Wiedersehen im Winter sprach, wie leicht schien es ihr, an seiner Hand das Tanzen zu erlernen, wie schön war das Leben mit einem Mal, und wie lieb hatte sie seine dunklen Augen, die gewiß kein anderes Mädchen so innig anblickten, wie sie! Nein, gewiß nicht, wäre er ihr nicht von ganzem Herzen gut,

so würde er wohl ebenso still und langweilig sein, wie der dicke Hattenheim, der weiter nichts konnte und wußte, als verlegen zu erröten, wenn sie zu ihm sprach, dem sie gewiß ebenso gleichgültig war, wie er ihr! Aber Günther wußte stets etwas zu sagen, und sie glaubte ihm Wort für Wort und hätte ihr Leben verwehrt, daß er all diese Worte redlich meinte! Was wußte sie auch von der gleichnerischen fal-



schen Welt, was von all den wohlgelittenen Lügen, welche die Menschen „liebenswürdige Redensarten“ nennen? Wer hätte die süße Unschuld ihres Herzens so vergiften sollen, wie hätte jenes wehe, thränenreiche und bleiche Weib, das „die Erfahrung“ heißt, den Weg zu dieser friedlichen Einsamkeit gefunden? Sonnenschein strahlte am Himmel und in dem Herzen, lächelndes Vertrauen grüßte aus zwei Kinderaugen.

An den grünen Vorhängen tanzten die goldenen Lichtfunken höher und höher empor, und die Träumerin mit offenen Augen lächelte ihnen zu und dachte: „Nun sind's bloß noch sieben Stunden, dann fahren wir nach Lehrbach und ich sehe ihn wieder und bin einen ganzen, langen Nachmittag mit ihm zusammen!“

Da wurde die Thür geöffnet, Tante Renate trat ein und schob die Vorhänge zur Seite.

„Na, du Langschläferin?! Läßt dir die Sonne auf die Nase scheinen und steckst noch in den Federn? Geschwind heraus und an die Arbeit! Du bist mir eine gute Hühnermutter! Schon sechs Uhr, und der Stall noch nicht auf, die armen Dinger sollen wohl verhungern?“

Und die Freifrau gab jedem von den rosigten Armen einen Klaps, neigte sich nieder und küßte die Lippen, welche ihr ein ganzes Heer von zärtlichen Morgengrüßen entgegenjubelten. — — — — —

Hoch und schwer, eine große Glaskutsche, welche dazu angethan schien, selbst die zahlreichste aller Familien mit Kind und Kegel in ihr breitgewölbtes Innere gastlich

und bequem aufzunehmen, schwankte das Freiherrlich von Wettersche Fuhrwerk die sandige Chaussee nach Lehrbach entlang. Dunkelblaue Vorhänge nahmen sich sehr stativös hinter den etwas blinden Fensterscheiben aus, und wenn auch die ganze Chaise recht altersschwach in den Fugen ächzte, so war sie doch erst vor fünf Jahren mit dem schönsten Citronengelb auflaciert worden, was sie schon von weitem her außs beste annoncierte. Auf dem breiten Kutscherbock saß Nilian, der Beherrscher der Koppeln, mit hohem, nach oben viel breiter werdendem Cylinderhut, um dessen gestäubten Filz sich eine schwarzgewordene Silbertresse schlang. Ein langer, blauer Kutschermantel mit goldenen Wappentnöpfen, rote Weste und weiße Handschuhe, repräsentierten die Livree, deren fehlende Stücke durch die entsprechenden Teile von Nilians Sonntagsanzug vollkommen ersetzt wurden.

Die Pferde aber, die seine lange Peitsche kommandierte, stachen feltjam gegen das Gefährt ab, feurig und edel tänzelten sie über Wurzeln und Steinwerk, glänzende Vollblutfüchje, Prachtexemplare ihrer Gattung.

Onkel und Tante saßen in dem geräumigen Fond. Josephine beanspruchte mit dem steifen, faltenreichen rosa Rattunkleid den Rücksitz, und wenn sie selbst auch unter den streng wachsamem Blicken der Freifrau regungslos dasaß, so weit dieß bei dem schiffähnlichen Schwanken der Chaise möglich war, so flogen doch die Blicke in rastlosem Wechsel bald aus diesem, bald aus jenem Wagenfenster, um ungeduldig zu prüfen, wie viel des Weges

bereits absolviert sei. Dabei stand das Mäulchen keinen Augenblick still, sondern erging sich in allerlei Vermutungen und Hoffnungen und erschöpfte das Thema „Lehrbach“ nach jeder Richtung.

„Sogar Uniform will er mir zu Ehren heute anziehen“, berichtete sie geheimnisvoll, „damit ich wissen soll, wie wir uns in der Residenz begegnen werden! Er fürchtet, ich würde ihn am Ende gar nicht wieder erkennen und ihn . . . ja, du lieber Gott, da sagte er ein so fremdes Wort, das verstand ich nicht, und als ich fragte, da lachte er und entgegnete: Nun, wir Offiziere nennen's auch ‚ichuciden‘, und weißt du, Tanting, da war ich nun so klug wie vorher!“ Ohne nur eine Antwort abzuwarten, drehte sie das Hälschen eifrig zur Seite und jubelte: „Da taucht schon die Ruine aus den Tannen auf! Die steht im Lehrbacher Park, und wir sind gleich da!“

„Dann kannst du jetzt die Handschuhe anziehen, Phine!“ entschied Tante Renate, öffnete gleichzeitig ihren Pompadour und reichte der jungen Dame die seidenen Filets hinüber. Sie selber zog ihr weißes gesticktes Crêpe-de-Chine-Tuch enger um die Schultern, musterte Dankel Bernd noch einmal mit prüfendem Blick, rückte ihm die Krawatte zurecht und sagte: „Na, nun in Gottes Namen! Vergiß nicht, Phine, was ich dir über das Essen mit Messer und Gabel gesagt habe!“

Fräulein von Wetter nickte selbstbewußt, band sich die hellen Hutbänder unter dem rosigen Kinn und saß in atemloser Erwartung.

Der Wagen bog durch ein hohes, elegantes Partigitterthor in eine breite, dunkel verwachsene Lindenallee ein, die geraden Wegs auf das Schloß führte.

Josephine kannte es schon. Es war ein einstöckiges Gebäude, lang ausgedehnt mit rundgebauten Seitenflügeln, vor denen sich je eine Terrasse erhob, die beide durch einen aristokratischen Säulengang vor der Mittelfront verbunden waren. Entfernt von den Wirtschaftsgebäuden lag das Herrschaftshaus, vornehm reserviert wie ein kleines Rokokoßchloß inmitten der tadellos gehaltenen Parkanlagen, ausschließlich der Guts herrschaft vorbehalten, die dem Pächter das näher am Hof gelegene „Kavaliierhaus“ überlassen hatte. Sammetne Rasenflächen, von bunten, mannigfach geformten Teppichbeeten unterbrochen, breiteten sich auf dem freien Platz vor dem Schlosse aus, durchschlängelt von hellen Kieswegen und originell geschmückt durch die verschiedenen Bildwerke, welche aus den dunklen Tarusbosketts der Umgrenzung leuchtend weiß emporstiegen. Inmitten des Platzes, vis-à-vis der Mittelfront des Gebäudes, thronte eine gigantische Löwengruppe, in Bronze gegossen und künstlerisch ausgeführt, aus „Pietät für unser Wappentier“ hatte die verstorbene Gräfin lächelnd gesagt, wenn sich in früherer Zeit die hohen und höchsten Gäste zu den Jagden in Lehrbach einfanden und bewundernd vor dem Meisterwerk standen.

Im Schatten der Terrassensäulen lag eine gewaltige Ulmer Dogge, den gelben Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten geduckt, so daß das breite luxuriös ge-

arbeitete Halsband wie eine goldene Schlange auf dem Nacken schillerte; dumpfes Rollen ertönte auf dem Kiesweg, und Graf Günthers trutziger Liebling spitzte die Ohren, hob die breite Nase und schaute mit souveräner Ruhe, aber unverkennbar befremdet auf das citronengelbe Ungeheuer, welches die Lindenallee herabschwankte. Gleichzeitig aber öffnete sich hinter ihm die Flügelthür, der Jäger Seiner Excellenz schritt hastig über die Veranda, die Stufen der Freitreppe hinab und erwartete entblößten Hauptes, aber nicht ohne ein ganz leises Zucken um die Mundwinkel, das freiherrliche Gefährt, um mit der Routine eines Residenzlers den Wagenschlag aufzureißen.

Langsam entstieg dem Wagen die korpulente Gestalt Onkel Bernds, dem sich hastig und etwas verwirrt eine raja Kattunwolke nachschob, aus deren rauschender Mitte sich eine zierliche Mädchentaille und ein gigantischer Florentiner Strohhut hob, dann folgte in gemessener Würde Tante Menate, die sich einen Augenblick schüttelte, wie ein Pudel der unfreiwillig ein Bad genommen, die Rolant's des schwarzen Atlaskleides nach allen Seiten hin glattstrich und den Jäger mit freundlicher Herablassung fragte: „Wir kommen doch nicht zu früh?“

„Durchaus nicht, Frau Baronin! verneigte sich der Gefragte mit einladender Geste nach dem Schloß. „Darf ich die Herrschaften bitten, näher zu treten?“

Er eilte die Treppe empor und öffnete devot die breiten Flügelthüren, an deren Seiten zwei reich galonnierte Diener erschienen, welche die Herrschaften baten,

zu dem Boudoir der Gräfin zu folgen, um daselbst abzulegen.

„Lieber Gott, was soll ich denn ablegen?“ flüsterte Josephine, mit geängstigten Augen über die fingerdicken Teppiche durch zwei hochelegante Zimmer des Parterres schreitend, die Onkel Bernd auf den Fußspitzen, Tante Renate aber mit scharf prüfendem Blick traversierte.

„Halte den Mund!“ entgegnete die Freifrau kurz. „Das läßt man sich vor der Dienerschaft nicht merken, daß man fremd in den Verhältnissen ist!“ Und sie trat in das Boudoir, an dessen Thür sich der Lakai mit tiefem Bückling zurückzog.

Mit beklommenem Herzen schaute sich Josephine um, goldglänzende, atlasrauschende Pracht ringsum. Da stand ein Himmelbett, dessen Bronzefuß auf einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellte, von dem crêmesfarbene Spitzen, mit lichtblauem Atlas überhangen, niederwallten, mit den reichen Möbeln und Fensterdraperien harmonierend, welche das Zimmer zu einem der zartesten und poesievollsten Schmuckkästlein gestalteten, ausgestattet mit all den tausend eleganten Kleinigkeiten, die dem Schlafgemach einer vornehmen Dame jenes eigenartige Lüster behaglichen Komforts verleihen.



Tante Renate hatte das Zimmer mit schnellem Blick überflogen. „Unfinniger Plunder, der Unjummen kostet und nichts nützt“, murmelte sie, „steht seit sechzehn Jahren unberührt und den Motten aufgetischt!“ Und sie goß aus der schlanken, mit Bergißmeinnicht bemalten Porzellananne das Wasser in das goldumränderte Becken und herrschte Josephine kurz an: „Komm hierher, wasch dir die Hände!“

„Aber Tanting, ich habe ja vorhin erst — —“

„Papperlapapp, vorwärts! Es gehört sich so, schon der Dienerschaft gegenüber!“

Und die ganze Familie spülte sich feierlichst die Hände ab. „Ach, wie prachtvoll!“ flüsterte Josephine. „Rieche mal, Tante, Parfümseife!“

„Nun ja, was ist denn dabei“, entgegnete Frau von Wetter, „solche habe ich früher immer gehabt. Nun ziehe die Handschuhe wieder an, wir wollen hinaus!“ Und noch einmal glättend mit der Hand über den blonden Scheitel des jungen Mädchens streichend, schritt sie voran durch die glänzenden Falten der Portieren. Wieder nahm sie der Kammerdiener Seiner Excellenz in Empfang und führte die Herrschaften durch den hirschgeweihgeschmückten, mit Waffen und Waidmannsbildern dekorierten Korridor und über die teppichbelegte Treppe zur ersten Etage.

Die Thüren öffneten sich, feiner, aristokratischer Ambree-
duft wehte ihnen zu, und durch das halbe Dämmerlicht kamen ihnen die drei Herren entgegen, mit sporenkirrender Verbeugung und liebenswürdigstem Willkommen die verzehrten Gäste zu begrüßen.

Josephine kam es vor, als träumte sie. Sie wagte es kaum, einen schüchternen Blick über die Ausstattung des Salons zu werfen; erst als die Stimmen durch einander schwirrten, als Günthers heiteres „Grüß Gott!“ an ihr Ohr schlug, hob sie den Blick, und jäh überrascht, entzückt von der schmucken Pracht einer Husarenuniform, schlug sie die kleinen Hände zusammen und rief aus tiefster und naivster Überzeugung: „Ach, wie schön!“ Damit war aber auch der Bann der Befangenheit gebrochen, Scherz und Heiterkeit behaupteten ihr altes Recht, und das laute, übermütige Lachen Günthers bezeugte, daß er sich vortrefflich amüsiere.

Selbst Hattenheim fand heute Gnade vor Josephinens Augen; sie versicherte ihm mit viel Treuherzigkeit, daß er entschieden hübscher aussehe, gar nicht so dick wie sonst und auch nicht so rot im Gesicht, und sie setzte eifrig hinzu: „Wenn wir tanzen, müssen Sie aber auch diesen prächtigen Schnürentrock anziehen, den müssen Pastors auch sehen!“

Onkel Bernd begrüßte mit Entzücken die Uniform seines lieben alten Regiments. Es war ihm, als fänke plötzlich ein Schleier von Auge und Geist, als schwänden all die langen Jahre zwischen einst und jetzt, als sei er wieder der flotte, schneidige Rittmeister von ehedem, welchen sechzehn Jahre Einsamkeit bis zur Unkenntlichkeit verwandelt hatten. Er taute ordentlich auf, er vergaß seine Tabakspfeife und seine hart gearbeiteten Hände, die alte Zeit kam zurück und stellte ihn wieder auf höfisches Parkett. Auch Tante Renate blickte feuchten Auges auf die Uniform, an deren schmucke

Pracht sich die liebsten Erinnerungen einer fernern Jugendzeit, die seligsten Träume ihres Liebeslebens knüpften!

Wie viel gab es für Josephine hier zu sehen, welche eine nie geahnte Pracht gleißte ihr aus allen Ecken und Enden entgegen! In zierlichen Lackstiefeln, mit dem lautlos gleitenden Schritt eines Hofmannes, eilte Graf Günther dem naiven kleinen Gast voran durch die diversen Salons, Josephine in den derben Lederschuhcn auf dem Parkett tapp tapp hinterdrein. Sie blieb vor den hohen Spiegeln stehen, betrachtete mit kindlicher Freude ihr eigenes, steifgeputztes Bild und konstatierte, daß sie dem Grafen Günther gerade über die Schulter sehen könne. Noch war ein Kaminsims voll altertümlicher Rippes und Schalen, Vasen und Statuetten kaum zur Hälfte besichtigt, als der in schwarzes Civil gekleidete Kammerdiener Seiner Excellenz das Diner im Speisesaal meldete.

„Lieber Reimar, als Gast hast du den Vorzug, Fräulein von Wetter den Arm zu bieten!“ lächelte Günther zurücktretend, und Josephine machte zwar ein ganz erstauntes Gesicht, legte aber schweigend ihren Arm in denjenigen des jungen Offiziers. Hatte Josephine bereits droben in den Salons ein weites Feld für Staunen und Verwunderung gefunden, so bot ihr der Speisesaal des Parterres mit seinem hochelegantem Tafelarrangement und den fast sämtlich unbekanntcn Delikatessen des reichen Menus wohl den weitesten Spielraum naiven Entzückens.

Der Minister schien die verkörperte Liebenswürdigkeit, geistreich, vornehm in jedem Wort und jeder Geste,

wußte er als Diplomat und Staatsmann die Themata der Unterhaltung so geschickt zu wählen, daß Onkel Bernd den letzten Rest der Befangenheit von Zunge und Seele streifte, und Tante Renate animierter denn je in alten Erinnerungen und dem gewohnten Fahrwasser ihrer langjährigen Thätigkeit schwelgte.

Excellenz aber zog den prachtvollen Tafelaufsatz, einen künstlich gearbeiteten Silberbaum, an dessen Zweigen sich Marzipan und Chocoladenfrüchte schaukelten, näher heran, erzählte auf Josephinens staunende Frage, daß derselbe ein Geschenk des russischen Großfürsten sei, den er einst auf einer Reise nach Paris begleitet hatte, und während dessen löste er mit der bleichen schlanken Hand die übrig gebliebenen Konfitüren völlig ab, legte sie auf den silbernen kleinen Teller und schob sie der jungen Dame zu. „Für Fräulein Heiderösklein und die dazu gehörigen Pastors!“ scherzte er. „Sie müssen doch ihren Getreuen einen Gruß aus Lehrbach bringen!“

Josephine jubelte und dankte von ganzem Herzen, bat Graf Günther um eine Zeitung und sagte: „Nicht wahr, Sie gehen gleich mit mir, die Tüte in den Wagen zu tragen, sonst vergesse ich sie am Ende!“

Und als die jungen Herren lachend einverstanden waren, beschloß man, alsdann gleich vom Hofe aus eine Tournee durch den Park zu machen.

Dämmeriger Schatten wehte kühl und balsamisch aus den Laubgängen und blühenden Anlagen, denen die drei jungen Leute, von der gelben Dogge gefolgt, gemächlich

entgegen schritten. Eine dunkle Purpurrose leuchtete im Gürtel der jungen Dame, eine eben solche hielt noch die Hand Lehrbachs, der sich mit zauberischem Blick zu Josephine niederneigte und um die Erlaubnis bat, diese zweite Blüte eigenhändig in ihr blondes Haar stecken zu dürfen.

Unbefangen blickte Fräulein von Wetter zu ihm auf. „Gewiß!“ nickte sie anmutig. „Wenn Sie es können?“ Und sie bog das Köpfchen zur Seite und neigte es vor der wohlgepflegten, weißen Männerhand, die sich mit behaglicher Umständlichkeit um den Schmuck der blonden Haarwellen verdient machte.

Durch das goldduftige Akazienlaub fiel ein Sonnenstrahl schräg über das junge Paar, weckte leuchtende Lichtfunken auf den zitternden Löckchen und glühte auf der dunklen Blüte, welche sich ihnen kosend anschmiegte. Hell blitzten die Brillanten an Günthers Finger auf.

Hattenheim hatte mit untergeschlagenen Armen zur Seite gestanden, seine Brauen hatten sich finster zusammengezogen, und die festgeschlossenen Lippen schienen sich zu jähem Worte öffnen zu wollen, ein vorwurfsvoller Blick brannte auf Günthers lachendem Antlitz.

Er wandte sich kurz ab und schritt langsam voran, durch die Blütenstreuenden Zweige des Goldregens und Jasmins.

Die Rose hastete. Günther und Josephine folgten der hohen Gestalt des Offiziers.

„Wissen Sie auch, was solch eine Rose bedeutet?“ fragte Graf Lehrbach mit langsamer Betonung. Die leuchtenden Mädchenaugen blickten Erklärung heischend zu ihm auf.

„Die Rose ist das Sinnbild der Liebe“ fuhr der junge Mann mit gedämpfter Stimme fort, „schnell und ahnungslos bricht sie aus der Knospe, entfaltet voll bezaubernden Duftes den purpurglühenden Kelch, sich und anderen zu seligem Entzücken!“

„Aber sie trägt Dornen und welkt so schnell!“ schüttelte Josephine befremdend das Köpfchen; „das stimmt doch nicht mit der Liebe überein?“

Ein langer dunkler Blick senkte sich in ihr Auge. „Auch das ist das Loos von Cupidos Pfeilen, daß sie oft scharf wie Dorn und Schwert sind, oft in Gift getaucht. Kennen Sie nicht den sinnigen Spruch, den Meisterhand in die Dichterlaube der Wartburg gemalt? ‚Wem nie durch Liebe Leid geschah, geschah durch Lieb' auch Liebe nie!‘ Diese Worte sind wahr, unendlich wahr, Fräulein Josephine, denn wie die Rose ohne Tau nicht leben kann und ohne seine segensreichen Perlen niemals den Kelch zur vollsten Schönheit öffnet, so kann auch die Liebe nicht ohne Thränen bestehen, welche ihre größte Innigkeit und Stärke erst aus tiefstem Herzensgrund an das Licht locken!“

„Wem nie durch Liebe Leid geschah!“ wiederholte Fräulein von Wetter leise, mit tiefgeneigtem Haupt, und es war ihr, als fielen plötzlich ein Schatten in das blendende Sonnenlicht. „Ich möchte lieber die Sonne ohne Wolken schauen!“

„Da fällt schon ein Blättchen aus der Rose!“ Josephine stimmte wieder in seinen heiter werdenden Ton

ein. „O weh, wenn das der Liebe Sinnbild ist!“ Und sie folgte mit dem Blick dem kleinen Purpurblatt, das wie ein Schmetterling von ihrem Gürtel hernieder vor Günthers Füße flatterte. Sie blieb stehen. Der junge Offizier lächelte fein altes, leicht frivoles Lächeln. „Mein Gott, warum verlangen Sie von Rosen und Lieben ein endloses Dasein! Es würde ja langweilig werden, wie schließlich alles, selbst das Schönste auf der Welt! Besser, daß eine Blume kurz, als gar nicht blüht, und besser ein flüchtiger Glückstraum, als gar keiner!“

„Wünschen Sie sich das?“

„Nein, uns allen beiden nicht!“ Er lächelte zu ihr nieder, daß leises Rot ihre Schläfen färbte, schritt weiter und zertrat achtlos das kleine Rosenblatt im Staube.

„Es muß wunderbar in der Welt zugehen, ich freue mich darauf, sie kennen zu lernen!“ Und Josephine streifte strahlenden Gesichtchens die blühenden Gebüsche mit der Hand und ließ die kühlen Blumensternchen in schnellem Weiterschreiten durch die Finger tanzen.

„Und ich verspreche mir viel Genuß davon, Sie mit dieser bunten, schönen, lustigen und leicht hinrollenden Welt bekannt zu machen! Nach der langen Zeit dieser entseßlichen Einöde muß es Ihnen ja vorkommen, als erwachten Sie aus bleiernem Traum, um endlich, gleich dem Schmetterling, die schimmernden Flügel in Luft und Licht und Sonne zu baden! O, es ist schön zu leben! Es ist schön, ein Schöpfkind des Glückes zu sein!“ Der junge Graf ließ den glänzenden Blick zum Himmel empor-

schweifen, lachende Jugendlust blitzte aus seinen Augen, sorglose, strahlende Heiterkeit eines Herzens, in dem noch kein Thränentau die dornige Liebesblüte geneht.

Vor ihnen hob sich der Weg steil an felsigem Hügel empor, der oben die ephreumwucherten Mauerreste der Burgruine trug. Mit leichten Schritten eilte Lehrbach voran, wandte sich nach wenig Augenblicken zurück und streckte Fräulein von Wetter galant die Hand entgegen. „Hier gibt es Barrikaden, meine Gnädigste! Moosige Felsen und Blattschlingen, ganz Natur und Poesie, wie es sich für einen Altar der Vergänglichkeit geziemt!“

Josephine lachte hell auf: „Glauben Sie, ich könnte nicht klettern?“ Und ihm einen übermütigen Klaps auf die dargereichte Hand gebend, sprang sie trotz der massiven Chaussure leichtfüßig wie eine Gazelle über das Gestein.

Günther schmollte und sah auf seine Hand nieder. „Wie grausam, Fräulein Josephine, mich also die Dornen der Rose fühlen zu lassen!“

Im hellen Sonnenlicht, rosig, übermütig und liebreizend stand sie vor ihm, neigte das Köpfchen schelmisch zur Seite und recitierte voll Pathos: „Wem nie durch Liebe Leid geschah, geschah durch Lieb' auch Liebe nie!“ Da lachten sie zusammen, Günther aber trat näher, nahm schnell ihre kleine Hand und zog sie an seine Lippen. „Durch Liebe Leid geschah?“ wiederholte er mit wunderbar fragendem Blick.

„Eine herrliche Aussicht hier oben!“ ertönte in diesem Augenblick Hattenheims Stimme aus dem grünumrankten Spitzbogenfenster der Ruine über ihnen. „Eilen Sie sich,

mein gnädiges Fräulein, damit Sie sehen können, wie schön doch ihre Heimat ist!“

„Ja, ich komme schon!“ rief Josephine in harmlosester Lustigkeit und eilte behende durch die Trümmer auf den grasbewachsenen Hof des alten Gemäuers.

Schnell trat sie an Hattenheims Seite. Die Hände auf die laubumspannenen Quadern gestützt, die Augen starr auf das entzückende Bild geheftet, das sich ihr darbot, stand sie stumm und regungslos, wie ein Kind, vor dessen Blick sich der geheime Zauber eines Kaleidoskops entrollt.

Zu ihren Füßen von Licht und Klarheit umflutet, lag Lehrbach inmitten der grünen Wipfel, breit dehnte sich das Halbrund der Fassade hinter der farbenprächtigen Rosenfläche, die, von hier oben gesehen, einem köstlich gewirkten Teppich gleich, aus dessen geschmackvoller Zeichnung die gelben Touffes des Goldregens, die glühenden Rosenboskettz und die weithin schimmernde Schneepacht des Jasmins emporleuchteten. — Dunkle Fichten schatteten längs der Parkgrenze, und zwischen ihren hangenden Zweigen hindurch blickte der kleine Weiher, dessen Silberflut ein paar Schwäne durchkreuzten; seine zitternden Wellen spülten gegen eine Insel, bestanden von silbernen, tiefhängenden Weiden und Fliedersträuchern, unter denen blutrote Päonien das Nest der Schwäne umblühten, und ihr Bild gleich schaukelnden Feuerfugeln im klaren Wasser spiegelten. — Weiter zurück leuchteten die roten Dächer der Wirtschaftsgebäude verstoßen aus dem grün wogenden Wipfelmeer, — schaute ehrbar der runde Turm der

Kapelle herüber, begrenzte Heideland und kahlstämmiger Waldstrich den fernen Horizont, während sich auf der entgegengesetzten Seite des Schlosses weithin das Ackerland zog, grüne Kornfelder, von dunkeln Kartoffel- und gelben Lupinenstreifen durchfurcht. —

„Nicht wahr, dies ist ein herrlicher Ausblick?“ unterbrach Hattenheim zuerst die Stille, und sein Blick flog in wehmütig langem Schauen über die nordische Landschaft. „Er gemahnt mich an daheim, wo's auch so frei und weit und einsam ist, wo keine Berge Auge und Atem beengen, wo Himmel und Erde noch in eins verschmelzen.“

„Wo sind Sie denn zu Hause?“ fragte Josephine, zum erstenmal voll Interesse zu dem blonden Mann emporblickend.

„Da, wo sich die Füchse und Hagen gute Nacht sagen“, lächelte Hattenheim gutmütig, „weit droben in Ostpreußen, wo man polnisch sprechen muß, um seinen Nachbarn und Untergebenen nicht barbarisch zu erscheinen! Meine Familie stammt aus diesem schwarzweißen Sibirien, und unser Stammschloß, ein fester, troziger Bau, ebenso hart und viereckig wie der Schädel seiner Namenshalter, ist auf Fels gebaut und schaut weit über klippiges, wildes Nordlandsmeer. — Kommen Sie einmal zu jenem Bogenfenster! Da schaut es sich trefflich hinaus, namentlich für einen, der gern die Gedanken so weit fliegen läßt, wie den Blick.“ Und Hattenheim schritt über das moosige Gestein zu der entgegengesetzten Seite der Ruine, bog die Brombeerranken und die wuchernden Schlingen der Waldrebe zur Seite und ließ die junge Dame an die

zerfallene Mauerbrüstung treten. „Hier hört das Gebilde von Menschenhand auf“, fuhr er fort, „drüben Kultur und hier köstliche, poesievolle Wildnis, nichts wie Wald und Heide! Dort aber, sehen Sie, wie das geschmolzene Silber uns seinen Gruß entgegenblitzt? Das ist der Wankstafel, in dessen Schilf noch Wassernixen wohnen!“

Josephine wollte eifrig antworten, aber Graf Vehr- bach unterbrach sie; mit dunkel- gerötetem An- gesicht, fast atem- los, trat er jetzt erst in die Ruine ein und schwenkte dem Freunde ein roßiges Brief- blatt entgegen.



„Reimar! Beim Teufel, ein ‚Grüß Gott!‘ aus Berchtes- gaden!“ rief er aufgeregt. „Mit einer Enzianblüte, von Prin- zeß Sylvie eigenhändig gepflückt! Die kleine Dienheim schreibt mir ein süperbes Billet dazu, natürlich Diktat der Ho- heit! Famos geschickte Wendungen, ‚aus lauter Langerweile‘ hahaha! Glaubst du das, alter Junge, daß Sylvie und Ilse aus Verzweiflung Enzianblüten an alle Tänzer der letzten Saison schicken? Ich nicht! Wollen Skizzen haben, umgehend

und schneidig wie immer! Ob's lauter Kunstinteresse ist?" Und der schöne Mann zuckte leicht die Achseln, mit einem Lächeln, welches grenzenlose Eitelkeit und Ironie spiegelte, dennoch vibrierten die feinen Nasenflügel unter dem Einfluß seiner Aufregung.

„Du glaubst, die Prinzessin interessiere sich für deine hiesige Robinjonade?“ entgegnete Hattenheim mit fast hastiger Freude, während stolze Genugthuung sein redliches Antlitz noch höher färbte. „Sie wünscht Nachricht von dir, via Dienheim?“

„Du sagst's, mein Feldherr! Der Enzian ist Mittel zum Zweck!“ Graf Günther nahm die gepresste Blüte aus dem duftenden Briefumschlag und hielt sie mit grazios abgestrecktem kleinen Finger Fräulein Josephine entgegen. „Attention, meine Gnädigste“, lächelte er, solche Blüten dürften eine Seltenheit sein! Vergewärtigen Sie sich die Scenerie einer ‚Geier-Wally‘, denken Sie sich droben auf diesen Berghauptern, deren Scheitel den Himmel stützen, um deren klüftige Felshänge die Wolken wehen, eine idyllische, einsame Almhütte, mitten auf blühender Matte erbaut! Da stand diese kleine, unschuldige Blume, welche weiter nichts von der Welt kannte, als die Schutzhäupter, Schluchten und Thäler vor ihrem Blick, welche vielleicht die vornehmen Schwestern im Garten und Park beneidete, die, bewundert von viel tausend Menschaugen, ein seligeres Dasein fristeten denn sie, die in Verborgenheit dahin welkte! Aber sich! Den Fels empor klimmte ein kleiner, kleiner Fuß, lichte Gewänder flatterten über Moos

und Alpenkraut, goldene, wilde Locken kofsten mit dem Wind, und ein lächelndes Antlitz neigte ſich zu der einfamen Blume. So brach die Hand eines Königsfindes den blauen Kelch. Iſt das nicht ein ſeltenes Schickſal, Fräulein von Wetter, und ein neuer Beweis, daß nichts auf der Welt ſo verborgen iſt, um nicht von der Sonne des Glücks erreicht zu werden?“

„Iſt die Prinzefſin ſchon alt?“ fragte Joſephine ſtatt jeder Antwort.

„Alt?!“ Lehrbach lachte ſchallend auf. „Mein gnädiges Fräulein, eine Prinzefſin iſt niemals alt, und zählte ſie ſelbſt Methuſalem zu ihren Jugendgepielen! Alt iſt überhaupt kein hoffähiges Wort, die Leute in der Reſidenz ſind ewig jung, und wenn ſie ſterben, iſt es immer in den beſten Jahren!“

„Das iſt ja gar nicht möglich!“ errierte ſich Joſephine naiv.

„Bei unſerm lieben Herrgott und dem Erfinder des ‚eau de lys de Lohſe‘ und ‚Pariſer rouge‘ iſt kein Ding unmöglich! Aber Scherz à bas! Sie fragen, ob Prinzefſin Enſwie alt iſt? Eine delikate Frage, die Sie vielleicht für beantwortet erachten, wenn ich Ihnen verſichere, daß die lebensluſtigſte aller Hoheiten leidenschaftlich gern — Kotillon tanzt!“

„Mit Ihnen?“ Joſephine blickte ihn lächelnd an, mit einem gewiſſen Stolz ſogar, daß der Tänzer einer Fürſtin demnächſt in der Stauffener Eßſtube ſie und Paſtors Gretchen die graziöſen Künſte Terpſichorens lehren würde!

„Gewiß!“ nickte Günther ein wenig blaſiert, und die Sporen des Sprechers miſchten ihren melodischen Silberklang in das kurze Auflachen, mit dem der junge Offizier

die Hand auf die Schulter des Freundes legte und lebhafter fortfuhr: „Der Brief ist selbstverständlich per Express gekommen, und ich bitte sehr, mich für wenige Augenblicke zu entschuldigen, ich möchte die Gelegenheit benutzen und dem Überbringer ein Telegramm mitgeben, das mich denen in Berchtesgaden zu Füßen legen soll — à revoir also und tausendmal Pardon!“

Graf Lehrbach salutierte degagiert und elegant, blickte noch einmal lang und ausdrucksvoll in Josephinens Augen und wandte sich hastig ab, um hinter moosigem Gestein und Waldesgrün, gefolgt vom gelben Hüden, zu verschwinden.

Kurze Zeit verweilten die Zurückbleibenden noch in der Ruine, und es war seltsam, wie gesprächig und lebhaft Herr von Hattenstein wurde, hatte er allein für die Unterhaltung der jungen Dame zu sorgen.

Mit glänzenden Augen lauschte Fräulein von Wetter zu ihm auf, als Reimar mit begeisterten Worten die Vorzüge des Freundes pries, seine Schönheit und Liebenswürdigkeit in selbstlosester Weise anerkannte und mit fast väterlichem Stolz eine Beschreibung davon entwarf, wie abgöttisch der junge Graf von Kameraden und Freunden verehrt, wie ganz er enfant gâté der Damenwelt sei, wie sich fast jedes Fest in der Residenz um ihn und seine so hoch eleganten Arrangements drehe, wie ein Ball, dem Lehrbach nicht vortanze, weder schick noch amüsan sei, und wie er durch die Stellung seines Vaters selbst bei Hofe ein täglicher und unentbehrlicher Freund geworden.

„Wie glücklich muß er sein!“ atmete Josephine hoch

auf, und ihre Gedanken flogen voraus zum nächsten Winter, wo sie mit eigenen Augen all die Triumphe schauen sollte, die sie doch gewiß an seiner Seite teilen würde. —

„Zuglücklich fast!“ — nickte Hattenheim ernst. „Ein allzu grelles und dauerndes Licht blendet den Menschen und stumpft ihn ab. Das



Glück flattert Günther in den Schoß und umschmeichelt ihn mit viel zu verschwenderischem Zauber, aber er gibt sich ihm haltlos hin, — genießt die Bevorzugung eines launischen Schicksals wie ein selbstverständliches Unrecht, und vernachlässigt dadurch ein ernstes und gewissenhaftes Studium seiner selbst.

— Ich fürchte, dieses Schwelgen im wolkenlosen Sonnenschein verflacht das so edel und groß angelegte Gemüt meines Freundes, und statt daß ihm köstliche Seelenfrüchte reifen, wird er an Übersättigung und Seichtheit zu Grunde gehen, wie schon tausend andere vor ihm, die zu schwach waren, eine Reihe von guten Tagen zu ertragen!“ Und weiter schritten sie über moosigen Waldboden, unter hochgewölbten Buchenfröncn dem kleinen Weiher entgegen.

Auf dem breiten Fahrweg, der durch den Park in die Felder führte, lag eine Kornähre. Gattenheim sah sie, zog den schon erhobenen Fuß zurück, beugte sich und legte den noch grünen Samenhalin zur Seite. Josephine war einen Schritt vorausgegangen, dennoch sah sie seine Bewegung und wandte sich zurück. „Was thun Sie da?“ fragte sie erstaunt.

Tiefe Verlegenheit färbte sein Antlitz höher, mit unendlich treuherzigem Blick schaute er zu ihr nieder. „Ich mochte nicht auf die Kornähre treten!“ sagte er wie entschuldigend.

„Und warum denn nicht?“

Da neigte er das Haupt und lächelte auf seine milde, melancholische Weise. „Das ist eine Angewohnheit aus meiner Kindheit und eine Erinnerung an die Zeit, da ich noch viel durch die heimatlichen Felder ging. Da lagen auch stets die Ähren über den Weg, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, das mit Füßen zu treten, was unser lieber Herrgott zu unserem Heil und Segen wachsen läßt, was manches Armen Hunger stillen kann — ich

hob immer die Palme auf und legte sie zur Seite. Und so hab' ich's beibehalten bis zum heutigen Tag, wenn ich's in der Residenz auch nur sehr selten, oder sinnbildlich bethätigen kann! Sie werden mich wohl auch auslachen, wie Günther, oder es gleich ihm unter dem modernen Motto ‚chacun à son goût‘ als eine Schrulle mehr auf der Welt passieren lassen!“

Josephine lachte aber nicht, sondern sah nachdenklich vor sich nieder; während seiner Worte war es ihr plötzlich gewesen, als sähe sie wieder ihr zartes Rosenblatt unter Günthers Sohle im Staube sterben. Sie hob schnell den Blick, schaute Reimar voll ins Antlitz und sagte treuherzig: „Ich glaube, Sie sind ein sehr, sehr braver Mensch!“

Die Sonnenstrahlen fielen hell durch die Bäume und beleuchteten sein blondes Haupt und das verlegene, tief erglühende Antlitz. Josephine aber fuhr fort: „Sie sind gewiß nicht in lauter Glück und Sonnenschein aufgewachsen und Ihnen ist sicherlich schon manches Leid geschehen, das die Menschenherzen weich macht, wie Graf Günther sagt?“ Halb fragend, halb zweifelnd und den Ernst ihrer Worte durch das sonnige Kinderlächeln mildernd, ja durch dasselbe beweisend, wie fern ihr eigentlich noch das volle Verständnis für jenen Ausspruch sei, bog sie das Köpfchen zur Seite und blickte Hattenheim forschend an.

„Das Glück ist eine schlechte Mutter, hat Lieblinge und Stiefkinder, und wer zu den letzteren gehört, wird

selten seines Lebens froh!“ entgegnete dieser ruhig, fast resigniert; dann bog er schnell die blühenden Zweige des Gebüsches, die den schmalen Weg fast überwucherten, zur Seite und jagte heiter, dem Gespräch eine andere Wendung gebend: „Da sind wir schon am Weiher, mein gnädiges Fräulein; wenn Sie aber mit leeren Händen zu Hans und Grete, dem glücklichen Herrscherpaar dieses wässrigen Idylls kommen, werden Sie sich wenig infinuieren! Hier! Nehmen Sie das Brot, ich trage es schon immer in Reserve mit mir herum!“

Josephine lachte lustig auf. „Chacun à son goût, Herr von Hattenheim, Graf Günther hat Recht! Sie beide sind verschieden wie Tag und Nacht — ah, da kommt er, sehen Sie, wie er sich gecilt hat!“

Hans und Grete, das Schwanenpaar ruderten herzu, und empfingen behaglich plätschernd die Gabe aus Josephinens Hand, Graf Günther stand daneben, klopfte den Freund kopfschüttelnd auf den breiten Rücken und lachte in einem Gemisch von Ironie und Anerkennung: „Dicke, du bist ein ganz verrückter Kerl, aber doch das grundgütige Schicksal für alles, was da krecht und fleucht, ohne dich stürbe Lehrbachs lebendes Inventar aus!“





Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinner-Lenor,
Die den Hadschel dreht im Geröhre!

Annette v. Droste-Hülshoff.

V.

Hierzehn Tage waren vergangen, und fast keiner von ihnen hatte sich seinem Ende zugeneigt, ohne den Verkehr zwischen Lehrbach und Großstauffen aufs lebhafteste zu unterhalten. Entweder wechselten sich die Einladungen ab, oder die beiden jungen Offiziere erschienen ungebeten im Stauffener Schloßhof, um Onkel Bernd und Josephine zur Jagd oder zum Spazierenreiten abzuholen. Denn seitdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß Fräulein von Wetter eine ebenso kühne wie gewandte Reiterin sei, die nebenbei in dem altfränkischen Reitkleid der verstorbenen Mutter über-

raschend grazios und reizend zu Pferde ausfah, konnte Graf Günther gar nicht satt werden, an ihrer Seite durch Wald und Feld zu streifen, oft im kecken Übermut mit „Kamerad Josephine“ eine kleine Schnitzeljagd improvisierend oder in wagehalsiger Wette Hindernisse suchend, um die Geschicklichkeit der Gegnerin auf die Probe zu stellen. Josephine bestand dieselbe glänzend. Hatte sie doch von Kindheit auf all das spielend betrieben, was der Husarenoffizier einen edlen Sport nannte; über Gräben und Barrieren zu setzen, querselbein das unebenste Terrain mit Leichtigkeit zurücklegen, war ja so selbstverständlich gewesen, wenn es galt, die ausgebrochenen Fohlen zu verfolgen oder Dunkel Bernd im Jagdrevier aufzusuchen, um eine wichtige Nachricht von Haus und Hof zu bringen. Je wilder desto besser — das wäre kein lustiger Ritt gewesen, von dem die junge Dame mit ungelösten Zöpfen zurückgekehrt wäre! Auch jetzt ruhte Lehrbachs Blick oft überrascht auf der frappierenden Erscheinung der kindlichen Amazone, deren schlanke Gestalt im Sattel zu wachsen schien, deren Wangen glühten und deren Goldhaar oft in lang wallender Pracht, vom Wind gezaust, wie ein schimmernder Mantel um Schultern und Hüfte flatterte! Hei, wie sauste das so wild und frei über die Heide, wie flutete das Abendrot über Roß und Reiterin, wie sicher führte die unbehandschuhte kleine Mädchenfaust die Zügel! Zuerst hatte Gattenheim in unmutiger Besorgnis dem tollen Wettreiten gewehrt und Günther mit Vorwürfen überhäuft, wenn er die junge

Dame stets zu neuen Wagnissen herausforderte; als aber Onkel Bernd lachend versicherte: „Das schadet der Pshine durchaus nichts, die hängt wie eine Kage auf dem Gaul“, — und als er sich selbst von der seltenen Gewandtheit und Routine der liebreizenden kleinen Dreaude überzeugt hatte, da jagte er mit strahlendem Blick an ihrer Seite, nur Auge und Ohr für sie und dennoch voll ernster Vorsicht über Roß und Reiterin wachend.

Wie unvergeßlich wurde ihm jener eine Nachmittag, an welchem plötzlich der Depeschbote an den Staußener Kaffeetisch in der Geißblattlaube trat und Tante Renate das geheimnißvoll verschlossene Papier reichte: „Für den Herrn Baron, gnädige Frau, mit bezahlter Antwort!“

Die Freifrau zog eine große, rundgläserne Brille aus der Tasche, deren Stahlbügel über der Nase vorsorglich mit roter Wolle umwickelt war, und blickte voll feierlicher Ruhe auf die Adresse. „An meinen Mann . . . hm, werde Ihnen sofort die Antwort mitgeben!“ Sie öffnete die Depesche und las in selbstverständlicher Bevollmächtigung ihren Inhalt aufmerksam durch. — „Wegen der Holzauktion, dachte ich es mir doch“, nickte sie nachdenklich — „und natürlich wieder so ein Blutzegel . . .“ Sie brach jäh ab und wandte sich zu Fräulein von Wetter: „Kannst dem Onkel den Zettel hinaus in die Anpflanzungen bringen, Pshine, und ihm sagen, ich hätte dem Monsieur abtelegraphiert ein für allemal! So ein — und unjere alten Staußener Eichen! Paßt

nicht zusammen, selbst für den höchsten Preis nicht! Eher sollen sie doch liegen, bis sie zu Süßholz werden! Verstanden, Mamjellchen? Marjch!“ Und sich zu den beiden jungen Offizieren wendend, fügte sie hinzu: „Wenn Sie mitreiten wollen, lassen Sie sich unsere beiden Füchse satteln, damit's Ihren Pferden nicht zu viel wird . . . können auch bei mir sitzen bleiben, wenn es Ihnen besser behagt, ist mir egal.“ Damit warf Tante Renate die violetten Haubenbänder zurück und rauschte dem Schlosse zu. „Gehen Sie solange in die Küche, Meinschte“, rief sie dem Postboten zu, „und lassen Sie sich Kaffee geben, ich setze währenddessen die Antwort auf!“

Josephine jubelte. „Wir reiten natürlich zusammen in den Wald! Am See entlang! O, ich sage Ihnen — ein prachtvoller Weg, den Sie noch gar nicht kennen! Schnell trinken Sie aus! Ich laufe voraus und helfe satteln! Für Sie die Füchse, ja? Da sollen Sie sich 'mal über ‚Temperament‘ wundern — wie das reine Schießpulver gehen die Dinger und dabei sanft wie eine Wiege! Also die Füchse! — Kommen Sie bald nach in den Hof!“ Ohne nur eine Erwiderung abzuwarten, trabte die junge Dame mit ihren Nägelschuhen über den Kies, und das geblünte Mouffelin Kleid verschwand wie eine schnell ziehende Wolke hinter dem nächsten Stangenbohnenbeet.

„Donnerwetter!“ lachte Günther auf. „Das nenne ich schneidig von der Alten! Die weiß, was sie will!“ Und die Hand auf die Schulter des Freundes legend,

sagte er mit scherzhaft drohender Stimme: „Dicker, wenn du dich noch einmal unterstehst und mir wie gestern an einem Abend vierzig Mark abgewinnst, dann wünsche ich dir den ‚Freiherrn Reuate‘ zur Schwiegermutter!“

Hattenheim sah mit eigentümlichem Lächeln auf den Theelöffel hernieder, welchen er auf dem Zeigefinger balancierte. „Nur losgeschossen, ich riskiere die Partie!“

„Welche? Skat oder Pantoffel?“

„Hazard!“ entgegnete der junge Offizier mit schnellem Aufblick. „Damit fasse ich beide zusammen!“

Und dann waren sie hinaus in den goldenen, lachenden Sonnenschein geritten, durch das rötlich schimmernde Brachseld, über dem die Vogelstimmen im Äther jubelten, vorbei an den ferngedehnten Wasserflächen, die kleine krause Wellen gegen das Ufer trieben und gelbe Schilflilien wiederspiegelten, die der warme Wind so sehnsüchtig zu der Flut herniederneigte! Dstmals hieß es vorsichtig im Bogen um die morastigen Wiesen reiten, über denen Schilf und Niedgras starre und just so rauschte und flüsterte, als ob es den ahnungslosen Wanderer warnen wollte.

„Hier ipukt's zur Nacht“, sagte Josephine, voll reizender Heimlichkeit das Köpfchen wendend, „die tolle Margret sitzt im Rohr und wäscht ihr Hochzeitskleid! — Dann hört man sie deutlich plätschern und reiben, und das Leinen im Winde klatschen! Hu, es soll grauig sein, ihren Gejang und ihr Gelächter dabei zu hören, das Blut erstarrt einem zu Eis!“

„Wer ist denn diese reinliche junge Dame?“ — amüßte sich Günther, sein Pferd dichter an die Seite der Sprecherin drängend — „lohnt es sich, wie bei der Lorelei und Frau Venus ihre Bekanntschaft zu machen?“

„Wer die Margret ist? Ei du lieber Gott, das ist die ungetreue Spinnerin, deren Bräutigam am Tage, da sie einen andern freite, hier im Moor seinen Tod suchte; zur Strafe sitzt sie selber wohl schon seit hundert Jahren im Schilf verzaubert!“

„Die ungetreue Margret!“ seufzte Günther mit langem Blick in Josephinens Auge. „Das kommt davon, wenn die schönen Mädchen zu leichtsinnig mit Männerherzen umgehen! Wie steht es denn jetzt damit in Stauffen? Hält man jetzt die Treue besser, als vor hundert Jahren?“

Das Sonnenlicht verklärte ihr süßes Gesicht, die ganze Seele lag in dem Blick, der sich zaghaft und doch so unbefangenen aufrichtig zu dem schönen Manne erhob.

„Ja, jetzt ist man treu in Stauffen und bleibt's auch!“

Da sprang er aus dem Sattel. „So wollen wir der bösen Margret Reich verkürzen und ihre Hulbigung empfangen!“ lächelte er fein, wagte sich trotz Gegenrede und Mahnruf an das Schilf heran und brach eine gelbe Lilie.

Wie eine Feuerflamme glühte sie im grellen Sonnenlicht gegen ihr dunkles Reitkleid auf, da sie Josephine an die Brust steckte; das that den ehrlichen Augen Hattenheims weh, er senkte den Blick und wandte das Haupt schweigend zur Seite.

Weiter führte der Weg. Fichtenduft wehte durch

hochstämmigen Wald, und Lichtfunken blühten um graues Moos und Thymian, rote Schmetterlinge und Eintagsfliegen kreuzten über üppigem Heidelbeertraut, und die dürrn Nadelzweige knisterten unter den Hufen der Koffe. Dann rauschten ernste, uralte Eichenwipfel über den Reitern, warfen dämmerigen Schatten und überwölbten die schmale Schneise mit tiefhängenden Zweigen. Artschläge klangen vernehmlich durch die Stille und einzelne laute Rufe und Männerstimmen.

„Dort wird gehauen!“ sagte Fräulein von Wetter. „Der Förster meinte, es sei die reine Wildnis hier, und das Holz verfaule auf den Wurzeln! Da hat sich der Dunkel entschlossen und läßt einzelne Stämme heraus schlagen, damit es Luft gibt!“

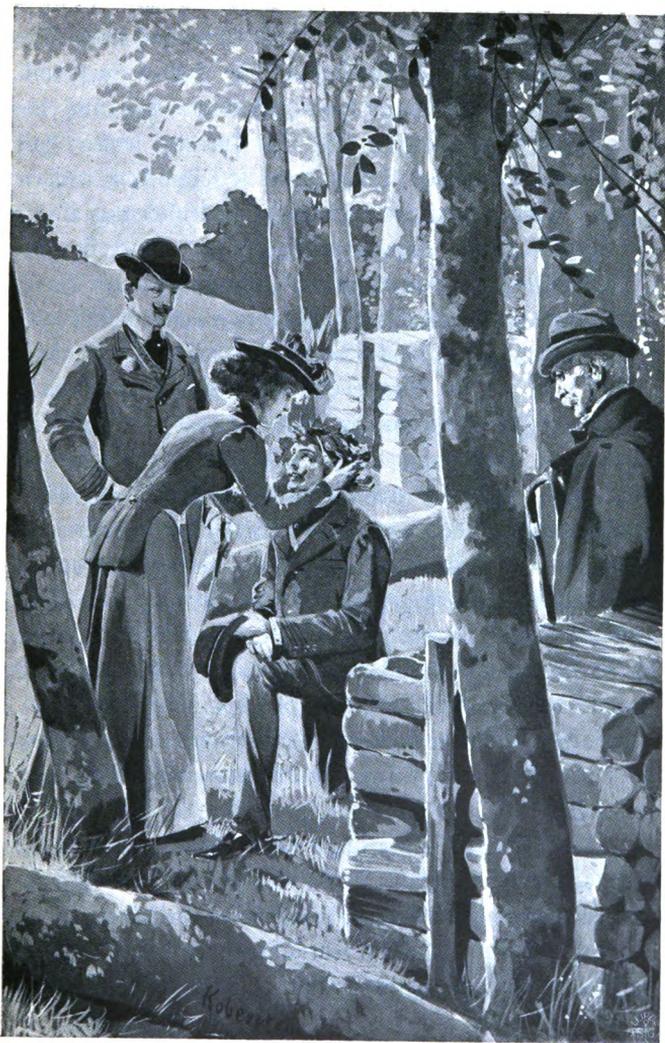
Günther blickte mit Kennermiene über die riesigen Stämme. „Natürlich“, rief er eifrig, „ich ließe den ganzen Krempel roden an Ihres Dunkels Stelle, steckt ja ein Heidegeld in diesem Urwald, und trägt keine Zinsen! Mille diantres ja, wenn wir noch den zehnten Teil von diesen Zahnstochern in Lehrbach hätten. Ist aber abgeputzt, lauter neue Anpflanzungen, die lebhaft an Suppenspargel erinnern! . . . Ah voilà der gute Freiherr! Ihn selber sieht man noch nicht, aber seine Tabakswolken steigen hinter dem Holzstoß auf!“

Wo sich der grasige Hügel am Waldesjaum erhebt, wurde gerastet, da plauderten sie zusammen, Dunkel Bernd, der Förster und die Überbringer der Depeſche. „Hat ihm meine Frau abtelegraphiert?“ seufzte Dunkel Bernd

und kraute sich mit tiefem Seufzer hinter dem Ohr. „Schade drum, der Kerl bezahlt schweres Geld für die Klasten, aber . . . wenn's mein ‚Lyfurg‘ nicht will, und hierin hat sie nun mal ihren Dickkopf, dann ist auch kein Stern, der leuchtet! Was die Frau will, das will Gott, sagt der Franzose, na — und um des lieben Friedens willen, mag sie's machen, wie sie Lust hat . . .“ Dann sich zu dem Förster wendend, setzte Onkel Bernd den Schnurrbart ganz martialisch auf und sagte mit gerunzelter Stirn: Da telegraphiert mir der Berliner Halsabschneider wegen der Kluktion! Ich werde aber auf keinen Fall mit dem Kerl ein Geschäft machen, paßt mir nicht in den Kram, lasse mich ein- für allemal nicht in meinem Willen beirren. Verstanden, Herr Förster?! Soll sich zum Teufel scheren, werde sofort eine ablehnende Antwort schicken! Immer schlank weg!“

„Sehr wohl, Herr Baron!“ nickte der alte Getreue ernsthaft, und Herr von Wetter wandte sich zu Josephine und den Offizieren und schmunzelte vergnügt: „Na nun kommt, Kinder, ich habe noch Butterbrote hier, auch ein paar Flaschen Bairisches!“ Und sich vertraulich näher neigend, fügte er flüsternd hinzu: „Das dürft ihr aber zu Hause nicht sagen, meine Frau findet das überflüssig . . . Verstanden? . . . Die Butterbrote könnt ihr in Gottes Namen erwähnen, aber von dem Bairischen —“ und Onkel Bernd legte sich in behutsamer Geste die Hand auf den Mund.

Wie lustig und vergnügt es sich plauderte! Von



Wiesengang und Heide und Waldboden sammelte Josephine die bunten Blüten, flocht sie zum Kranz und drückte sie auf ihr loses Haar, Günther bog ihr die Eichenzweige herab und ließ sich knieend seinen Hut schmücken. Die junge Dame stand frei auf dem rasigen Hügel, grell abgezeichnet von dem fleckenlosen Himmel, der seinen vollen, purpurnen Sonnenglanz über sie hingog, die Glockenblümchen zitterten in dem goldenen Haar, dessen schwere, windzerzauste Flechten über Schulter und Brust hingen. Sie winkte auch Hattenheim herzu, daß er das Knie vor ihr beuge. Etwas ungeschickt und linksich ließ er sich auf dem weichen Rasen nieder, sein Antlitz schien noch röter denn sonst, und die Lippen zitterten nur, anstatt ihr solch galante Dinge zu sagen, wie Graf Günther, aber Josephine zeigte lächelnd auf den Eichenzweig, aus welchem eine Kornähre — ziemlich ungraziös — hervorstrebte. „Ganz speziell für Sie dort vom Feld geholt!“ sagte sie fröhlich. „Sie verdienen es, diese brave Pflanze als Helmzier zu tragen!“ Und damit legte sie das buschige Grün um den Hut des jungen Mannes.

Hattenheim aber blickte zu ihr empor, und das lichte, lächelnde Bild prägte sich tief und unvergeßlich in seine treue Seele.

„Aber Dicker! — Heiliges Linkschwenkt, du siehst ja aus wie der göttliche Apis, um welchen die Agypter tanzten!“ rief Günther mit schallendem Gelächter. „Und dieses Füllhorn von einer Kornähre über der Stirn . . . pardon, mein gnädigstes Fräulein, aber Sie sind doch

ein wenig boshaft!“ Josephine blickte erschrocken auf: „Boshaft? — Ich habe es sehr gut gemeint! Wenn Herr von Hattenheim nicht zufrieden mit seinem Kranze ist, so mag er ihn fortwerfen!“ Um die rosigen Lippen zuckte es wie leichtes Schmollen. Hattenheim aber neigte sich schnell und küßte die Hand der jungen Dame. „Und wollte die ganze Welt mich auslachen, Fräulein Josephine, ich würde diesen Kranz dennoch mit Stolz und Freude tragen und warten, bis die geschnähte Kornähre ihre Früchte bringt, dann lache ich vielleicht auch, und wer zuletzt lacht, lacht immer am besten!“

„Bravo!“ klatschte Günther, „der reine Cicero!“

— — — — —

Daheim in Groß-Stauffen war während dessen die Equipage des Ministers vorgefahren, der „seine beiden jungen Strategen“ zum Rückwege abholen wollte; er traf Tante Renate und die Pastorschen Sprößlinge in der Jasminlaube und wurde mit großem, vertraulichem Jubel begrüßt.

„Guten Dag ok, du leive Grieskopp!“ schmeichelte das kleine Liesing, mit weit ausgebreiteten Armen dem alten Herrn entgegenstürmend, um seine Knie mit fast peinlicher Kraftentwicklung zu umfassen. „Wist uns en beten besöken, daß wi in de gaude Stuw dörfen, wie an' Samsdag tom Dansen?“ Und dabei drückte sie ihn immer zärtlicher und reichte die kleine „Karpensnut“ zum Willkommenfuß entgegen.

Auch die andern Flachsköpfe attatierten von allen

Seiten und wie ein grauer Felsstein, um den die Flut brandet, stand die schlanke Figur des Ministers in der Mitte, mit ängstlicher Vorsicht den grauen Cylinder emporhaltend und es doch nicht über sein gutes Herz bringend, sich rückhaltlos Bahn zu brechen. Eine allzu intime Berührung jedoch mit Liefings gespitztem Mäulchen schien ihm in Anbetracht der nahen kleinen Stupsnase zu riskiert, und so sprach er seinem silbergrauen Handschuh das Todesurteil und klopfte reihum die drallen Wänglein.

„Du, leinve Grieskopp, hest nicht hiert, was ik seggt häv?“ schrie Liefing voll brennender Ungeduld, einen neuen Beweis liefernd, daß ein „Ordnestern und Treffenhut“ nicht immer die nötige Anerkennung finden, und Titel und Namen in Groß = Stauffen eitler Willkür preisgegeben sind; aber ihr Stimmchen verlang im allgemeinen Wirrwarr, und zudem fühlte sie sich jetzt von Gretchens energischer Hand ergriffen und zurückgerissen.

„Aber Liefing, wirst du wohl artig sein und hochdeutsch sprechen!“ raunte die große Schwester in tödlichster Verlegenheit, und unter tiefsten Knixen vor Excellenz flog ein Flachskopf nach dem andern in das nahe Boskett, woselbst sich unter den Gelyndchten eine wohlthuende Balgerei entwickelte.

Excellenz atmete auf und trat lächelnd zu Tante Renate, die das kleinste Pastorische auf dem Schoß gehabt hatte, um mit ihm gemeinsam den Rest ihres durch Reinschke unterbrochenen Kaffees zu trinken, und sich nun erst von der zappelnden Last hatte befreien können.

„Bardon für diesen Spektakel, Excellenz!“ nickte sie mit kräftigem Handschlag. „Jung' Vieh hat jung' Mut, sagt ein hiesiges Sprüchwort, und seit die Tanzerei oben im Saal angefangen hat, sind die kleinen Nacker schier aus Rand und Band. Bitte, nehmen Sie Platz!“

Die Sonne war schon hinter die dunklen Fichtenzwipfel getaucht, als die kleine Kavalkade wieder in den Stauffener Schloßhof eintrabte. Voran Graf Günther und Josephine.

„Hei, stop!“ rief der junge Offizier plötzlich, seiner Nachbarin in die Hügel fallend. „Das Terrain wird heimtückisch! Links schwenkt um die Schiebkarre!“

Josephinens Köpfchen zuckte in den Nacken, mit großen Augen blickte sie ihn einen Moment sprachlos an, dann lachte sie laut auf und entwand ebenso energisch wie geschickt die Hügel seiner Hand.

„Bei dieser Distanz so ängstlich?“ spottete sie voll Übermut. „Das wäre doch das erste Grünfutter, dem ich aus dem Weg ginge.“ Und ein leichter Zungenschlag, eine kaum sichtbare Bewegung der Gerte: „En avant!“ und die Hufe sprühten auf dem Pflaster, das dunkle Reitkleid wogte auf, und leicht, grazios und schnell wie der Gedanke nahmen Roß und Reiterin das Hindernis.

„Famos! Auf Wort, brillant!“ Der Husar biß die Zähne zusammen, spornte sein Roß und folgte der jungen Dame. „Aber leichtsinnig, meine Gnädigste, wie ein amerikanisches Duell!“ fuhr er, an ihrer Seite parierend,

fort. „Ich hätte es niemals riskiert, eine Dame zu solchem Hazard zu invitieren, sie müßte denn den Namen Renz oder Hager tragen, oder sonst eine solch halbe Centaurin sein! Sie wissen, daß ich nicht auf meinen Hals, sondern einzig auf den Ihren Rücksicht nahm!“ Noch lag die Wolke auf seiner Stirn, er riß sein Pferd kurz zusammen und ließ den Bügel fallen.

Josephine drehte das Köpfchen, und ihr lachender Blick änderte sich in erschrockenes Aussehen: „Wie böse Sie aussehn, und nur aus Sorge um mich?“ Er zuckte die Achseln und sagte scharf: „Auch aus Sorge um Sie, im großen ganzen aber verträgt es kein Kavallerist, von einer Dame für einen ängstlichen Reiter gehalten zu werden.“ Er sprang zur Erde und warf dem herbeieilenden Knecht die Zügel zu.

Momentan verstummte Fräulein von Wetter und sah nachdenklich auf ihre Hand nieder, über welche die Zügel grellrote Streifen gerieben hatten, dann neigte sie sich Herrn von Hattenheim zu, der schweigend bereit stand, sie vom Pferd zu heben. Er sah blaß aus, aber er lächelte. „Es war eine Lust, Ihnen zuzusehen!“ sagte er.

„Und Sie waren nicht in Sorge um mein junges Leben?“

„Nein, ich bin zu sicher im Vertrauen auf Ihre Meisterchaft.“ Der plumpe Lederschuh der jungen Dame ruhte in seiner Hand. Ohne zu antworten, nur mit einem kurzen Lächeln glitt Josephine an seiner markigen Gestalt zur Erde hernieder, nickte ihm freundlich zu und schlüpfte flink in das Haus, um das unbequeme Schlepptleid ab-

zuliegen. Sie hörte bereits die Pastorschen durch den Garten herzustürmen, wie gewöhnlich mit so schmetterndem Organ, als gälte es der Posaune von Jericho Konkurrenz zu machen.

Atemlos trat sie in ihr Zimmer und preßte die Hände gegen ihr stürmendes Herz. „Wie wunderbar ist's doch“, dachte sie mit heißen Wangen, „und wie verschieden sind die beiden Freunde! Dieser langweilige Hattenheim, dem man's auf zehn Schritte weit ansieht, wie gleichgültig ich ihm bin, und er, Günther, der mich so wirklich und wahrlich lieb hat!“ . . . Heideröslein neigte sich mit strahlendem Lächeln zum Fenster und lugte hinaus in den Garten, aus dem das Stimmengewirr zu ihr herüber tönte; da stand Hattenheim neben dem Minister und der Tante und streichelte in sichtlicher Verlegenheit den Krauskopf eines zärtlich zudringlichen kleinen Pastors, Günther aber lehnte etwas abseits von der Bretterlaube, umringt von den andern Quälgeistern, die mit gellender Versicherung ihrer Wiedersehensfreude die zweifelhast gefärbten Hände und Händchen dem zarten Residenzcivil näher als wünschenswert brachten.

Da machte der Herr Leutnant aber „kurze Fünfzehn“, packte den frechsten, kleinen Kirscheneßer wie einen Dachshund am Genick und hopp! hopp! saß einer nach dem andern, sogar in bunter Reihe auf dem Laubendach.

Pastors nahmen es für einen Witz und zeternten in höchstem Entzücken, Günther aber drohte ihnen noch einmal, faßte Hattenheims Arm und sagte: „So, die

Landplage hätten wir kalt gestellt!“ und folgte dann gelassen seinem Vater, Tante Renate und der Mademoiselle, die voran in das Schloß gegangen waren.

Mörderliches Geschrei erhob sich vom Laubendach.

„Aber Günther, willst du die Späßen da oben sitzen lassen?“ fragte Hattenheim betreten.

„Natürlich, dann sind wir die Schreihälse los; die Rangen machen mich so wie so nervös!“ und der junge Graf schritt die Treppe empor.

Hattenheim folgte, doch nach wenigen Minuten kehrte er zurück, lief schnell zur Laube und befreite die unfreiwilligen Aëronauten.

Auf allgemeines Verlangen sollte noch vor dem Abendbrot, der obligaten dicken Milch, Schwarzbrot, Butter und Schinken, der erste Theil einer Quadrille à la cour eingeübt werden. Mademoiselle saß bereits „marschfertig“ am Klavier und intonierte wohl schon zum sechsten Mal: „Als ich noch im Flügelkleide“; aber Graf Günther hatte die Reihen seiner Getreuen noch lange nicht geordnet, er tanzte mit Josephine, Hattenheim und Gretchen zum vis-à-vis, der Dichterling hatte seine zwölfjährige Schwester Linchen mittelst eines leutseligen Puffs in den Rücken engagiert, aber nun fehlte noch das vierte Paar.

„Onkel Bernd, du mußt mittanzen“, rief Josephine mit flehenden Augen, „und Tantchen, süßes Tantchen, du auch! Ihr könnt es gewiß beide noch brillant von früher her!“ Sie hing sich an den Arm des Rittmeisters und versuchte, ihn mit sich fort zu ziehen.

Günther machte während dessen Tante Renate den Hof. „Sie, und das Tanzen verlernt haben, meine gnädigste Frau“, rief er mit ganz beleidigtem Gesicht, „das soll ich glauben? Ich, der genau Bescheid weiß in den Memoiren unserer Residenz und mehr als einmal von Papa gehört hat, welche der Damen damals die gefeiertste gewesen? . . . Nicht wahr, eher père, das bestätigt du, und dir gegenüber kann es die Frau Baronin auch nicht ableugnen.“ Günther begleitete fast jeden Satz mit einer Verneigung und tiefem Blick in das schmunzelnde Gesicht der alten Dame, während dessen eine kleine Landplage ihn permanent hinterrücks kniff und dazwischen schrie: „Du, Herr Lehrbach, unsre Friede kann äwerst ol klavieren!“

Günther schlug um sich, Seine Excellenz aber verneigte sich mit chevalereskem Lächeln vor der Freifrau: „Mit der Jugend soll man jung sein, meine Gnädigste, und es würde mir ein Vorzug sein, unsere graziöseste Tänzerin noch einmal bewundern zu dürfen; leider verbietet mir mein fatales Asthma, um Ihren Arm zu bitten, und gestattet mir nur, Ihnen als dankbares Publikum zu applaudieren.“

Tante Renate fühlte sich sehr geschmeichelt. „Wem's zu wohl ist, Excellenz, wem's zu wohl ist, der geht aufs Eis tanzen!“ seufzte sie kopfschüttelnd. „Na, in Gottes Namen denn, den Kindern zu Liebe, nicht aus Koketterie, Sie böser Mann, der meinen grauen Haaren noch Elogen sagt!“ Sie drohte dem Minister mit dem Finger und

legte dann die Hand energisch auf Onkel Bernds Schulter. „Also vorwärts, Alter, und halt die Ohren steif, daß wir uns nicht blamieren!“

„Aber Kenatchen, in diesen Kommissitiefeln!“ sträubte sich Herr von Wetter voll plötzlicher Eitelkeit.

„Sist ja ganz gleichgültig, Verehrtester!“ lächelte Excellenz, und Günther und Josephine führten das würdige Paar im Triumph nach seinem Platz.

Auf den Stühlen an der Wand saßen die kleinen Pastors wie die Orgelpfeifen aufgereiht, baumelten mit den Beinen und schrien hie und da dazwischen; Excellenz lehnte sich in seinen Sessel zurück und pußte sich das Pincenez mit dem duftenden Batisttuch.

„Compliment au place!“ kommandierte Günther.

„Was seggt he?“ trompetete ein Flachskopf eifrig von der Wand herüber, Mademoiselle setzte „Als ich noch im Flügelkleide“ mit falschem Akkord ein, und der Unterricht begann.

„Nachtigall, man hört dir trampfen!“ raunte der junge Graf in das Ohr des Kameraden, wenn Josephine und Gretchen mit den Nägelschuhen an ihm vorüberschwebten, und dann kniff er ihn wieder unvermerkt und murmelte durch die Zähne: „Ich kann nicht mehr ernst bleiben, Dicker, ich ersticke noch über die beiden Alten!“

Sattenheim aber verzog keine Miene, sondern blickte sogar mit gewisser Nührung auf Tante Kenate, die das Kleid mit graziöser Handhaltung weit von sich abziehend, so zierlich wippte und kokettierte, daß wie im Zauberichlag

ein großer Ballsaal voll
Reifröcke, Medicisgür-
teln und schaukelnder
Schläfenlocken vor seinem
geistigen Auge stand.

Auch Onkel Bernd
ward wieder jung,
drückte die Hand seiner
Partnerin so ritterlich
ans Herz und wiegte
sich so einschmeichelnd
in der Taille, daß die
modernen jungen Herren
 schier wie die schiefen
Ladenstöcke neben ihm
ausjahren.

Mademoiselle hielt
erschöpft inne, Günther
küßte der Freifrau dan-
kend die Hand und
konnte nicht der Worte
finden, seine Bewunde-
rung ausdrücken, und die
Wanddekoration wim-
melte herzu und dankte
Gott, daß sie sich ein-
mal wieder Bewegung
machen durfte.



„Du, Phine, nu äwerst 'mal den Tanz mit die Beene in die Luft!“ kommandierte eins, auf das Polka-Mazurka einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und ein anderes schmeichelte um Tante Renate und erinnerte an „of wat zu essen!“

Es wurde noch ein halbes Stündchen für Kundtänze gestattet und Excellenz bat um die Erlaubnis, sich eine Cigarette anzünden zu dürfen.

Onkel Bernd machte eine Grimasse, als wollte er sagen: „O, du heilige Unschuld!“ sah angstvoll nach Tante Renate und räusperte sich verlegen.

Die Freifrau schien einen Kopf zu wachsen, zeigte ihr liebenswürdigstes Lächeln und nickte: „Natürlich, Excellenz, so eine Cigarette ist ja selbst für ein Damenzimmer nur angenehmes Räucherpulver; mein Mann wird sofort das nötige herbeischaffen!“ Und sie wandte sich mit sprechendem Blick zu ihrem Gatten: „Sei so freundlich, lieber Bernd, und besorge dein Rauchservice herauf!“

Der Rittmeister strahlte: „Sofort, liebstes Renatchen, sofort!“ und sich mit dem selbstbewußten Gesicht eines Hausherrn vor dem Minister in Positur stellend, rief er couragiert: „Famos, verehrtester Graf! Da setzen wir uns als Publikum hier auf das Sopha und rauchen einen gemüthlichen Tabak zusammen; weiß der Kuckuck, wie ich meine alte Freundin zwischen den Zähnen vermischt habe!“ Sprach's, rieb sich die Hände und polterte, einen sorgfältigen Umweg um den Teppich machend, durch die Thür.

Fern grollte der Donner, matte Blitze flackerten, und durch die weit geöffneten Fenster strich ein kühler Luftzug.

Josephine lehnte sich weit hinaus und trank in durstigen Zügen die wounige Frische, die ihr die krausen Haarwellen von der erhitzten Stirn hob.

An ihrer Seite stützte sich Günther auf das Fensterbrett und blickte auf ihr reizendes Profil nieder. „Fürchten Sie sich vor dem Gewitter?“ fragte er mit weicher, dunkler Stimme, und der Blick, den er dabei in ihr Auge senkte, war nicht mehr zornig wie vorhin.

Sie schüttelte das Köpfchen, ihr ganzes Antlitz leuchtete Glückseligkeit. „Heute nicht!“

„Und warum denn heute nicht?“ Er neigte sich näher und seine weiße Hand zog die blütenvollen Rosenranken vom Spalier herein und zerplückte die Blättchen mechanisch in den Wind.

„Weil Sie bei mir sind!“ Sie sagte es so einfach, so aufrichtig und herzinnig; sie glich der Rosenknospe zwischen seinen Fingern, ganz noch Kind, und dennoch bereit, die Seele zu voller, strahlender Blütenpracht zu



entfalten; aber die Rosenknoipe zerblätterte in der Hand des jungen Mannes.

„So haben Sie es gern, wenn ich bei Ihnen bin? Sie wissen es, daß ich Blut und Leben für Sie und zu Ihrem Schutze einsetzen würde?“ — O du dunkles, dunkles Auge, wie glühst du dein Bild so ewig und so zauberisch in das Heiligtum des lautersten Mädchenherzens!

Sie atmete wie in süßem Traum, sie nickte und lächelte: „Wenn's doch immer so bleiben könnte!“

Er hob eine Rose an die Lippen und küßte diese; dann hielt er sie empor in das grell aufzuckende Licht des Blickes und sah sie mit schwärmerisch trunkenem Blick an: „Wünschen Sie es nicht, Fräulein Josephine!“ rief er mit gedämpfter, aber dennoch leidenschaftlich erregter Stimme. „Die Gegenwart ist für Sie noch ein verschleiertes Rätsel, das erst die Zukunft und die Welt Ihnen lösen werden, in tausend rotleuchtenden Stunden, die sich gleich Rosenblättern aus dem Kelche der Freude ringen. Dies hier ist die Zukunft, Fräulein Josephine, diese purpurne Blüte, die Ihnen die Residenz und das bunte, rauschende Leben in das Haar flechten werden, und dieser Zukunft lassen Sie uns im köstlichen Tanze entgegenstürmen!“

Wie verzaubert hing der Blick des jungen Mädchens an dem duftigen Symbol in seiner erhobenen Hand, das grelle Licht flammte darüber hin und tauchte die Rose in lachende Farbenglut. Dann schlugen plötzlich schwere

Tropfen durch die Luft und zitterten wie Thränen an dem Kelch. Graf Günther aber trat hastig in das Zimmer zurück, legte den Arm um seine Tänzerin und wirbelte auf den süßen Walzerklängen mit ihr davon, gerade wie ein Sturmwind, der die Blüte faßt und ihre Blätter in den Staub weht.

Während dessen hatten Excellenz und Onkel Bernd behaglich im Nebenzimmer gegessen und geraucht. Der Minister lag in einem hochlehnigen Fauteuil, hatte ein paar unmerkliche Züge an seiner exquisiten Cigarette geraucht und dieselbe dann fortgelegt, um die müden Augenlider noch tiefer über die Pupille sinken zu lassen; Onkel Bernd jedoch saß breit und wohligh in der Sophaecke, hatte seine kurze Meerschampfeife zwischen den Zähnen und blies Dampfswolken, daß bereits sein freundlich glänzendes Angesicht wie ein roter Vollmond aus blauen Nebelwolken lächelte.

Dazu redete und gestikulirte er in höchstem Eifer und war soeben dabei, dem verehrten Freunde seine drei unvergeßlichen Begegnungen mit Seiner Majestät dem Kaiser zu erzählen.

„Sehen Sie, Excellenz, dreimal hat unser alter Heldenkaiser persönlich mit mir gesprochen, und diese drei Erinnerungen sind die Lichtpunkte meines Lebens!“

Der Minister horchte etwas interessirter auf. „Ah, scharmant, bitte, erzählen Sie, Verehrtester!“ bat er mit einer leichten Handbewegung. „Vergleichen seltene Memoiren haben unendlichen Reiz für einen guten Patrioten.“

„Ja, das war eine ganz famose Sache!“ rief Onkel Bernd, lebhaft mit der Hand auf die Tischplatte schlagend und drei dicke Dampfwolken dazu blasend, als müsse er sichtbaren Dpferrauch vom Altar seiner Begeisterung wehen lassen. „Wie er das erste Mal mit mir sprach, war ich noch ein kleiner Bengel und ging in Eberswalbe auf die Schule. Mein seliger Vater hatte uns Jungens in Pension zu dem dortigen Schuldirektor gegeben und nichts anderes mit mir im Sinn, als später mal einen Grünrock aus mir zu machen, dem Serenissimus Gnade sämtliche Fichten und Knirkzbiische des lieben Vaterlandes ans Herz legen würde — aber nix comprend sagt der Franzose, in meinem Kopf revoltierte es mit Säbeln und Pistolen, das alte Soldatenblut schoß mir in die Augen und ließ mich meine Zukunft im flotten Attila sehen! Wie der Deuwel auf eine arme Seele, so war ich hinter den Soldaten her! Und der liebe Hergott richtete es extra für Wetters Jüngsten ein, daß das große Königsmanöver in unserer Gegend abgehalten wurde! Boß Donnerwetter wie kletterte ich auf den alten Kirschbaum an der Chauffee, wo Kopf an Kopf die Leute standen und die Truppen einziehen sahen. ‚Suchhe!‘ schrie ich, und weil ich was Besonderes haben wollte: ‚Vive l'empereur!‘, wie ich's von den Freiheitskriegen hatte erzählen hören. Plöghlich hieß es: ‚Der Prinz von Preußen kommt!‘ Und richtig! Da wirbelte schon Staub auf! Na, nun hätten Sie meinen Eifer sehen sollen! Wie das reine Unglück rutschte ich auf meinem Aste vorwärts, um den leibhaftigen Königs-

sohn recht genau zu sehen, der Ast aber bog sich und schruppte wie ein Grasstengel, wenn ein Maikäfer daran turnt, und ich klammerte mich krampfhaft fest, schwebte just über des Prinzen Haupt und schrie: „Vive l'empereur!“ Gerade als ob ich eine Vorahnung von 1871 gehabt hätte, was? Da dreht der Prinz den Kopf nach mir um, sieht mich da hängen und lacht mit dem ganzen Gesicht. „Kleiner Donnerwetter du! Machst du, daß du da 'runter kommst!“ ruft er mir zu und droht dabei mit dem Finger, und das, das war das erste Mal, Excellenz, daß unser Allergnädigster Kaiser mit mir sprach!“ Dunkel Bernd schluchzte die letzten Worte ordentlich vor Rührung und Patriotismus, und der Minister hüstelte ein zustimmendes: „Ganz allerliebste!“

„Das zweite Mal“, fuhr der Rittmeister nach ein paar mächtigen Dampfwolken fort, „war es in dem Palais zu Potsdam, wo ich den Vorzug hatte, bei Anlaß eines Hofballes Page zu sein. Den Prinzen Wilhelm hatte ich glühend ins Herz geschlossen und konnte es gar nicht erwarten, ihn wieder von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Frech und begeistert wie ich war, drängelte ich mich so dicht hinter ihn, daß ich seine Rockschöße mit den Händen streifte und ganz genau roch, was er für Parfüm im Schnupftuch hatte. Da war mir Frau Fortuna gnädig! Der Prinz trat ganz plötzlich einen Schritt zurück und gerade mit dem Stiefelhaken auf meine große Zehe. Erschrocken prallte er nach mir herum, sah mir einen Augenblick mit seinen ungeheuren Augen stracks

ins Gesicht und sagte: „Pardon!“ Da bedauerte ich am Abend, als ich ins Bett ging, nur eins, nämlich, daß ein so schlackiger großer Bengel so steife Gelenke hat; ich wollte nämlich im Übermaß der Wonne meiner großen Beße einen Kuß geben, aber es ging nicht!“ —

Günther und Hattenheim waren während der Erzählung hinter den Sessel des Ministers getreten, der junge Graf sah dunkelrot aus und rief ein um das andere Mal: „Ist ja ganz famos, famos!“ Und Excellenz schraubte sich etwas umständlich die Nase und nickte mit dem Kopf; nur Hattenheim stand wortlos und blickte mit seinen rührend treuherzigen Augen teilnahmsvoll auf das hocherregte Antlitz des Erzählers nieder.

„Und das dritte Mal, Herr Rittmeister, was sagte er da?“ drängte Günther eifrig.

„Das ist noch gar nicht lange her!“ nickte der Freiherr schmunzelnd. „’s war im zweiten Jahre, daß ich als pensionierter Krautjunker hier auf Stauffen saß und meiner Alten zu Liebe den Kammerherrntitel von dem Herzog angenommen hatte, um noch so dann und wann mal wieder die Nase in die Residenz zu stecken. Da starb die hochselige Herzogin-Mutter, und ich wurde selbstverständlich als dienstthuender Kammerherr sofort einberufen. Gott mag’s mir verzeihen, als ich hörte, daß der König Wilhelm zur Beerdigung käme, da hat ein Auge geweint und eins gelacht! Da stand ich wieder hinter meinem unvergleichlichen, glorreichen Kaiser! Was der Hofprediger gesagt hat, davon weiß ich nicht die

Bohne mehr, aber an dem Rockfragen des Königs Wilhelm ist mir jeder Stich unvergeßlich geblieben, und sein Scheitel mit dem einen kleinen Haarstrupp, der vom Helme verschoben war, den könnte ich euch noch zeichnen, Kinder, den vergesse ich mein Leben lang nicht! Und als die Feier vorbei war, da blickt der König plötzlich suchend umher und blickt und blickt und — heiliger Stern der drei Könige! — er wendet sich zu mir, sieht mich freundlich an, ebenso freundlich und unvergeßlich, wie einst auf dem Kirschbaum, und sagte leise und vertraulich wie zu seinem besten Freund: „Haben Sie die Güte, Baron, sehen Sie mal, ob es zu regnen aufgehört hat!“ Und seht, ihr Kinder, wenn es nun auch manchmal gießt wie mit Mulden, und wenn mir selbst das Korn dabei auswächst, und die Kartoffeln darüber zum Teufel gehen, ich kann dem Regen nicht böse sein! Ist er doch daran schuld gewesen, daß mein Kaiser zum drittenmal mit mir gesprochen hat!“

— — — — —

Schnell wie ein Traum zogen die Wochen dahin; Josephine deuchten die Tage halb so lang denn sonst, und die Stunden, welche Graf Günther in Stauffen verweilte, welche sie in Lehrbach, oder in Wald und Flur an seiner Seite verlebte, die trugen sämmtlich ein paar bunte, farbenschildernde Schwingen, auf denen sie davon flogen, so schnell und so treulos, wie die Libelle in heißer Sommerluft, die schon längst entschwunden ist, ehe man

die räthelhafte Märchenpracht ihrer Schönheit voll geschaut und begriffen.

Noch einmal entfaltete der Sommerhimmel sein tiefblaues, strahlengesticktes Gewand, um es wie ein verheißungsvolles Banner über dem einsamen nordischen Lande wehen zu lassen, und doch war es ein Tag, der Josephine so glanzlos und öde, so nebelverschleiert schien, als sei das ganze Firmament ein wogend Meer von Thränen, herniedertauend auf Blumen und Laub, auf Herz und Auge, ja, sie fühlte es haltlos von den Wimperntropfen wie bitteres, unaussprechliches Trennungswel! Heute mußte geschieden sein. Die gräßliche Equipage rollte in den Schloßhof, und ein paar kurze, flüchtige Stunden zogen noch dahin, lustig und heiter wie stets, denn Graf Günther wollte schier Lachkrämpfe kriegen, als er Pastors wehklagend, mit großen reinen Schnupftüchern in den Garten anrücken sah; da schämte sich Josephine und schluckte die Thränen herunter. Warum auch traurig sein? Im Winter sahen sie sich ja in dem Zauberlande aller goldenen Träume, der Residenz, wieder, so war es fest abgemacht, und darum wurde dem jungen Offizier das Scheiden leicht, und er scherzte sich selber über den Abschied hinweg.

Nur Hattenheim sagte wehmütig: „Der Sommer voll Glück und Frieden ist dahin, nun kommen die Herbststürme, und die Erinnerung an diese selige Einsamkeit wird dem Felsstein gleichen, über welchem wilde Flut zusammenschlägt.“ Josephine sah ihn verständnis-

voll an und sagte tröstend: „Ich komme ja im Winter zu Ihnen und tanze auf den Hofbällen!“ Da zog es wie trübe Wolken über sein redlich Angesicht, und er seufzte: „Im Winter! Ja, ich fürchte, Sie treffen dann viel Eis und viel Kälte an, aber nicht überall, auch unter dem Schnee gibt es Blüten, die auf Ihr Kommen harren, wie die weiße Christrose, welche ein Kreuz trägt und das Symbol der Hoffnung ist!“ Er drückte dem jungen Mädchen erregt die Hand und wandte sich dann hastig ab, um auch Onkel Bernd Lebewohl zu sagen.

Günther aber kam atemlos herzu, verfolgt von der ganzen Schar der Flachsköpfe, die er, in praktischer Nutzenanwendung der reinen Tischtücher, mittelst derselben paarweise zusammengekoppelt hatte, selbstverständlich an den Händen, um den diversen Abschiedspätschings und Nührungspuffen geschickt aus dem Wege zu gehen.

Dieje fürchterlichen, kleinen „Menschenflossen“ waren stets der Ruin seiner zartfarbigen Glacees, darum war der Herr Leutnant erfinderisch geworden. Er reichte Josephine beide Hände, sah ihr lange und ausdrucksvoll in die Augen und sagte: „Leben Sie wohl, Fräulein Josephine! Es war eine sehr idyllische Zeit, welche wir zusammen hier verlebten, bewahren Sie ihr und mir, bitte, ein freundliches Andenken und sputen Sie sich, daß Sie diejer Einsamkeit Valet sagen; eine ganze Welt voll Luft und Freude, Glanz und Pracht wartet auf Sie, darum auf Wiedersehen in der Residenz!“ Sein dunkles

Auge glühte zu ihr nieder, und die Hand umschloß in letztem Druck die ihre, das war alles wie ein Traum, für ihn wie ein flüchtig zerrinnender, für Josephine aber wie jener erste und einzige, der Menschenherzen ganz beseligt, dessen Erwachen aber bitterer Tränentau begießt und dessen Entschwinden weiße Totenblumen um die Stirne slicht.

So ward es wieder still und einsam in Großstauffen, wie all die langen Jahre vorher. Josephine aber zählte in brennender Sehnsucht die Tage bis zu dem Wiedersehen, traurig und still, wie der Vogel im Käfig, dem ein jubelnder Genosse aus blauer Luft ein zauberisches Lied von Glück und Liebe und Freiheit gesungen.





„Man begeht öfter aus Schwachheit
als aus Vorfaß einen Verrat.“

La Rochefoucauld.

„Er trat das arme Beilchen“ —

Goethe.

VI.

Die Räumlichkeiten des Offizierkasinos zu H. waren berühmt durch ihre Eleganz. Die Decke des in altdeutschem Stil erbauten Speisesaals stützte sich auf schlanke Säulen, an den Gewölbgurten und Zwickeln durch bronzierten und reich komponierten Stuck geziert. Durch breite, geschnitzte Leisten in gleichmäßige Felder eingeteilt, an den wenigen, freien Streifen von Gobelins überhangen, trugen die Wände als köstlichen Schmuck die Fresken eines wohlbekanntesten Meisters, der vor langer Zeit beim H.'er Husarenregiment gestanden und aus alter Anhänglichkeit

dies Denkmal gestiftet hatte. Symbolische Gestalten, Ruhm und Lust des Krieges, Verkörperungen heldenhafter Herrschertugenden prangten auf goldenem Hintergrund, umgeben von ornamentalen Malereien in lichten und schattierten blaugrünen Farbentönen. Unterhalb dieser Gemälde liefen bronzierte Lorbeergewinde, von barock geformten Schilden gehalten, um die sich strahlenartig ein Kranz der erlesensten und seltensten Waffen reichte. Die Nordwand des hallenartigen Saales nahm das meisterlich gearbeitete Buffet ein, gleißend unter der Pracht der silbernen und goldenen Pokale, Teller und Kannen, die, mit dem betreffenden Wappen und Namenszuge geschmückt, die Abschiedsgeschenke scheidender Kameraden repräsentierten. Inmitten prangte das landbekannte Souvenir eines Premierleutnants, der das Gold in unerschöpflichen Bergwerken grub und es darum mit verschwenderischen Händen auch über die Schuldscheine seiner Kameraden streute. — Es war ein gewaltiger Ständer von reich marquetiertem Ebenholz, der auf dem Mittelaufsatz eine künstlerisch gearbeitete Goldkanne mit dem Reliefbild des Landesfürsten, darum her aber fünfundzwanzig gleiche Trinkbecher mit den eingravierten Daten und Namen der Gedenk- und Ehrentage des Regiments trug.

Der Ausstattung des Buffets entsprach die übrige Einrichtung, die hochgeschnitzten Tafelstühle, die antike, unendlich wertvolle Uhr, und die den Teppich ersetzenden sibirischen Wolfsjelle. Zu beiden Seiten schlossen sich die Rauch- und Spielsalons dem Ghsaal an, in behag-

lichster Eleganz, mit weichen Sammetpolstern, schleppenden Portieren, Schaukelstühlen und knisterndem Kaminfeuer den jungen Offizieren eine eigene Häuslichkeit erziehend. In diesen Räumen wurden die großen Feste abgehalten, bei denen das reiche Regiment die Aristokratie der Stadt und des Landes, ja selbst die höchsten Herrschaften bei sich sah, um mit unübertrefflicher Opulenz den Wirt zu spielen.

Der Novembersturm beugte die kahlen Baumwipfel des herzoglichen Parkes und trieb die ersten Schneesternchen gegen die hohen Spiegelscheiben des Kasinos; eine feine Eiskruste knirschte unter der Sohle, und leise raschelnd wirbelten die steifgefrorenen Kastanien- und Ahornblätter über Pflaster und Promenadenwege, um sich an den Beeteinfassungen zu Füßen der schwarz gefrorenen A stern- und Georginenbüsche wie traurige, kleine Hügel zu stauen. Kalt und frostig ragten die weißen Steinbilder aus den Boskett's, und droben über der grünlich schillernden Kuppel des Palais teilten dunkle Rabenflügel die Schneelust; der Winter hatte über Nacht seinen Einzug gehalten.

Auf der breiten Steintreppe des Offizierkasinos klickten ein paar Sporen, rasselte ein Säbel unter den eiligen Schritten seines Herrn. Den Paletottragen unter dem Kinn geschlossen, beide Hände in den Taschen, trat ein Oberleutnant hastig über die Schwelle, schritt quer durch den teppichbelegten Korridor nach dem kleinen Buffezimmer und trat, ohne abzulegen, ein.

Obwohl es noch in den Mittagsstunden war, brannte doch schon die Gasröhre in dem dämmerigen Zimmer und warf ihr gedämpftes Licht auf das frostgerötete Antlitz des Eintretenden. Starke, streng geschnittene Züge wurden beleuchtet, von kurzem, wohlgepflegtem Vollbart umrahmt und markiert durch lebhafteste, kluge Augensterne, die tief unter schwarzgewölbten Brauen lagen.

„Ha, famos, Clodwig! Edler Freiherr von und zu! Du kehrest zur rechten Stunde als Strohmann bei uns ein!“ schallte es ihm in lärmendem Durcheinander von einem kleinen Nebentisch entgegen, an dem ein Zivilist und zwei Husaren Whist spielten. „Schnell 'mal 'rein in den Norddeutschen Bund und mitgespielt!“ Damit boten sich ihm die weißen, ringgeschmückten Hände dar.

„Heute nicht, Kinder; habe auf Wort keine Zeit!“ rief der also begrüßte Regimentsadjutant und schüttelte mit suchendem Umblick den wohlfrisierten Kopf, „suche Lehrbach bereits seit einer halben Stunde, erst im Reithaus, wo er eigentlich noch sein sollte, dann in seiner Wohnung, wo er allerdings nur hie und da an Buß- und Bettagen 'mal zu finden ist, na, und schließlich hier; frühstückt er vielleicht? Schnell 'mal 'ran mit ihm, gibt ja eine Neuigkeit, Jungens!“

„Neuigkeit? Alle Donnerwetter! Lehrbach! Fortunatus!“ Und wie elektrifiziert sprang das Kleeblatt empor, um im Verein mit etlichen anderen, am Buffet verhandelnden Herren einen farbigen Knäuel um den Ankömmling zu bilden. „Natürlich ist er hier, frühstückt

mit einem Gast, einem D'er Ulanen drüben in der Messe! Da ist ja kein besseres Ich, der Weg zu seinem Herzen! Hedda, Hattenheim, wo hältst du den Herrlichsten von allen versteckt?"

Zwischen den dunkelgrünen Portierenfalten tauchte Reimars robuste Gestalt auf; er blieb mit seinem gutmütigen Lächeln stehen, eine Zigarette zwischen den Zähnen, und wies mit lakonischem „Fasan und Sauerkraut!“ mit dem Daumen rückwärts über die Schulter.

„Hat Besuch, nicht wahr?“ fragte der Adjutant, den Paletot aufreißend und abwerfend. „En passant bis zum Schnellzug? Na, das ist mir ganz Wurst und für den Herren vielleicht ein gütiges Schicksal, mit einem goldenen Hals aus der Familie Grand Crémant Impérial gebürtig, Bekanntschaft zu machen. En avant messieurs, bilden Sie meiner Mitteilung die angemessene Staffage!“ Im Sturmschritt, lachend und neugierig debattierend, durchmaßen die Offiziere die beiden angrenzenden Zimmer und traten in die Messe.

Graf Lehrbach saß an der geschmackvoll dekorierten Tafel, an deren unterem Ende ein Djeuner für ihn und seinen Gast serviert war. Drei andere Kameraden, die ebenfalls in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Ulan standen, hatten sich mittelst einer Flasche Portwein dem Frühstück angeschlossen.

Gleich dem Herbststurm, der draußen ungeduldig an den Fenstern rüttelte, wirbelte die heitere Schar, geführt vom Freiherrn Clodwig, in die ruhige Unterhaltung des

kleinen Kreises hinein, um mit einem Schlag das Bild an dem Frühstückstisch völlig zu verändern.

Laute Reden und Gegenreden flogen, Lehrbach hatte sich erhoben und stützte die Hand, welche noch die feine Damastserviette hielt, auf die geschuizte Lehne seines Stuhles.

„Ein Telegramm, Clodwig?“ rief er mit leichtem Befremden. „Doch kein Unglück bei den Jagden?“

„Ja, wo wird denn einer vergessen, daß Selbstmord tödlich ist!“ lachte der Adjutant. Ein ganz junger, hellblonder Referendar stellte sich während dessen neugierig auf die Fußspitzen und versuchte über des Sprechers Schulter hinweg die Adresse des Telegramms zu buchstabieren. Clodwig aber schob schnell ein Zeitungsblatt davor. „Eins nach dem andern!“ Dann legte er gerührt die Hand auf Günthers Schulter. „Lehrbach, erhabener, unsierblicher Mann, deine tollen Streiche werden dich noch berühmt machen, wie weiland den großen Sportshelden Münchhausen, da er's mit der Windmühle aufnahm; das erste Kapitel steht bereits fett gedruckt hier in den Sportsblättern. Hut ab davor!“

Und in humorvoller Feierlichkeit hob er die Zeitung mit dem rot markierten Artikel gegen die Versammelten.

„Herzeigen! Herzeigen! Clodwig, schone die Falken!“ jubelte es im Kreise, und aller Hände hoben sich stürmisch nach dem Blatt. „Vorlesen! Hört! hört!“ Schon aber hatte es Hattenheim mit hastigem Griff an sich gerissen, warf einen schnellen Blick darauf und reichte es dann

mit strahlendem Lächeln dem Freund entgegen. „Weiß Gott, dein Distanceritt, Günther!“

Wieder ein allgemeines, jubelndes Durcheinander, währenddessen der junge Graf den Artikel überflog; das Blatt vibrierte zwischen seinen schlanken Fingern, leichte Röthe stieg ihm in die Schläfe, und seine Lippen öffneten sich tiefatmend, als gälte es einen köstlichen Trunk zu schlürfen.

„Von welchem Ritt sprechen die Herren?“ wandte sich der Ulan an Clodwig. Dieser lächelte sein verbindlichstes Lächeln und ließ sich dem Frager gegenüber auf einen Stuhl nieder.

„Hat Ihnen der Graf noch nicht davon gesprochen? Ich sage es ja! Bereits in Druckerschwärze getaucht, und dennoch bescheiden wie ein Weilchen, das im Verborgenen blüht! Famoser Geschichte 'mal wieder, so echt Lehrbachisch, seit zehn Tagen der mündliche Leitartikel von Residenz und Umgegend. Kennen Sie vielleicht par renomée das kleine Jagdschloß ‚Einsiedelei‘ in der Gegend, fünf Viertelstunden von hier entfernt? Lehrbach machte mit einem jungen Gutsbesitzer der Nachbarschaft, Herrn von Dähnwitz, die Wette, diesen Weg in der unglaublichen Zeit von zehn Minuten — sage zehn Minuten, verehrtester Herr Kamerad — zu reiten. Die Sache wird durchgeschlagen, und unser Wagehals reitet los. Zwischen hier und dem Dorfe Keutlin jedoch kreuzt die Eisenbahn die Chaussee. Lehrbach jagt an, sieht beide Querbäume geschloffen und den Zug bereits in der Entfernung von

knapp hundert Metern heranbrausen. Wartete er den endlosen Güterzug ab, war seine Wette rettungslos verloren. Also die Sporen gegeben, in einem Sprung über den ersten Schlagbaum, funkensprühend über die Schienen, den zweiten Sprung über die zweite Barriere, und wie der wilde Jäger auf feurigem Rosse saust er an dem entsetzten Bahnwärter vorüber, um in thatsächlich zehn Minuten sein Ziel zu erreichen! Wie gefällt Ihnen unser Toppf, Herr Kamerad? Ich sagte nur, der Mann muß unglaublichen Hunger gehabt haben, denn, denken Sie sich, er hatte um nichts Höheres gewettet, als ein gutes Frühstück!“

„A la bonne heure!“ nickte der Ulan, mit gerechtem Stolz Lehrbach auf den Rücken klopfend, „das hast du brav gemacht, mein Junge, aber ein Sakramentskerl bist und bleibst du doch, und wenn ich dein Vater wäre, dann würde ich mal in Civil mit dir sprechen!“

„Aber weiter, meine Herren, weiter! Das dicke Ende kommt ja noch!“ rief Odowig mit erhobenem Organ durch das Stimmengewirr. Bitte um silentium für die Depeche!“

„Aha, richtig, die Depeche! Loschießen, kleiner Majoratsherr, wir fiebern!“

„Hier, Lehrbach, lesen Sie selber.“ Der Adjutant reichte dem jungen Offizier das Telegramm und wandte sich an die umstehenden Herren. „Die Depeche war an mich adressiert, messieurs, und ist mir ein Beweis gewesen, mit was für einem Glückspilz wir es hier zu thun

haben! Sich auf den besagten Distanceritt-Artikel in den Sportblättern beziehend, bittet mich ein Mitglied des Berliner Rennklubs per Draht um Auskunft über Roß und Reiter, um Namen und eventuelle Verkaufsabsichten des letzteren, und selbstverständlich das pedigree und den Preis des braven Kenners — na, Güntherchen, was sagen wir denn nun?“ Und Odowig wandte sich, seine Mitteilung unterbrechend, nach dem Grafen, welcher soeben mit hochrotem Kopf die Depesche sinken ließ, stemmte die Arme in die Seiten und schnalzte mit der Zunge.

In Lehrbachs Augen flimmerte es, seine Oberlippe zuckte nervös, aber die Stimme klang ebenso wie sonst, und die leichte Handbewegung, welche die Herren ersuchte, Platz zu nehmen, hatte beinahe etwas Nachlässiges.

„Was wir nun sagen, Barönnen? Das ist mir vorläufig noch unklar; doch hoffe ich auf den guten Rat meiner Freunde hier und bitte mal vor allen Dingen, mit mir auf das erste Debüt meines ‚Merkurs‘ anzustoßen!“ Und der junge Offizier schob die Depesche in die Brusttasche seiner Uniform und wandte sich mit schnellem Schritt zu der servierenden Ordonnanz, um einen halb-lauten Befehl zu geben.

Die Stühle wurden hörbar geschurrt und herzugerückt, Sporen klirrten und lachende Stimmen sprachen durcheinander.

„Sag' ich's nicht? Grand Crémant Impérial!“ rief Odowig, noch hinter seinem Stuhl stehend, wie schade daß ich keine Zeit habe, der Flasche auf den Boden zu

schauen, aber der königliche Dienst und die Casinofrühstücks stehen auf gespanntem Fuß! Ich möchte gern, dem Wunsch des kauflustigen Herrn nach, die Anfrage umgehend beantworten, bester Graf, und bitte Sie daher, mich gütigst zu informieren. Meiner Ansicht nach verkaufen Sie unter allen Umständen, denn, *entre nous soit dit, messieurs*, der ‚Merkur‘ hat zwar viel Ausdauer und sieht auch, wenn er den Rücken glücklich hergegeben hat, ganz leidlich aus, aber damit sind wir auch am Ende seiner Vorzüge, Dienstpferd wird er mein Lebtag nicht!“

„Ja, ja, ist eine Kanaille, schrammt!“ schrie ein Leutnant, blaß, dick und aufgeschwemmt, als hätte er vierzehn Tage im Wasser gelegen, quer über den Tisch; „will damals an den Manövernormittag denken, wo ich mir fast den Hals gebrochen habe auf der verdammten Währe; wo nur in der ganzen Gegend ein Graben oder ein Gartenzaun zu haben war, der ‚Merkur‘ witterte ihn aus, und hei ja, haste nich’ gesehen, drüber weg!“

„Das habe ich Ihnen ja vorher gesagt, Hassel! Hat eben Temperament, drei Stunden schlanken Trab im Sandboden. Profit! Ihr geretteter Hals soll leben!“

„Willst du ihn denn als Renntier in den Stall stellen?“ warf Hattenheim schmunzelnd ein.

„Unsinn, Sie haben ja ‚Fancy fair‘ und ‚Golden dream‘! Wiegt drei ‚Merkur‘ auf!“

„Erstens das, und zweitens ist der Braune zu massiv für die Bahn“, sagte Günther und wiegte den Kopf, „auch zu unzuverlässig, müßte immer selber in den Sattel,

und das ist auf die Dauer lästig, höchstens Parforce-Jagden.“

„Die lohnen gerade die Ration! Machen Sie keine Schnacken, Lehrbach; schießen Sie los mit dem Sternzucker!“

„Und einen aristokratischen Preis gemacht“, ereiferte sich Hassel. „Sie haben's ja jetzt in der Hand, und diesen reichen Berliner Rittern gegenüber muß man das Maul voll nehmen.“

„Sagen wir viertausend Mark, und dann adieu Madrid!“

„Was da, viertausend! So viel hat er uns ja selber fast gekostet!“ lachte Hattenheim verschmigt; „immer gentlemanlike, meine Herren! Ein Gaul, der aus dem 5^{er} Husarenregiment kommt, kostet seine fünftausend, und wenn er auf allen vier Beinen lahm ist!“

„Bravo! bravo! . . . Der Dicke hat recht, lassen Sie fünftausend telegraphieren!“

„Ablassen ist auch leichter als aufschlagen!“ nickte Glodwig.

Lehrbach zog lachend sein Portefeuille. „Bei mir sind ein für allemal feste Preise, Barönchen, und wenn mir mein unbekannter Verehrer fünftausend Mark für den Gaul gibt, so hat er ihn: ergo, setzen wir die Rückantwort auf! Vorher aber, bitte meine Herren, auf Ihr allseitiges Wohl!“

„Roß und Reiter! Vivat! . . . Roß und Reiter!“ jubelte es im Kreise, die schäumenden Gläser trafen sich

in leisem, melodischem Anklingen, wurden emporgehoben an die frischen Lippen und treulich bis zur Nagelprobe geleert.

Dann öffnete Lehrbach seine Briestafche und riß hastig ein Blatt aus dem Notizblock; etliche lose Papierstreifen flatterten auf die Tafel nieder, Bleistiftskizzen, von der Hand des Grafen entworfen.

„Ah, pardon, gestrenger Meister, dürfen unsere profanen Augen bewundern?“ fragte Clodwig und nahm das Papier empor. „Gänjeliesel? chapeau bas, das ist ein reizendes Gesicht! Und im Monat Juni zu Großstauffen entworfen! Hören Sie 'mal, Sie Ritter sonder Furcht und Tadel!“ — Clodwig kniff das eine Auge zu und blinzelte den schönen Mann von der Seite an! „Das ist wohl so eine Eroberung pour passer le temps?“

Lehrbach lachte hell auf. „Gänjeliesel! Weiß Gott, da haben Sie ja das Gänjeliesel in der Hand! Nur hübsch angesehen, scharf angesehen, mon ami! Diese junge Dame gehört nicht zu meinen kleinen, sondern im Gegenteil zu meinen größten Eroberungen, welche ich je im Leben gemacht habe; für wen halten Sie die Gänse hütende ländliche Schönheit?“

„Günther!“ Gattenheims Gestalt richtete sich zu voller Höhe empor; ein ernster, fast finsterner Blick flammte zu dem Freund hinüber und hastete vorwurfsvoll auf dem lachenden Antlitz des jungen Mannes.

„Hu, beiße nicht, Dicker!“ schüttelte Lehrbach übermütig die dunklen Haarwellen aus der Stirn, „wir sind

ja hier entre nous, und die Herren können sich doch bei Gott mit demselben Recht über etwas Außergewöhnliches amüfieren, wie wir.“

„Das will ich meinen! Farbe bekennen, Graf! Sie machen uns neugierig!“ lärmte es an dem Tisch.

„Günther, ich bitte dich!“

Der junge Mann machte eine Bewegung, wie ein eigensinniges Kind, und schürzte ironisch die Lippe. „Du brauchst dir bei Gott keine Skrupel zu machen, mon ami, die diversen Schinkenbrote und Gläser Buttermilch haben wir ja genugsam in unentgeltlichen leçons de danse bezahlt und haben außerdem absolut keine Verpflichtung, unsere Sommermemoiren einem lachlustigen Publikum vorzuenthalten!“ Günther warf sich, mit einem Blick in das zorneßrot gefärbte Antlitz Hattenheims, laut auf lachend in den Sessel zurück. „Ich bitte dich um Gotteswillen, süßer Dicker, pläge dir keine Ader auf der Stirn und nimm es nicht für ungut, wenn ich lache, aber, parbleu, wenn du wütend bist, siehst du frappant wie ein gelber Eierflammeri mit Himbeerjauce aus!“

Hattenheim biß sich auf die Lippe: „Ich weiß, daß man mit dir nicht rechnen darf, wie mit anderen Menschen, welche auch ohne Handschlag und Wort Diskretion zu wahren imstande sind; auf alle Fälle wünsche ich mich einer solchen Rücksichtslosigkeit nicht schuldig zu machen!“

Günther zuckte mit jähem Aufblick die Achseln. „Du bist ein Pedant, Hattenheim, und liebst es zuweilen, Diskretion etwas zu outrieren; n'importe, die Welt hat eben

verschiedene Kostgänger, und wären wir beide nicht so grundverschieden, würden wir nicht so gute Freunde sein, darum sollen die Extreme leben!“ Er leerte schnell sein Glas und fuhr lustig fort: „Also das Gänseliesel, meine Herren! Bitte dringend, die Skizze zu retournerieren; dieselbe ist bestimmt, um das Wohlgefallen der allerhöchsten Augen zu buhlen.“

„Hier, Meister Lehrbach; aber nur gegen die genauen détails dieser allerliebsten Bekanntschaft!“ Glodwig hielt die Zeichnung, welche, eifrig besichtigt, von Hand zu Hand gegangen war, scherzend auf dem Rücken.

„Recht so, Baröndchen, Gewalt bricht Eisen; halten Sie das Gänseliesel als Pfand zurück!“ klang es in wirrem Durcheinander über den Tisch.

Günther hatte sich erhoben und entzündete eine Cigarette an der bläulichen Spiritusflamme. Der helle Lichtschein flackerte über sein schönes, sorglos festes Angeßicht.

„Wie nun, meine Herren, wenn ich selbstlos genug gewesen wäre, dieses ländliche Juwel meinen verehrten Herren Kameraden für die kommende Ballsaison hierher einzuladen?“

Jubelnder Lärm erhob sich an der Tafel und überwönte das kurze „Unglaublich!“, welches Hattenheim zwischen den Zähnen murmelte. „Ballsaison? Tanze bloß auf alledurchlauchtigstem Parkett!“ näselte der magere Referendar in scherzhaft übertriebener Arroganz, doch Lehrbach nickte ernsthaft. „Allright, Verehrtester, dann schustern Sie sich bei mir an, daß ich Sie mit der jungen



Dame bekannt mache. Gänseliesel wird nirgends anders als im exklusivsten Hofkreis seine Debüts feiern!“

Abermals ein lautes, etwas frappiertes Gelächter im Kreise. „Wir lügen selber, Lehrbach!“ Dann aber rückten die Köpfe noch näher und eifriger zusammen und der junge Graf blies noch ein paar virtuose Dampfringe und erzählte seine erste Begegnung mit der Freiin Josephine Wetter von Stauffenberg. Und wie erzählte er sie! So voll drastischer Wahrheit, so boshaft und liebenswürdig zu gleicher Zeit, so erbarmungslos datailliert und dabei trotz des mokanten Tons, so voll Humor und sprudelnder Heiterkeit, daß die Lachsalben der Zuschauer oft an der hochgewölbten Decke widerhallten und selbst Hattenheim unwillkürlich einstimmen mußte, völlig dem Zauber unterlegen, welchen die geistvolle Unart des Freundes stets auf ihn geübt hatte. Mehr und mehr malte der junge Offizier das Groß-Stauffener Stilleben vor den geistigen Augen seines hochanimierten Publikums, und er blätterte weiter in seinem Portefeuille und ließ sofort die Illustration zu seiner Erzählung folgen. Da wurden die Flachsköpfe des Pfarrhauses, Tante Renate, Onkel Bernd, die gelackierte Galachaise, etliche Typen des Dienstpersonals und schließlich noch Gänseliesel selber im steifen Rattunfleid mit dem gigantischen Strohhut und den nagelbeschlagenen Tanzschuhen mit wieherndem Gelächter begrüßt, und erst, als die große Uhr in der Saalecke ein mahnendes „Deinen Eingang segne Gott“ brummte und dazu mit melodisch gedämpftem Schlag die zweite Mittags-

stunde ankündigte, da schraf Clodwig mit einem ehrlich gemeinten „Himmel Sakrament“ empor, griff hastig nach dem Säbel und rief mit einer Faust gegen Lehrbach: „Ich sage es ja! Die Märchen der Königin von Navarra, die einen mit unsichtbaren Banden festhalten und Zeit und Dienst vergessen lassen! Lehrbach, Mensch! genügt Ihnen meine Nase noch nicht, daß Sie mir noch zu einer vom Kommandeur verhelfen wollen? Die Depesche her! Oder besser, besorgen Sie die Sache selbst, müssen ja nachher doch an die Bahn, und mir brennt's unter den Füßen. Au revoir, meine Herren, beim Mittagessen können wir hoffentlich auf die fünftausend Mark anstoßen; bonne chance, bester Freund!“ Und mit hastigen Grüßen und Händedrücken stürmte der Oberleutnant sporenklingelnd über Teppich und Schwelle in die kalte Winterluft hinaus. —

Anderen Tages schritt Graf Lehrbach die Promenade vis-à-vis dem Ministerium entlang, wie stets den Kopf im Nacken, ein strahlendes, unendlich zufriedenes Lächeln auf den Lippen. Der Schnee lag wie weicher fleckenloser Sammet auf dem Wege, und der junge Offizier ging so dicht wie möglich an der Fahrstraße, wo die weiße Fläche am wenigsten beschritten war, aus Zufall wohl; als aber eine Equipage vorüberfauste, und der Kavallerist sich in selbstverständlichem Interesse nach den Pferden umwandte, da glitt sein Blick auch ganz verstoßen nach der Spur hernieder, welche sein Fuß auf den glitzernden Teppich gedrückt; sie war klein, auffallend

klein und zierlich; nur der zeitweise scharfe Eindruck des Sporns unterschied sie von der Sohle einer eleganten Damenschuflure; da zuckte es noch heller in seinem Auge auf, wie eine kleine Flamme, die auf dem Altar der Göttin Eitelkeit brennt.

Auf dem Straßenpflaster knatterten Hufe, rollte es



funktensprühend heran. Ein kleiner englischer Gig, vorn auf eine Dame, die Zügel in den Händen, hinter ihr halb verdeckt, ein Lakai mit der herzoglichen Tresse am Hut.

Lehrbach machte Front und salutierte lächelnd, mit jener graziösen Nonchalance, wie sie sich einzig das enfant-gâté des Hofes erlauben durfte. Prinzessin

Sylvie erblickte ihn, mit brüster Bewegung riß sie die Pferde zusammen, daß sie kerzengerade emporstiegen, dominierte die Zügel mit kräftiger Hand und nickte dem jungen Offizier fortdial zu.

„Na, Graf, haben Ihren Gaul verkauft?“ rief sie in der ihr eigenen, etwas derben Art, „und sogar noch einen

riefigen Schnitt an dem Schinder gemacht? Gratuliere! Wer ist denn drauf reingefallen?"

Günther lachte und warf einen seiner unwiderstehlichen Blicke zu der hohen Sprecherin empor.

„Ein Herr von Witzendorf, Hoheit, stiller, immer liebenswürdiger Kavalier, dem Sie das Halsbrechen gewiß viel weniger wünschen würden, als mir!“

Die Prinzessin fuhr mit der langen Peitsche saufend durch die Luft und lachte mit ihrer harten, etwas lauten Stimme ungeniert auf. „Was wissen Sie denn überhaupt, ob mich Ihr Hals interessiert? Brechen will ich ihn nicht, aber beugen!“

„Tiefere, als vor dem schönsten Fuß in den Staub, kann man doch die Stirn nicht neigen, Hoheit, und dennoch ist mein Nacken zu steif!“

„Sie reden wieder, was Sie nicht beantworten können. Wieviel haben Sie für den Merkur bekommen?“

Lehrbach durfte sich ein ganzes Teil mehr herausnehmen, als jeder andere. „Raten Sie mal, Hoheit!“ Er legte die Hand auf den Säbelforb und klappete mit der Scheide gegen die hohen Lackstiefel.

„Na, zum Kuckuck, das ist eine Zumutung! Wer steht für den Geldsack eines Berliner Sportsmann und für den gesunden Verstand eines Menschen ein, der auf den Sensationsbericht einer Kavalleristenzeitung hin telegraphisch einen Hasen im Sack kauft! Ich hätte keine zweitausend Mark für den Schaukelgaul gegeben, das versichere ich Sie! Als Sie ihn mir zum erstenmal im Tatterjaal

vorritten, sagte ich Ihnen gleich, daß er mit den Vorderbeinen ein vollständiges Balancée tanzt —“

„Und nach den Sternen guckt! Ganz recht, aber darum gerade kaufte ich ihn: denn gleich und gleich gefellt sich gern, und — Sie wissen's ja, Hoheit — ich blicke auch gern dahin empor, wo Sterne oder eine Sonne strahlen!“

Und Graf Günther legte den Kopf noch weiter in den Nacken und schaute neckisch zu der Prinzessin auf.

„Lebensarten! Auf die kein Badfisch mehr reinfallen würde, geschweige denn eine Dame, die schon zwei Winter lang mit Ihnen getanzt hat!“ Sylvie zog dem einen Goldfuchs, welcher ungeduldig ins Gebiß schäumte, eins über und zeigte lachend die sehr schönen, festen, weißen Zähne. „Sie sind ein unverbesserlicher Sünder, conte mio, und ich sehe zu meinem Bedauern ein, daß das Straßkommando der Lehrbacher Einsamkeit absolut ohne günstigen Einfluß geblieben ist! Na, ich werde Sie diesen Winter mal energisch in die Longe nehmen; statt des Fächers diese hier!“ Und sie hob drohend die Peitsche gegen ihn, senkte sie dann hastig salutierend und zuckte mit kräftiger Hand die Zügel; „au revoir, ich muß meine Schlingel hier ein bißchen einfahren, sind durch das lange Stehen zu übermütig geworden!“ Und unberechenbar schnell, wie ein Irrlicht aufblitzt und wieder verschwindet, fauste das leichte Gefährt den bereiften Baumgruppen des Parkes entgegen.

Lehrbach drehte seinen Schnurrbart und blickte ihm

nach; er sah die Prinzessin, die üppige, breitschulterige Blondine, in einem kurzen und knapp anliegenden Jaquet aus grobem Wollenstoff, à la garçon gearbeitet, auf dem hohen Kutischeritz schweben, auf dem rötlich blonden Haar ein festes Herrenhütchen von dunkelbraunem Schleier umwunden, welcher unter dem Kinn zu einem dicken Knoten geschürzt war.

Er lächelte nachdenklich vor sich hin und schritt langsam weiter.

Hübsch war Hoheit nicht, aber ganz entschieden originell. Ihr Teint war frisch, fast allzu frisch, die Augen blaugrau und meistens recht nüchtern dreinschauend, von hellblonden Wimpern umrahmt, welche den Ausdruck, ebenso wie die gleichfarbigen Brauen, absolut nicht erhöhen konnten. Eine feste Stumpfnase strebte über den großen Mund ziemlich impertinent in die Luft; und die glatt abgeschnittenen Haare verdeckten die Stirn bis über die Hälfte.

Der äußeren Erscheinung angemessen war das ganze Wesen der Prinzessin. Ihre Bewegungen waren schroff, ungraziös und oft sogar von brüsker Formlosigkeit, sie kokettierte „den Bub“ und spielte sich gern auf die Amazone, sowohl im Thun und im Handeln, als auch in der Sprache, welche, durch eine laute und etwas rauhe Stimme unterstützt, sehr leicht etwas Verbes, ja Burschikoses annahm. Dennoch gab es Momente, wo all diese Bizarrerie in eine unvergleichlich süße und reizende Weiblichkeit dahinschmolz; das war in dem seltenen Fall, wo

Prinzessin Sylvie an das Klavier trat und mit weicher, glockenheller Mezzosopranstimme ihre Lieblingslieder sang. Dann lag es wie Sonnenglanz auf dem lächelnden Antlitz, die ganze Gestalt zum Ideal verklärend. Wundersam und unbegreiflich, der Sängerin selber unbewußt, vollzog sich dieses Wunder. Aber die Prinzessin sang selten vor fremden Ohren und der Kreis der Bevorzugten war so verschwindend klein, daß die liebenswürdige Fama keine Stütze an ihm fand, das Lob eines Weibes in die Welt zu tragen, welche dieselbe nun einmal nur in Sporn und Sattel kannte.

An dem Ende der Promenade, wo dieselbe die Anlagen abschneidet und aus vierreihiger Lindenallee in eine der Hauptstraßen verläuft, begegnete der Hoffourier dem Grafen und zog mit tiefer, fast devoter Verbeugung den glänzenden Cylinder.

„Verzeihen Herr Graf, wenn ich aufhalte!“ sagte er mit verbindlichem Lächeln. „Ich komme soeben aus Ihrer Wohnung, woselbst ich eine Einladung der hohen Herrschaften für heute abend halb zehn Uhr hinterlassen habe. Prinz Alexander möchte gern eine Partie spielen, und da der Kammerherr von Sensfeld sich mal wieder hat dispensieren lassen —“

„So muß das Mädchen für alles, der gute Lehrbach, wieder aushelfen!“ fiel ihm der Offizier lachend in die Rede. „Na, in Gottes Namen, Alter, ich werde antreten — wo sind wir denn, he?“

Ein einzelner Sonnenstrahl fiel über das weiße, sorglich geträufelte und frisierte Haar des getreuen Hofbeamten, welches gleich einer gepuderten Perrücke das noch sehr

frische, gerötete Antlitz umgab; seiner Narzissenduft wehte aus dem geneigten Hut empor.

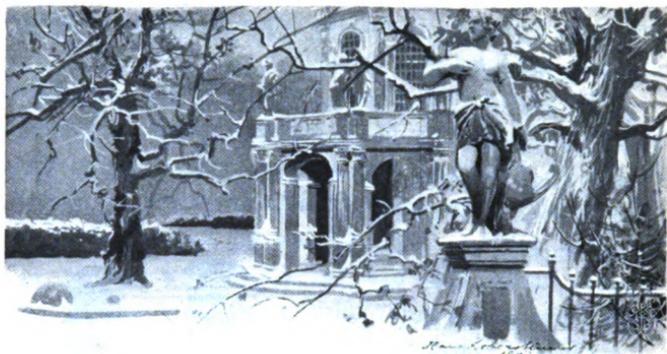
„Die Herrschaften nehmen den Thee in den Gemächern der Herzogin Mutter, da Hochdieselbe etwas enrhumirt ist und die Drangerie nicht passieren möchte! Ich glaube, Herr Graf“ — ein feines Lächeln spielte um die Lippen des alten Herrn — „Sie würden sich unendlich verdient machen, wenn Sie das berühmte Portefeuille mitbrächten — Hoheit ist etwas verstimmt — ein paar Ihrer humorvollen kleinen Skizzen würden uns allen den Sonnenschein mitbringen — man lacht gern im Turmzimmer!“

„Lehrbach nickte. „Sehr verbunden, Verehrtester, habe der Prinzessin bereits alle Neuigkeiten versprochen, die ich diesen Sommer gesammelt habe — ist zwar nicht alles hoffähige Gesellschaft, die ich präsentiere, aber dafür desto origineller. Auf Wiedersehen denn — um halb zehn Uhr? — Bon, da kann ich mich um das Souper in der Partvilla drücken!“

Der Hoffourier lachte gedämpft auf: „Süperbe!“ hob mit unnachahmlich knapper Grazie den Cylinder und verabschiedete sich.

Günther setzte seinen Weg fort, und die Sonne welche jetzt voll durch die Wolken brach, reflektierte auf seinem heiteren Antlitz.





„Die Damen bei Hofe, so sehr sie sich zier'n,
 Sie gleichen doch nicht meiner Lore!“
 Volkslied.

VII.

H

 erzog Franz Eginhard, der regierende Fürst, stand erst im achtundzwanzigsten Lebensjahr und war bis zum heutigen Tage noch nicht vermählt, obwohl schon manche alarmierende Nachricht in den Zeitungen aufgetaucht war und von Plänen und Absichten sprach, welche sich jedoch bis jetzt noch nicht realisiert hatten.

Eine fast zweijährige Orientreise des jungen Fürsten war durch den plötzlichen Tod des Vaters jäh unterbrochen und führte den Prinzen unerwartet schnell zurück, um die Zügel der Regierung mit thatkräftiger Hand zu übernehmen. Die verwitwete Herzogin, seine Mutter, bewohnte nach wie vor den großen Neubau des Palais,

ebenso ihre beiden jüngeren Kinder, Prinzessin Sylvie und der zur Zeit an der Universität der Residenz studierende Prinz Detlef.

Der etwas weiter im Park liegende Pavillon, ein kleines Schloß im Renaissancestil erbaut und eigentlich zum Witwensitz der Herzoginnen bestimmt, war noch unverändert den beiden Geschwistern des verstorbenen Regenten, dem Prinzen Alexander und der Herzogin Marie Christiane überlassen.

Inmitten dunkler Rotbuchegruppen, Platanen und Taxusgebüsch lag der zierliche Kuppelbau, mit kleinen Minarets neugierig über die laubigen Wipfel hinausstrebend, grünlich schillernd und goldig daraus aufblitzend, wie das geheimnisvolle Dornröschen-Schloß in der Kinderfabel. Schneeweiße Säulengänge umgürteten den Innenaufbau, sich für das erste Stockwerk zum Balkon abdachend, über dessen Goldgitter die schlanken Ranken der Clematis und der süß duftenden Glycinia herniederwehten, und über das die schlanken Marmorstatuen träumerisch die bleichen Häupter erhoben. Glatt und farblos legten sich die Jalousien vor die Fenster, selten, daß eine Spiegelscheibe im Sonnenlicht aufblitzte, und der Wind den weißen Spitzenduft der Gardinen gegen die schweren Goldquasten der seidnen Überhänge zurückblähte, selten, daß ein Lakai auf leisen Sohlen durch die Vorhalle huschte, selten selbst, daß eine Equipage über die tadellos gehaltenen Sandwege rollte, um mit schnaubenden Rossen vor dem Portal zu halten. Das war höchstens bei den formellen Visiten

der Fall, die dem Prinzen Alexander oder an besonderen Festtagen der Herzogin Marie Christiane galten; die ständigen und häufigen Gäste des Pavillons kamen meist zu Fuß, hohe, dunkle Frauengestalten mit Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand, mit dem weißen Kopftuch der Diakonissinnen, mit Schriften über Armenpflege und Hospitäler, mit wallendem Witwenschleier und verweinten Augen.

Herzogin Marie Christiane war die Witwe des hochseligen Prinzen Friedrich Max, des Bruders des verstorbenen Regenten und die Schwester des noch bei ihr in den Parterreräumen des Pavillons lebenden Prinzen Alexander. — Vor nahezu dreißig Jahren war sie aus ihrer süddeutschen Heimat in die Residenz des erlauchten Gemahls übergesiedelt, die einzige Katholikin am Hof, die einzige Strengdenkende inmitten eines leichtlebigen Kreises, die einzige Fremde in kleinen, engverflochtenen Verhältnissen. Anfänglich hatte man geglaubt, Zeit und Gewohnheit würden die scharfen Kanten der Verschiedenartigkeit ganz von selber abschleifen und zu jener unentbehrlichen Harmonie führen, deren Mangel leider in den ersten Jahren der Anwesenheit Marie Christianens sich schmerzlich fühlbar machte, allein man hatte sich verrechnet. Mit eiserner Konsequenz verfolgte die Prinzessin den einmal eingeschlagenen Weg, der so weit ab von den bunten Bahnen des lebenslustigen Hofes führte; sie blieb auch unfähig, ihren Widerwillen dem gleichnerischen Scepter der Etikette zu unterjochen. — Statt sich zusammenzu-

ziehen, senkte sich die Luft stets schroffer und tiefer zwischen der Fremden und dem Herzogshaus, anfänglich noch mühsam bemäntelt oder ignoriert, dann jedoch stets merklicher und unangenehmer markiert, bis schließlich kaum noch der Zwang ceremonieller und frostiger Höflichkeit sie zu überbrücken vermochte. Da löste sich auch noch das letzte Band, welches bisher freundlich vermittelnd die Beziehungen zwischen Palais und Pavillon aufrecht erhalten hatte, der Gemahl der „Katholikin“, Prinz Friedrich Max, erlag seinem langjährigen Lungenleiden, als dringenden und letzten Wunsch die Bitte an seine Gemahlin richtend, ihr einziges Töchterchen in seiner hiesigen Heimat erziehen zu lassen.

So fetteten neue Bande die pflichtgetreue Frau an ein unverstandenes und ungeliebtes Flecklein Erde. Ihre Witwentrauer rechtfertigte es, daß sie sich still und abgegeschlossen in ihr weißes Parkschlößchen zurückzog, einzig der Erziehung ihres Kindes und zahllosen, wohlthätigen Vereinen lebend. — Das Schicksal jedoch hob abermals seine dunklen Fittiche und schwebte über den Weg der hohen Frau, unerbittlich und furchtbar, wie der Wetterstrahl aus schwarzer Wolke die einzige Blüte an ihrem Lebensbaum herniederschlagend. Die kleine Prinzessin starb. Auf einem Gange durch das städtische Krankenhaus, wohin die Herzogin ihr Töchterchen mitgeführt hatte, um des Kindes Herz und Sinn frühzeitig den Werken der Barmherzigkeit zugänglich zu machen, hatte sich die kleine Prinzessin allem Anzeichen nach an einem

bräunckranken Kinde angesteckt. Heftiges Fieber stellte sich ein, die angstvollen Bilder all der vielen Krankenlager, welche die Kleine im Hospital erschreckt hatten, jagten in wirren Phantasien an dem Bettchen vorüber, zu dessen Häupten der marmorne Christus lächelte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ . . . Da waren die goldenen Englein von dem Knäuf des seidenen Betthimmels herniedergeschwebt, hatten die Flügel um die kleine Prinzessin geschlagen und die Thränen von der Mutter Wangen geküßt. — Nun war es aus mit allen Hoffnungen und Träumen, nun stand die Fremde ganz allein, ganz einsam und verlassen zwischen zwei Gräbern.

Die Karnevalschellen im Palais aber verstummten für einen Augenblick, hinter den bunten Larven hervor blitzten zornige Augen, die Residenzler steckten die Köpfe zusammen und führten anstatt Zungen giftige Pfeile im Mund — die trafen alle das Herz der „Katholikin“, der „frommen Frau“ im Pavillon. Von da an baute sich eine eisige Scheidewand zwischen Palais und Parkschloß, in offenen Angriffen, in schroffstem Gegenüber teilte sich die Gesellschaft in zwei feindliche Lager. Alles, was da leben wollte und leben ließ, jubelte dem Fasching des strahlenden Fürstenjaales zu und warf unbarmherzig die Steine der Verleumdung, die Pfeile grausamen Spottes gegen „das Haus auf den sieben Hügeln.“

Marie Christiane aber senkte das bleiche Angesicht, wie die Lilie, wenn ein giftiger Nchltau ihren Kelch trifft. Ruhig und still lebte sie weiter, unbekümmert um alle

Bosheit, die sie mit Werken opfermutigster Liebe beantwortete, unerstickten zwischen heimlichen und offiziellen Feinden, für deren Wohl und Heil sie rastlos bemüht war, in selbstlosem Verzicht auf Dank und Anerkennung. Enger und enger schloß sie den Kreis ihrer Freunde um sich ab. —

Durch wirbelnde Schneeflocken, über weichen glitzernden Teppich rollte die Equipage des Ministers lautlos wie ein Schatten dem Palais entgegen. Die Bäume und Sträucher zu beiden Seiten des Parkweges tanzten wie dunkel vermummte Riesengestalten vorüber. Sie und da klang ein Hufschlag auf scharfem Stein, klirrte das silberplattierte Baumzeug leise auf, wenn die Kappen schnaubend die Mähnen zurückwarfen. Der junge Husarenoffizier dehnte sich behaglich in den weichen Atlaspolstern und neigte das Haupt spähend gegen die Fenster Scheibe. Durch die kahlen Baumgipfel sah er die hellerleuchtete Front des Palais liegen, rechter Hand die Empfangsalons der Herzogin. Die hohen Spiegelcheiben waren weder durchalousien noch Rouleaux geschützt, ein tiefrotes Licht strahlte daraus entgegen und warf seinen leuchtenden Reflex auf die dichtverschneiten Fichtengruppen, welche sich auf den Rasenflächen der obersten Gartenterrasse, unmittelbar neben dem Balkon des Musiksalons, erhoben.

Noch eine kurze Biegung um den weit vorspringenden Seitenflügel und die Lehrbachische Equipage sauste in den Schloßhof.

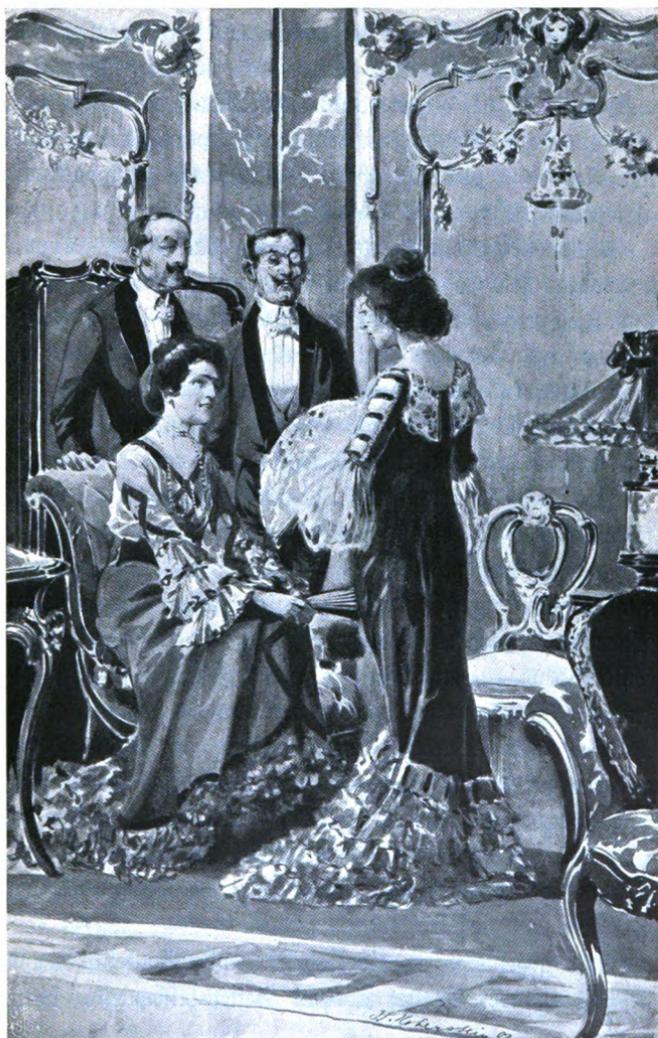
Unter dem überdachten, hellerleuchteten zweiten Portal

stand bereits der reich galounierte Huissier mit hohem Stab, die beiden Thürflügel des inneren Korridors aufreißend und durch ein verbindliches Lächeln bekundend, wie oft und gern er diesen Gast bereits hier empfangen.

Der junge Offizier trat hastig ein und griff leicht salutierend an die Mütze, warf einem der herzugleitenden Lakaien den Paletot entgegen und sprang wie ein Altbekannter ohne jegliches Wort die marmorne, mit roten Säufern belegte Treppe empor, an deren beiden Endpfosten mythologische Frauengestalten mit starren Augen auf ihn niederstauten, und auf deren Mittelabsatz zwei gewaltige Caryatiden ihre flammenden Glasleuchter emporhoben.

Graf Lehrbach trat durch eine türkische Teppichportiere und das Antichambre der Herzogin-Mutter in die Galerie. Feuchtwarme Luft wogte ihm entgegen, durchduftet von demselben Parfüm, das, nur weniger intensiv als hier, die sämtlichen Räume des Schlosses gleich einer hocharistokratischen Seele durchzog. Schlanke Palmenwedel nickten zu beiden Seiten des schmalen Ganges, überragt noch von blühenden Oleanderbäumen und breitblättrigen exotischen Gewächsen, deren grüne Pflanzenkübel von einem köstlich duftenden Pyramidenbau maskiert wurden, aus dem Maiglöckchen, Hyacinthen, Fliedertrauben, Azaleen und farbenprächtige Kamelien die zarten Köpfchen erhoben.

Graf Lehrbach schritt achlos über den purpurnen Teppich an der inmitten der Blumen plätschernden Fontäne, die ein Triton fest aus vergoldetem Becken emporblies, vorüber in den angrenzenden Salon. Alterthümliche,



damastrauschende Pracht leuchtete ihm entgegen, von der gepreßten Sammettapete, die den überlebensgroßen Gemälden fürstlicher Anverwandten das Relief gab, von den Wandpolstern, Kauseusen, Sesseln, Draperien bis zu dem schwellenden Teppich herab in verschiedenen geschmackvoll abgetönten Nüancen des Viel or spielend.

Unter leicht schaukelnden Bronzegehängen des Kronleuchters, hell beschienen von den verschiedenen Lichtern und Flammen, stand eine kleine Gruppe konversirender Herren und Damen. Die Herren in der Uniform der dienstthuenden Kammerherren, die beiden Hofdamen in hellfarbiger Seidenrobe, die den à coeur entblößten Hals mit Spitzen und einzelnen Blüten umrahmte.

Die kleinere der beiden Plaudernden hatte Lehrbach den Rücken gefehrt; ein dunkles Lockenköpfchen wiegte sich grazios auf schlankem Hals, ruhelos wie ein perpetuum mobile die cisrigen, etwas allzu geschmeidigen Bewegungen seiner Besitzerin begleitend, deren Gestalt sich in dem schillernden, eng anliegenden Seidenstoff wie eine kleine, goldgefrönte Schlange vom dunklen Teppich emporringelte.

Das war Komtesse Suzanne Aosta, die Südländerin mit den sprühenden Schwarzaugen, welche sich entschlossen hatte, die gerade vakante Stelle einer Hofdame einzunehmen, als ihr Vater, der italienische Gesandte, vom Schlag getroffen, seiner glänzenden Stellung entrisfen wurde.

Ihr gegenüber, wenig ladylike mit übergeschlagenen Füßen auf der Armlehne eines Sessels thronend, hatte

Fräulein Ilse von Dienheim, die Gesellschaftsdame der Prinzessin Sylvie, die Hände um das Knie gefaltet und starrte gähmend zu der Sprecherin auf. Das Licht brach sich in dem Glanz ihres aschblonden Haares, so daß es fast schien, als kräuselte sich dasselbe tiefergraut um das blasse, großgeschnittene Gesicht, aus dem sich zwei dunkelblaue, unendlich kalt und stolz blickende Augen unter festverwachsenen Brauen abhoben. Der Mund war flach und oft zu kleinen Grimassen verzogen, die Figur groß und knochig, derb in jeder Bewegung, und in Façon gedreht, welche der uralten Natur absolut entgegen und unkleidlich war, — alles in allem aber war Fräulein von Dienheim sowohl an Äußerem wie an Manieren der getreue Abklatsch der Prinzessin.

Lautlos war Lehrbach auf dem weiten Teppich nähergetreten. „Und coûte que coûte, ich ruhe nicht eher, als bis ich's den Herrschaften gesteckt habe — beiße mir lieber einen Finger ab, als daß ich diese Neuigkeit verschweige!“ hörte er gerade die Komtesse Susanna mit viel Schärfe in der Stimme sagen; dann schrak eines der glattgeschheitelten Kammerherrnhäupter aus seiner eifrig horchenden Stellung empor und lachte dem Kommenden leise entgegen. „Ah, voilà, unser Unentbehrlicher! Touchez-là, mon ami! Ich freue mich unendlich!“ und er reichte ihm die tadellos behandschuhte Rechte zum Gruß. A tempo fuhren die Köpfe herum. „Mein Gott, wie erschrecken Sie mich!“ glühten die italienischen Augen voll reizenden Vorwurfs zu ihm auf, und Lehrbach klappete, mit einer kurzen Ver-

beugung ringsum, die Sporen zusammen, faßte lachend das dargereichte Händchen der Aosta und blickte amüßigt darauf nieder.

„Wissen Sie auch, Komtesse, daß von dieser Miniaturausgabe wenig übrig bleiben würde, wenn Sie sich noch einen der Liliputzfinger abbeißen wollten?“ sagte er galant. „Das wäre ja ein schwerer Diebstahl an dem Glücke jenes Beneidenswerten, dem dieses Händchen zum Inbegriff des Lebens werden wird!“

„Au, mir wird schwach!“ dehnte sich Fräulein Ilse mit einer Grimasse, die jegliche Eitelkeit ausschloß, Gräfin Susanna aber zeigte in hellem Aufstichern die weißen Zähne und balancierte grazios auf den spitzen Stiefelhacken.

„Sie sind ein abscheulicher Mensch, Graf Lehrbach“, kokettierte sie, beide Hände auf den Rücken ziehend, „und wenn ich nicht gar so eingebildet auf meine Handschuhnummer wäre, würde ich Sie jetzt sogar für moant halten!“

„Um mir entsetzlich Unrecht zu thun!“ Ilse räusperte sich heftig und klappte mit dem Fächer gegen die Stuhllehne. „O, Sie Schandmaul!“ nickte sie ihm ohne jede Brüderie zu, und der Kammerherr an ihrer Seite lachte so herzlich, wie es ihm bei der engen Krawatte möglich war.

Lehrbach zwirbelte mit einem Kompliment gegen Fräulein von Dienheim den Schnurrbart. „Vor allen Dingen, meine Gnädigste, lassen Sie mich erst ein Examen für diesen neuen Titel bestehen“, lachte er, „und schlagen Sie mir in der Chronique scandaleuse das Kapitel auf,

welches Komtesse Susanne so sehr gegen Ihren kleinen Finger erzürnte, ich verspreche Ihnen im Voraus, daß ich nach Kräften mitraisonnieren werde!“

„Hoho! Nicht durchgehen, monsieur Günther le plus beau!“ brachte sich Gräfin Aosta mit einem Fächerklapps gegen den Arm des jungen Offiziers in Erinnerung; die beiden Kammerherren hüstelten unschlüssig und wechselten einen schnellen Blick. Ilse aber machte eine gymnastische Übung mit den Armen und sagte trocken: „Man muß nur da raisonnieren, wo man Kapital daraus schlägt, also warten Sie, bis Ohren in Ihrer Nähe sind, die gleichzeitig aus Ihrem Zorn den schmeichelhaften Eifer eines Tiefentrüsten hören!“

„Superbe!“ applaudierte einer der Herren mit beiden Daumen, Ilse aber fuhr gleichgültig fort: „Die alte Gйтspinne, die Frau Landstallmeisterin hat 'mal wieder ihrer Bosheit Luft gemacht, und Prinzess Sylvie und mich mit ihrem Interesse beehrt; — bah, was ich mir dafür kaufe! Meinemwegen kann sie schimpfen bis sie schwarz wird!“

„Über Prinzess Sylvie?“ Lehrbach trat näher und grub die Zähne in die Unterlippe.

„Ja, denken Sie doch, Graf, welch eine unglaubliche Impertinenz!“ fuhr Susanna mit schneidender Stimme dazwischen. „Erdreistet sich diese unverschämte Person in offiziellem Damen-Kaffee, — natürlich zumcißt Kreaturen aus dem Pavillon! — von Prinzess Sylvie und Ilse, als von der ,tollen Prinzess mit ihrem Rüchendra-goner“ zu reden! Mir liegt daran, daß solch eine

Frechheit höchsten Orts bekannt wird, damit die Herrschaften doch wissen, an was für liebe Freunde sie ihre Güte und Hulb verschwenden!"

„Und vor allen Dingen was für Dank sie an dieser Fremden ernten!“ warf der eine der Kammerherren giftig ein. „Das hat aber Serenissimus davon, daß er absolut seinen Marstall nach auswärtigem Muster einrichten wollte, und diesen arroganten Herrn Ausländer hierher beruft, der sich als kaiserlicher Unterthan berechtigt glaubt, auf uns Kleinstaatler mit gerümpfter Nase herabzublicken! Wir brauchen und wollen keine fremden Elemente hier, wir genügen uns völlig entre nous!“

„Das will ich meinen!“ sekundierte die Aosta mit leise zitternden Nasenflügeln. „Ich fürchte, das Kuckucksei wird Seiner königlichen Hoheit noch manch liebes Mal recht unbequem im Neste werden, so unbequem vielleicht, daß er bittere Sehnsucht nach verschmähten Landeskindern bekommt!“

„Auf alle Fälle würde ihm das erspart geblieben sein, hätte er damals, nach unser aller aufrichtigem Wunsch Ihren Herrn Schwager zum Landstallmeister befördert, Komtesse!“ schaltete der Kammerherr ein, und es zuckte dabei um die farblosen Lippen ein gewisses Etwas, das auf Fräulein Ilse's Antlitz einen leicht mokanten Reflex fand; Günther aber warf mit etwas rauhem Aufschlagen den Kopf in den Nacken und sagte leichtthin: „Ich glaube, die Herrschaften legen diesem Altweiberklatsch viel zu viel Gewicht bei! Mon Dieu, ich bin selbst in der Wahl von

Menschen, über die ich mich ärgere, sehr exklusiv, und werde namentlich einer Frau von Norbach niemals die Ehre angedeihen lassen, irgend welche ihrer Äußerungen oder Kritiken für kompetent zu halten!“

„Das haben Sie allerdings durch Ihr letztes Bonmot bewiesen, Graf!“ lachte Susanna hell auf.

„Durch welches?“ — Ilse schaute interessierter denn gewöhnlich drein, und ließ den Fächer sinken, den sie gerade vor den weit geöffneten Mund gehalten hatte. — Auch Günther selbst blickte momentan fragend auf die Gräfin nieder.

„Nun, die Sache mit dem Heringsalat!“

„Kenne ich nicht! Bitte, schießen Sie los, Graf!“ — und Fräulein von Dienheim sprang von der Sessellehne mit beiden Füßen zugleich auf das Parkett hernieder und stellte sich erwartungsvoll vor Lehrbach hin, — wie Schatten glitten auch die beiden Herren näher.

„Ach machen Sie doch keine Schnacken!“ wollte der junge Offizier abwehren, aber Gräfin Aosta ergriff bereits mit vieler Lebhaftigkeit das Wort.

„Denkt euch doch nur, welch süperber Wit! Als es neulich bei einem der fürchterlichen Norbachschen Thees mit Musik wieder den unvermeidlichen Heringsalat gab, flüsterte mir der abscheuliche Mensch da ins Ohr: ‚Sagen Sie mal, Gräfin, hier wird wohl der Heringsalat im Vorrat für die ganze Saison in der Badewanne angerührt?‘“

Schallendes Gelächter, so laut, wie es dieser Salon

außer aus Prinzess Sylvies Mund, wohl kaum je gehört hatte, unterbrach die Sprecherin, dann wandten sich aller Köpfe erschrocken nach der seitlichen Flügelthür zurück, die leise geöffnet wurde. Der Ordonnanzoffizier des Prinzen Alexander glitt auf unhörbaren Sohlen in den Salon, mit schnellem, ruhelos flackerndem Blick die Gruppe der Plaudernden, sowie den ganzen Raum bis zum fernsten Winkelchen überfliegend, dann trat er mit seinem stereotypen Lächeln unter etlichen Verneigungen schnell herzu.

„Herrschaften werden im Augenblick eintreten!“ flüsterte er mit gedämpfter Stimme und sehr wichtigem Gesicht.

Günthers Auge überflog schnell die schwächliche Gestalt des Ankömmlings mit dem hartlosen fränklichen Gesicht, auf dessen Stirn ein rötlich blonder Engländerischeitel getämmt war, sein Blick ruhte auf ihm so wie andere Leute vielleicht einen nickenden Porzellanchineesen auf dem Kamin ansehen und ihm wieder nicken.

„Ach!“ jagte er in einem Ton, der jovial hätte sein können, wenn ihn nicht ein allzupöttisches Lachen durchflungen hätte. „Haben Sie auch Ihrem Herrn und Gebieter hübsch die Gummischuhe angezogen? Es hat geschneit draußen!“

Ein Zucken lief über aller Gesichter und die lauernden Augen des Angeredeten bohrten sich einen Augenblick scharf wie Dolchspitzen in Lehrbachs übermütiges Antlitz; dann schien es, als würden die Büge wieder mit Gewalt in die verbindlich lächelnden Falten und Fältchen gelegt, und Herr von Neuenstein drohte scherzend mit dem Finger.

„Aus Ihnen spricht der gelbe Neid, Graf, Sie gönnen mir meine neue Würde nicht!“ lachte er etwas gezwungen auf.

„Da sei ja Gott vor!“ mokierte sich der Husar, unter der Miene größter und heiterster Liebenswürdigkeit. „Im Gegenteil, Verehrtester, ich gerade habe mich am meisten über Ihre Ernennung gefreut, denn ich wußte am besten, wie sauer Sie es sich haben werden lassen, all' jene kleinen Absonderlichkeiten Seiner Hoheit zu studieren. Ich bin auch überzeugt, daß kein anderer diese schwierige Stellung mit mehr Eifer und Aufopferung ausfüllen kann, als gerade Sie!“

„Ganz recht, Graf Lehrbach, und ich hoffe, auch meinen lieben Freunden beweisen zu können, wie ich dieser gewichtigen Stellung vollkommen gewachsen bin!“ entgegnete Neuenstein — ein Ausdruck namenlosesten Hohnes schürzte dabei die Lippe über die Oberzähne — dann wandte er sich schnell zur Seite, nach der Mittelthür des Salons Front machend und sein penibel frisiertes Haupt bis fast zum Parkett hinab vor den Herrschaften neigend, die soeben, gefolgt von der verwitweten Hofmarschallin, eintraten.

Die Herzogin-Mutter trug eine bordeauxrote Robe aus stumpfem Atlas, mit einer Koiffüre von Crèmespitzen und breiten spangenartigen Rubinnadeln; ihr naturkrauses, noch wenig ergrautes Haar umrahmte die Stirn, wurde von dem Spitzenbandeau schlicht zurückgenommen und fiel kurzgeschnitten, von einem Invisible zusammengehalten,

bis auf Schulter und Nacken hernieder. Ihre Figur war groß, schlank und stattlich, ihre Haltung stolz und sehr gemessen, voll viel natürlicher Hoheit. Die scharf geschnittenen Züge des noch sehr frischen Gesichtes veränderten sich wenig, obwohl Ihre königliche Hoheit viel und sehr animiert sprach; nur in den großen, sonst so kühl und oft erbarmungslos ernst und klug blickenden Augen blitzte und flammte zuweilen das Leben auf, voll magnetischer Gewalt auf den Zuschauer wirkend, anregend und begeisternd in dem einen Augenblick, um in dem anderen Herz und Seele in eisiger Befangenheit erstarren zu lassen.

Der regierende Herzog hatte diese Augen geerbt, ebenso den scharf geschnittenen Mund der Mutter, dessen geneigte Winkel dem ganzen Antlitz leicht einen herben und unerbittlichen Ausdruck gaben. Er schritt an ihrer Seite; die Hand der Herzogin ruhte fest auf seinem Arm.

„Ah, voilà, unser guter Lehrbach!“ nickte sie im Eintreten dem jungen Offizier voll schmeichelhaftester Freundlichkeit zu. „Wieder zurück von Treibjagd und Turf? Recht so, mon ami, wir können uns die liebe Residenz hier gar nicht ohne ‚Sonnenschein‘ vorstellen!“ Und sie streckte ihm die Hand entgegen, welche Graf Günther mehr chevaleresk als devot an die Lippen zog.

Auch der Herzog begrüßte ihn in fast familiärer Weise. Prinzess Sylvie wandte den hochfrisierten Kopf nach Fräulein von Dienheim zurück, die sofort nach ihrem Eintreten hinter sie geschlüpft war und eifrig zu tuscheln

hatte, und sagte in nicht allzu leisem Flüsterton mit einem Blick auf Lehrbach: „'s ist wirklich zu toll, der Kerl wird alle Tage hübscher!“

In dem kleinen „Richtersalon“, der seinen Namen den vielen köstlichen Gemälden dieses Meisters verdankte, welche, an den Wänden hängend oder auf Staffeleien aufgestellt, sämtlich in diesem Zimmer vereinigt waren, beleuchtete eine Lampe mit drei Glocken die beiden reich servierten Theetische. Schleier von rotem Seidenpapier dämpften auch hier das Licht, wie in allen Räumen der Herzogin=Mutter, und warfen einen magischen und sehr vorteilhaften Widerschein auf die Gesichter der Anwesenden.

Vor dem Sopha, dessen gerade Lehne sich wie bei einem hochgeschnitzten Kirchenstuhl erhob, stand der kleinere, nur mit sechs Bedecken belegte Tisch, an dem die Herrschaften selbst Platz nahmen; etwas zur Seite, inmitten des Salons, befand sich die Marschalltafel für die Kammerherren und Hofdamen. Diese Anordnung war heute allerdings nur als Ausnahme durch den beschränkten Raum bedingt, da an sonstigen Tagen, wenn der Thee nicht bei der Herzogin, sondern in den offiziellen Salons eingenommen wurde, die nächste Umgebung der Herrschaften an einer Tafel mit denselben speiste.

Graf Lehrbach war zu Fräulein von Dienheim an den zweiten Tisch zurückgetreten, die Herzogin=Mutter aber wandte den Kopf und rief: „Ich wünsche das interessante Portefeuille nebst allen neuen Skizzen und

den Verfasser derselben in meiner Nähe zu haben!“ Mit huldvollstem Lächeln neigte sie den Fächer gegen den Sessel zu ihrer Seite, den Lehrbach mit lächelnder Vereinerung und einem: „Königliche Hoheit machen meine bescheidenen Striche zu meinem beneidenswertesten Reichthum!“ einnahm. Zur anderen Seite der hohen Frau saß der Herzog, neben ihm die verwitwete Hofmarschallin, und vis-à-vis Prinzess Sylvie und Prinz Detlef, ein hochaufgeschossener, junger Mann mit ziemlich unbedeutendem, etwas arrogantern Gesicht, um welches der erste Flaum eines Backenbarts sproßte. Sein Anzug war von markiert englischem Schnitt, seine Bewegungen erinnerten an die nonchalante Art seiner Schwester, nur etwas blasierter wiedergegeben. Einzelne kleine Angewohnheiten, zum Beispiel, das silberne Armband mit der gigantischen Georgsmünze zu tragen, die Art und Weise des Trinkens und Rauchens kennzeichneten ihn als Angehörigen des Korps der Saxe-Borussen, wie er auch die Farben dieser Verbindung stets mit großem Stolz und ziemlich ostentativ zur Schau trug.

Die Lakaien beschreiben ihre lautlosen Zirkel um die Tafel, präsentierten auf silbernen Platten und füllten die mit zarten Arabesken geschliffenen Gläser. Die Unterhaltung war allgemein und animiert. Nur die Herzogin-Mutter war schweigmächtig als sonst und starrte nachdenklich auf die kleinen Silberamoretten, welche am Fuß einer Fruchtschale lagerten.

Prinzess Sylvie aß hastig und warf nur hie und da

eine ihrer drastischen Bemerkungen zwischen das Gespräch, zeitweise sich nach Fräulein von Dienheim umwendend, die schräg hinter ihr am Nebentisch saß, um mit ihr in unverständlichen Gesten und Stichworten zu verkehren.

Die Herzogin erhob sich heute noch früher denn sonst, legte die Hand auf den Arm ihres Sohnes und ließ sich in den Musiksalon zu einem bequemen Sessel führen, um auch hier Graf Lehrbach mit ein paar schmeichelhaften Worten an ihre Seite zu rufen.

„Nun kommt das Dessert, lieber Graf, für welches uns Ihr Fleiß hoffentlich Sorge getragen hat!“ lächelte sie, einen großen Federsächer vor der Brust entfaltend. „Ich habe bereits Wunderdinge von Ihrer Robinsonade auf Lehrbach gehört und freue mich sehr auf Ihre ‚illustrirte‘ Erzählung.“

Prinzeß Sylvie zog sich geräuschvoll ein Taburett an Lehrbachs Seite, zog Ilse mit kräftiger Hand neben sich nieder und neigte sich dann neugierig über das Portefeuille, welches Günther mit einigen galanten Redensarten seiner Brusttasche entnahm.

„Eben ist Onkel Alexander gekommen“, sagte sie mit einer Handbewegung nach dem Nebenboudoir, „und hat sich bereits den Spieltisch vors Sopha gezogen. Wir wollen schnell anfangen in Ihren Souvenirs zu stöbern, sonst holt man Sie am Ende noch weg, Graf!“ Ihr Blick traf schnell das Auge Günthers und richtete sich dann schmollend gegen die Thür, durch welche die etwas gebeugte Gestalt des alten fürstlichen Herrn eintrat.

Kurze, etwas gelangweilte Begrüßung; dann rief Herzog Franz Eginhard mit heiterem Lachen:

„Na, komm nur, Dufel, und nimm es noch ein Stündchen mit mir als Gegner auf! Ich sehe schon, der Graf ist mal wieder unentbehrlich und würde auch allzusehr unter einer Veränderung leiden; Glück am Spieltisch hat er nicht, am Theetisch aber desto mehr, alors laissez le courir!“

Prinzeß Sylvie stieß Ilse an, und beide kicherten hinter den Fächern, Günther aber verneigte sich, zuckte lachend die Achseln und sagte mit der schalkhaften Miene gefränkter Unschuld: „Der Rest ist Schweigen, Königliche Hoheit!“

Herzogin-Mutter nickte huldvoll und wandte sich, nachdem die Herren in das Boudoir zurückgetreten waren, zu ihrer Hofdame: „Liebe Aosta, ich habe rechtes Verlangen nach Ihrem scharmanten Wagnerpotpourri. Sie sind wohl so lebenswürdig, uns damit zu erfreuen?“ Die Komtesse verneigte sich schweigend, biß die Zähne zusammen und schritt zu dem Flügel, um mit mißmutigem Gesicht das Instrument zu öffnen. In demselben Augenblick trat Prinz Detlef hinzu und nahm voll lebenswürdigen Eifers die Noten zur Hand. „Spielen Sie für Ihren entzücktesten Zuhörer, Gräfin!“ flüsterte er, sich dicht zu dem Lockenköpfchen niederbeugend. Wie mit einem Zauber Schlag lag strahlender Sonnenschein auf den beweglichen Zügen der Südländerin, und ihr dunkler Blick flammete als stumme Antwort zu ihm auf.

Leise schlug sie die weichen Akkorde an. Der junge Fürst lehnte vor ihr an dem Instrument und verwandte keinen Blick von den rosig überhauchten Gesichtchen, das sich seiner pikanten Schönheit wohl bewußt, recht vorteilhaft im Profil präsentierte, und hie und da mit zauberisch blitzenden Augen zu dem „entzücktesten Zuhörer“ aufschaute.

Da langweilten sie sich alle beide nicht. Von dem Nebentisch schmetterten mitten in die süßen Klänge des Liebesliedes aus der Walküre die unmelodischen Lachsalven Sylviens und Isens, die, immer näher zu dem köstlich interessanten Skizzenbuch rückend, die Köpfe jubelnd zusammensteckten.



Herzogin-Mutter wehte mit dem Spitzentuch über das echauffierte Gesicht und winkte dem jungen Grafen ein atemloses: „Hören Sie auf, Sie mokanter Mensch, sonst hat mich Groß-Stauffen auf dem Gewissen!“ Dabei hielt sie die Skizze mit „Pastors auf dem Gartenhaus“ in der Hand und lachte Thränen.

„Das Gänseliesel muß ich sehen und wenn ich zu Fuß nach Groß-Stauffen traben müßte!“ rief Sylvie mit einem bekräftigenden Fächerschlag auf die Tischplatte.

„Das ist ja zum Schreien komisch. Wenn ich mir die Tanzstunde vorstelle, Sie als *maitre Rocco* und den braven Hattenheim als *Executeur eines graziösen, Balancez'*, hahaha! . . . Da ist er ja! Bravo! . . . Brillant, o, und diese dicke Maschine ist wohl Tante Renate! . . . Unglaublich, Graf, Sie sind ein wandelndes Fegefeuer! . . . Aber vorzüglich, man sieht die Leute vor sich, und hier, Gott erbarme sich! Mama, sieh dir mal die alten Pastorschen an!“ Sylvie schob das Blatt über den Tisch, warf sich in den Sessel zurück und gab ihrem Amüsement so herzhaften Ausdruck, daß Komtesse Susanna ihr Spiel mit einem grellen Afford abbrach und ebenso wie Prinz Detlef mit wenig Schritten an den Tisch schaffierte.

Gleichzeitig erschien der Herzog in der Thür, hinter ihm, voll stierer Neugierde, die Gesichter der Kammerherren.

„Bitte, dearest love — sieh dir diese Dinger hier an!“ — rief Sylvie dem Bruder mit hochrotem Kopf entgegen, und alles drängte näher, schaute, lachte und lauschte mit köstlichem Behagen den Erzählungen Lehrbachs, der Groß=Stauffen und seine Bewohner in erbarmungsloser, aber höchst amüsanter Weise mit Wort und Stift — — — massakrierte.

„Groß=Stauffen? . . . Freiherr von Wetter?“ — Der Herzog blickte plötzlich nachdenklich auf.

„Ich habe diesen Namen ganz kürzlich, erst dieser Tage nennen hören, aber in welchem Zusammenhange doch? . . . Wetter . . . Wetter von Stauffenberg . . .

alter Landadel . . . ich dünkte, der Hofmarschall hätte irgend eine Meldung gemacht.“

„S wo! — du wirst bereits von den Aventüren dieses Pfadfinders hier gehört haben, welche die ganze Stadt mehr alarmieren, als das neueste Werk von Wilhelm Busch!“ lachte Sylvie dazwischen. Franz Eginhardt schüttelte noch immer nachdenkend den Kopf, Herr von Neuenstein aber schlängelte sich geschickt näher, verneigte sich mehrere Male und senkte sehr devot das rotblonde Haupt. „Königliche Hoheit gestatten, mit meinen bescheidenen Kenntnissen zu Hilfe zu kommen!“ flüsterte er. „Durch Zufall erfuhr ich von Excellenz dem Oberhofmarschall, daß sich eine Familie Wetter von Stauffenberg aus Groß-Stauffen zur Teilnahme an den Hoffesten der kommenden Saison angemeldet habe, und zwar — wie der sehr originelle Brief bemerkt — auf freundliche Einladung des Grafen



Lehrbach hin!“ — Ein fast boshafter Zug schlich sich bei diesen letzten Worten um die schmalen Lippen des Sprechers, mit gewisser Spannung beobachtete er die Wirkung seiner Malice und prallte ganz überrascht zurück, als sich ein schallendes, jubelndes Gelächter erhob, in welches Günther am herzlichsten einstimnte.

„Das haben Sie ja vortrefflich gemacht, Graf!“ rief Prinzess Sylvie entzückt. „Dafür sollen Sie mich bei der ersten Schlittenpartie — en dépit de tout le monde — als ‚jüngster Leutnant‘ fahren, und selbst wenn Sie umkippen, soll das keinen Einfluß auf meine gute Meinung über Sie haben!“

Günther kreuzte die Arme über der Brust. „Das Gänsefiesel wird zum glücklichen Stern meines Lebens, Hoheit, und zahlt mir auf all meine Stacheln mit lauter Rosen zurück.“

Der Herzog aber rief heiter: „Ganz recht so! Das war der Anlaß, daß man mir den Namen nannte, finde es Unrecht, daß sich eine der ältesten, angejessenen Familien des Landes so lange zurückgezogen hat, um in so trauriger Weise zwischen Stall und Pferdekoppel zu verfauern. Da können Sie als wandelnde Chronika mir auch wohl sagen, bester Neuenstein, wann wir die Herrschaften zuerst hier begrüßen werden?“

Prinzess Sylvie ließ den Fächer fallen. Der Douananzoffizier schob dienstbeflissen hinzu, hob ihn auf und überreichte ihn mit krummem Rücken, dann wandte er sich wieder zu dem Herzog:

„Ich bin in der glücklichen Lage, auch hierüber Auskunft geben zu können, Königliche Hoheit. Baron von Wetter wünscht Mitte nächsten Monats anlässlich der allerhöchsten Geburtstagsfeier mit Gemahlin und Fräulein Nichte hier selbst präsentiert zu werden!“

„Nächsten Monat schon!“ jubelte es im Kreise. Komtesse Susanne deutete auf die sehr karikierte Zeichnung der „Tante Renate en revers de médaille“, preßte aufprustend das Spizentuch gegen die Lippen und rief: „Aber doch hoffentlich nicht in dem Kostüm?“ Ilse fügte trocken hinzu: „Da sei Gott für, die macht ja sonst die Lakaien scheu!“

„Ich stehe für nichts ein“, verwahrte sich Günther übermütig, „höchstens für allgemeine Heiterkeit und einen sehr originellen Karneval mit Kostüm aus der guten alten Zeit!“

Da rief Prinz Alexander ungeduldig zu dem unterbrochenen Spiel zurück. Reucenstein stürzte dienstfeurig näher und glättete eine umgeschlagene Teppichecke vor den Füßen des Herzogs, und Prinz Detlefs Augen persuadierten Gräfin Sujanna zum Schluß des „Liebesduetts“ an den Flügel.

Günther aber saß behaglich zwischen Herzogin-Mutter und Prinzess Silvie und kannte niemanden auf Gottes weiter Welt, der glücklicher und zufriedener mit sich gewesen wäre, denn er.





Entblättert die Rebe vom Sturm bewegt,
 Aus Fenster die letzte Kante schlägt,
 Feucht rieselt das Laub, verwehlt und dürr,
 Wirbelt's umher in tollem Gewirr!

Gierordt.

VIII.

Lange, einsame Monate waren über Groß-Stauffen
 hingezogen. Wohl hatte die Herbstsonne noch
 voll heuchlerischer und wolkenloser Pracht am
 Himmel gestanden, so daß ein paar späte Rosenknospen
 an der Schloßmauer zutraulich die zarten Kelche geöffnet
 und die Astern und Georginen auf den Gartenrabatten
 geglaubt hatten, es sei ihnen noch Frist zum Blühen und
 Hoffen gegeben. Aber in der Nacht war ein tückischer
 Reif gefallen, der hatte mit kühlen Lippen einen Kuß auf
 die Rosen gedrückt, daß sie bis in die tiefste Seele zu-
 sammenschauerten, weh und todesbang erbleichend, bis die
 Köpfchen hernieder sanken zu langem, langem Traum.

Dann waren dunkle Schatten über den Himmel ge-

zogen. Ueber die weite Ebene sauste ein kalter Sturmwind, der knickte das braune Schilf am Seeufer, peitschte die Wellen und klirrte wie grelle, tolle Lieder durch das Nöhricht. „Hu“, sagten die Leute, „hört ihr, wie die ungetreue Wäscherin die Leinen klatscht? Das sind böse Weifen, die sie singt!“

Der Wind aber flatterte mit grauen Schwingen ruhelos dahin, legte die letzten Halme über die Stoppelfelder, knarrte und piff durch den düsteren Nadelwald und rüttelte an den Läden und Turmschaltern des Stauffener Schlosses. Da wirbelten die letzten Blätter in den Staub hernieder, Josephine kam mit zerzausten Haaren heim und suchte sich ein traulich Gäßchen am warmen Ofen, um mit lächelnden Lippen und halbgeschlossenen Augen gar selige, sonnige Sommerlust zu träumen.

Tante Renate war geschäftiger als je. Sie ging mit sorgenvollgefalteter Stirn umher, seufzte oftmals tief auf und schüttelte das Haupt; kein Mensch glaubte wohl, wie schwer es war, so Haus und Hof für Monate voraus zu bestellen!

Auch Onkel Bernd stand nachdenklich vor den Ställen, schaute mit wenig vertrauensvollem Blick auf seine geliebten Pferde und dachte im Herzen: „Wie werde ich euch armes Luderzeug wohl wiederfinden? Werdet's merken, daß der Alte fehlt, daß sein Auge nicht mehr über der Haserkiste wacht! Na, in Gottes Namen, s' ist ja um des Kindes willen — die Phine soll tanzen und vergnügt sein, was hilft's da!“ —

Der kalte Novembertag war gekommen, die hohe,

gelbe Kutze stand vor dem Schloß und Pastorß rannten mit verweinten Augen ab und zu, um zahllose Schachteln und Kistchen und Kästchen in dem Innern des Ungetüms aufzustapeln. Dann kam Tante Renate im violetten Sammethut und dem kampferduftenden Pelzmantel, umarmte die schluchzende Pastorin und sagte: „Na, ich verlasse mich auf Sie, liebes Pfarrerchen! Sie sehen mir ab und zu 'mal nach dem Rechten und schreiben mir, wie's steht! Hätte selber geglaubt, daß ich leichter einen Kettig mit den Wurzeln aus der Erde zöge, als meine alten Knochen von Stauffen losriße, aber um der Rhine willen! Das Kind muß 'raus, Pfarrerchen, muß absolut 'raus! . . . Und somit Gott befohlen! Die Mustöpfe und das Backobst und was ich sonst noch in den Hausflur da gestellt habe, das nehmen Sie sich hübsch mit und essen Sie's alle gesund und vergnügt auf!“

Die kleinen Pastorß quietschten trotz des Trennungsschmerzes hell auf vor Freude und drängelten ungestüm um den dicken Pelzmantel: „Du leuwe Dling, ik krieg äwerst of wat aff?“

Nur Gretchen behauptete die dunkle Stimmung, und brachte noch allerhand Grüße von ihrem Bruder, der ein Abschiedsgebidt für die Rhine gesandt hatte.

Josephine bedankte sich ganz beschämt über so viel Liebenswürdigkeit und lud den zukünftigen Klassiker dringend ein, sie sofort aufzusuchen, wenn er die Universität in der Residenz beziehen würde. Seiner Krankheit wegen hatte er ja diesen Sommer ganz still verleben

müssen, aber vielleicht schon zu Neujahr kam er nach in die köstliche, große Stadt!

Mit vieler Umständlichkeit wurden zuerst die Tante, dann der sehr gerührte Onkel Bernd und zuletzt Josephine und Mademoiselle in die Chaise eingeladen, während Pastors ein herzerreißendes Jammergeschrei anstimmten und die Tücher schwenkten, alle mit überströmenden Augen, bis auf das kleinste, welches in praktischer Umwandlung nachschrie: „Du, oll' Bhining! Aewerst tom Swineslachten bist widder to Hus! Sonst krieg' ik min lütt Worst nich aff! Häst hiert?“

Und „Bhining“ beugte das Köpfchen weit vor und nickte und lachte und winkte „Ade!“ Mit brennenden Wangen, glückstrahlenden Augen und hochklopfendem Herzen schied Fräulein von Wetter von der Heimat. Nie waren ihr die Thränen ferner gewesen, als in diesem Augenblick, den sie mit Sehnsucht erharret hatte, der einen so großen Wendepunkt ihres Lebens bildete und der wie leuchtende Morgenröte dem feurigen Sonnenglanz des Glückes voranschwebte!

Wie das Vöglein, das aus dem kleinen, engen Ei geschlüpft ist, wonnevoll die Flügel dehnt und voll süßen Entzückens zum erstenmal die weite, freie, lachende Gotteswelt erblickt, so schaute auch Josephine halb hochmütig, halb verächtlich auf die zerbrochene Eierschale von Groß-Stauffen zurück, sie, der junge, flügge gewordene Vogel, der mit ungeduldigen Schwingen hinaus in die fremde, weite Welt flatterte, dem Glück entgegen!

Ihre Seele jauchzte den stummen Psalter tiefempfundener Wonne, all die süßen Gaukelbilder der Zukunft glitzerten durch ihren Sinn, all die seligen Träume der Vergangenheit lebten frischer auf denn je. Wie ein Zauberschleier senkte es sich über Herz und Auge, zog fester und leuchtender seinen rosenroten Faden und wallte wie ein magisches Blenden um eine weiße Männerhand, die den Purpurkelch einer Rose emporhielt. „Dies soll das Symbol Ihrer Zukunft sein!“ flüsterte es leise — bethörend in ihr Ohr.

O du glückselige Wanderlust!

Weißer Schneesternchen wehten um die Wagenfenster und hauchten einen dichten Reif dagegen. Da verschwammen die Tannen und Gebüsche draußen und lagen in tiefem Nebel, selbst der Stauffener Schloßthurm war von der Wegbiegung aus nicht mehr zu erblicken. Die grauen Wolken schienen tief auf der Erde zu liegen, gleich einer gewaltigen Scheidewand, die der Himmel selber zwischen das Vergangene und Künftige gestellt.

Lante Renate fand es sehr kalt und wickelte sich einsilbig in ihren Pelz. Onkel Bernd ließ die schwarze Ledertasche mit dem Proviant nicht aus den Armen und schlurrt mit den Füßen rekognoscierend über den Wagenboden, um ein Stück Fußsack zu erwischen.

Währenddessen dachte er auch einzig nur an seine armen Gänse daheim und an seine Wildschweine, Hirsche, Füchse und Hasen, die in diesem Winter gewiß ganz unverstämmt gewildert würden, weil der Herr nicht zu

Gaule war. Er seufzte tief auf und fügte in Gedanken hinzu: „Meine hübschen Ableger werden auch zum Deiwel sein, die Pastern vergift es doch gewiß, sie ordentlich zu gießen! Na, um der Phine willen! Mag's in Gottes Namen in die Welt hineingehen, einmal bläst es ja doch wieder zum Heimmarsch!“

Auch Mademoiselle war einsilbig und von der Außerordentlichkeit des Reiseereignisses etwas beklommen. Sie saß kerzengerade der Freistau gegenüber und verbiß sich mit wunderlichen Grimassen das Gähnen, hie und da voll Verzweiflung all die Schachteln und Pakete auf ihrem Schoß mit den hageren Armen umklammernd, wenn der holprige Fahrweg die Insassen der Chaise wie die Figuren in einem Kaleidostop durcheinanderschüttelte.

Das langweilte Josephine. Sie lehnte sich tief in die Wagenecke zurück, entfaltete Friedels Papier und las andachtsvoll und unendlich geschmeichelt die unsterblichen Reime, welche „nach großem Muster“ mit viel rührender Anhänglichkeit an Heinrich Heine den „Abschied von Josephine“ verherrlichten.

Fräulein von Wetter seufzte nach dem Durchlesen der Zeilen unwillkürlich laut auf und drückte des Dichterlings gepanzertes Sonett in heftiger Anerkennung gegen die Brust. Onkel Bernd aber schien förmlich auf eine derartige Kundgebung gelauert zu haben, denn er rückte eifrig auf seinem Sitz vor und blinzelte die junge Dame verständnisinnig an: „Nicht wahr hast Hunger, Phine?“

Die Gefangene schüttelte mit schwärmerischem Blick das Köpfchen: „Ach nein, Onkelchen!“

„Du hältst dir ja aber den Magen?“ beharrte der Rittmeister. „Hängt gewiß schief von dem verbeiwelkten Geruttele, da . . . hier haste ein Schinkenbrot, ich esse den Kameraden dazu.“

„Aber Bernd!“ wunderte sich Tante Renate schläfrig und schüttelte den violetten Sammethut, daß der verblaßte Penséesstrauß erschrocken vornüber nickte. „Wie weit soll's denn reichen, wenn jetzt schon das Gefuttere losgeht? Den Wein läßt du mir auf alle Fälle noch in Ruhe!“

„Wir fahren ja mit der Bahn, Mutterchen, und sind in anderthalb Stunden da!“ schmunzelte Onkel Bernd mit kräftigem Biß in die delikate Schnitte. „Du aber hast ebensoviel eingepackt wie vor fünfzehn Jahren, wo wir zwei Tage und zwei Nächte in dem alten Kasten hier troddelten. Willste auch ein Brot? — Da hier . . . eins mit Schlackwurst!“ Er drückte eifrig das Genannte in die mechanisch hingestreckte Hand der Gattin, die durch den riesigen Pelzhandschuh einen beinahe bezängstigenden Umjang angenommen hatte.

„Hier, Mamsell, auch was für Sie . . . na, man nur immer schlank weg! 's ist Käse drauf!“ —

Die gelbe Chaise aus Groß-Stauffen quiettichte langsam weiter durch den Schnee, dieweil es in ihrem Innern eine lange Zeit behaglich still blieb. Onkel Bernd hatte ein praktische Art, für Unterhaltung zu sorgen.

* * *

Der Zug fauste wie ein unglaubliches Märchengewand durch das weißverschneite, nordische Flachland und führte die Insassen der Groß-Stauffener Kutsche wie mit Zauberei dem Ziel entgegen. Zuerst mit einem Gefühl unendlicher Bangigkeit, dann mit jubelnden Entzücken schaute Josephine durch das Coupéfenster in die Gegend hinaus, welche schneller fast, als sie denken konnte, gleich einem Guckkastenbild an ihr vorüberflog.

Onkel Bernd hatte sich ihr gegenüber gesetzt, der großen Wärme wegen den Mantel abgelegt und sein bequemes Hausmützchen über die grauen Locken gezogen, ja sogar sein Pfeifchen hatte er sich anstecken dürfen. So, im Vollbesitz aller Behaglichkeit, hielt er mit Josephine gnädige Musterung über die vorbeiwirbelnden Dörfer, Felder und Waldungen und erinnerte sich schließlich an das schöne Lied aus seiner Jugendzeit: „Welche Lust gewährt das Reisen“, welches er leise vor sich hinbrummte.

Auch die Freifrau empfand zuerst unverhohlenen Vergnügen an der schnellen Beförderung auf einem ihr so ungewöhnlichen Weg, mußte aber dann all ihre lebenswürdige Aufmerksamkeit der armen Mademoiselle widmen, welcher das Reisen weniger Lust gewährte als Onkel Bernd, und die nun überzeugt war, daß der große Goethe sein „Der Menschheit ganzer Sammer faßt mich an“ einzig in einem gleichen Zustande so gewaltig wahr empfunden und niedergeschrieben hatte.

Schneller als es sich die Familie von Wetter jemals hatte träumen lassen, tauchten plötzlich die Ruppeln und

Türme der Residenz über der sandigen, jetzt wie ein endloses Schneemeer daliegenden Ebene empor, nur hie und da noch durch eine kurze Strecke hochstämmigen Kiefernwaldes verdeckt, an welchen sich bereits die entfernt liegenden Fabriken und Eisenwerke der westlichen Vorstadt angeschlossen. Ein unaussprechliches Gefühl schnürte das Herz Josephinens zusammen. „Wieder in seiner Nähe! Vielleicht schon in wenigen Minuten an seiner Seite!“ jauchzte es in ihr auf. „O du langes, schmerzliches Warten und Harren, daß du nun für immer zu Ende bist!“ Und sie preßte das glühende Gesichtchen gegen die Fensterscheibe, in deren Eisdecke sie eine große offene Stelle gehaucht hatte, und spähte dem Perron entgegen, auf welchem er vielleicht stand und sie erwartete.

Mit gellendem Pfeifen brauste der Zug in die verdeckte Glashalle ein, wüster Lärm, Schreien, Rollen, Lachen und Läuten drang fast betäubend auf sie ein, dann riß der Schaffner die Coupéthür auf. „Behn Minuten! Für Braubach, Zeuten und Drömnitz den Zug wechseln!“ schrie er mit Löwenstimme, und Onkel Bernd, welcher bereits marschfertig beladen dastand, rief ein ängstliches: „Schnell, schnell doch — raus!“ und schob Josephine vor sich her, in die wogende fremde Menschenflut hinein.

Da fielen die ersten bitteren Tropfen in den Kelch der Reiselust. Tante Renate steuerte mutig dem Wartesaal entgegen, ein wenig devoter Dienstmann mit dem Gepäck neben ihr her und Onkel Bernd schimpfend hinter-

drein; denn die Leute hier waren sämtlich unverschämt grob und hatten für seine umständliche Art absolut kein Verständnis. Außerdem wollte er in keinem Hotel-omnibus, sondern in einer Droschke fahren, was der Hoteldiener aber energisch verweigerte. „Na, dann zum Teufel, immer schlant weg und mang die Weindrosseln!“ fauchte er endlich mit zornrotem Kopf.

Mit angstvollen Augen spähte Josephine über die Menge, freudig aufzuckend, wenn sie eine schmucke Husarenuniform gewahrte, und doppelt enttäuscht, wenn der Träger derselben ein Fremder war. „Er weiß es ja nicht, wann wir kommen!“ tröstete sie sich schließlich, „und die Überraschung wird doppelt groß sein!“ Und sie folgte Tante Renate und wunderte sich, daß alle Leute ihr nachsahen und lachten.



„Du, guck aber mal die Sturmhaube!“ hörte sie gerade einen stumpfnasigen Jungen rufen und sah, wie er die rotgefrorene Hand, nach der Freifrau violetterm Hut deutend, emporhob; „die kommt von der Maskerade! Ah, komm, da machen wir hinterdrein!“

Ganz erstaunt starrte Josephine die frechen Bengel an, welche, Grimassen schneidend, neben Tante Renate herhüpften. „Aha, sie kennen uns nicht!“ dachte sie, „wir sind ja ganz fremd hier, und der schöne Staatshut sticht ihnen in die Augen!“ Und mit überlegenem Lächeln fletterte sie in den großen Hotelomnibus, welcher sie endlich zum Ziel bringen sollte.

Dichter und dichter fiel der Schnee; es war schon so dämmrig, daß man die Gesichter der Straßenpassanten nicht mehr erkennen konnte, hier und da flammten die hellen Lichter in den Läden auf, und es war ein Wagengerassel, Stimmengewirr und Lärm um sie her, daß Josephine mit schwerem Köpfchen die Augen schloß.

„Das Kind ist auch ganz herunter!“ nickte Tante Renate, „es war eine stramme Tour, und meine Knochen sind wie gerädert! Jetzt wird oben in unseren Stuben zu Nacht gegessen und dann marsch ins Bett; soll doch übermorgen zum Ball nicht wie ein Käse aussehen, die Böhne!“ Und Tantchen raffte die Schachteln zusammen und erhob sich tief aufseufzend: „Gottlob, nun sind wir da!“

Vor dem hohen Spiegel saß Josephine und wurde von Tante Renate eigenhändig zum Hofball frisiert.



„Hübsch glatt und ordentlich, damit die Strähnen nicht gleich nach dem ersten Tanz um den Kopf fliegen!“ sagte die Freifrau und drehte die schönen, blonden Haare so fest und steif an dem Wirbel zusammen, daß sie wie ein glänzender, spitz abstehender Kautz dem schlanken Köpfschen gar wunderliche Façon gaben. Dazu wurde die Pomade nicht gespart, jedes Bäckchen über der Stirn mußte fest gekleistert anliegen, so glatt, daß man sich in den flach zurückgerissenen Haaren spiegeln konnte, und oben darauf, rund um den Flechtentknoten legte Tante Renate nun den dicken Kranz weißer und roter Kamelien, welchen sie persönlich mit genauer Angabe der Größe beim Hofgärtner bestellt hatte; denn Rhine sollte frische Blumen tragen, wie das dazumal auch Mode gewesen war, als die Freifrau noch als Komtesse Malwitz hier am Hofe getanzt hatte.

Mit großen, glückstrahlenden Augen lächelte das junge Mädchen ihrem Spiegelbilde zu. Sie fand sich allerdings sehr anders aussehend als sonst, aber entschieden höchst gepuht und der Feierlichkeit vollkommen angemessen; auch sagte die Tante, sie musternnd nach allen Seiten drehend: „So, nun bist du fertig und siehst recht manierlich aus! Auch der Kranz sitzt wie angenagelt und kann dir beim Tanzen nicht herunterfallen; dennoch bitte ich mir aus, daß du nicht zu wild bist, Rhine!“

Fräulein von Wetter schlang die schönen, weißen Arme, so rund und lieblich geformt wie die der tanzenden Marmorodaliste auf dem Kamin, voll stürmischer

Bärtlichkeit um die Sprecherin und küßte sie stumm auf den Mund. Das kleine Herz war zu voll, um Worte zu finden, welche alles hätten aussprechen können, was sie empfand.

„Und nun das Kleid angezogen!“ fuhr die Freifrau diktatorisch fort. „Hast du schon die vier weißen Röcke an?“

Josephine nickte eifrig und sah an sich nieder auf die breit abstehenden, steif gestärkten Jupons, welche ihrer Zeit die weiteste der Krinolinen überspannt hatten; die schlankte Gestalt verschwand darin wie in einer aufgeblähten, unförmigen Wolke, aber die alte Dame sagte ruhig: „Bleib mit den Händen davon; die drücken sich schon mehr als genug im Wagen zusammen!“ Und sie öffnete den großen Schließkorb und hob vorsichtig ein weißes Tüllkleid heraus, frisch gebügelt und gesteift, ein wahres Prachtstück von feinsten Stickerei.

Die Augen des jungen Mädchens strahlten vor Wonne, zärtlich strich sie über die vielen Volants, welche so duftig und reich mit den köstlichsten Blütengewinden bestickt waren, eines über das andere fallend, und „echte“ Spitzen sogar daran; o, selbst die Prinzessin wird ein solch kostbares Kleid nicht aufzuweisen haben.

Auch Tante Renate blickte mit wahrer Bärtlichkeit auf das prächtige Stück hernieder.

„Ja, ja, Phinchen, darin habe ich einstmal große Triumphe gefeiert“, nickte sie mit seltener Weichheit in der Stimme, „war der Tag, wo ich meinen lieben Alten zum erstenmale sah. Trat mich auf den Fuß, als er

mit der kleinen Brandau einen stürmischen Galopp tanzte, und da sprachen wir zum erstenmal ein Wort zusammen, tanzten auch gleich eine Extratour; ja, ja, kleine Urjachen und große Wirkung! So, mein Herzchen, und nun halt den Kopf steif, daß ich dir den Rock überwerfe, hier die Taille . . . bleib mit den Händen davon! Und spud dich ein bißchen, es schlägt schon halb!“

Mit sehr echauffiertem Antlitz vollendete die Freifrau die Toilette der jungen Dame, band ihr die buntfarbig geflamme Seidenschärpe, welche vor fünfundzwanzig Jahren gewiß einmal sehr modern gewesen war, mit gigantischer Schleife um die Taille fest und steckte den Kamelienstrauch an die Schulter.

„Ist mir doch, als ob ich mich selber wieder jung sähe!“ nickte sie mit fast melancholischem Lächeln, „und weiß nun, wozu ich all die schönen Sachen so sorglich aufgehoben habe! Nun bist du fertig, Kind! Setz stelle dich dort in die freie Ecke an den Tisch und zieh dir die Handschuhe an, aber nicht etwa hingesezt! da soll das frische Kleid gleich schön aussehen!“ Und Tante Renate nestelte die lange Schleppe ihrer Staatsrobe, welche sie während ihrer Hilfsleistung emporgestreckt hatte, los und warf die weiße Barchentjacke ab.

Auch die Toilette der Freifrau erblickte unverändert nach zwanzigjährigem Todeschlaf heute die fürstlichen Säle wieder, durch welche sie ehemals als viel bewunderte Pracht gerauscht war.

Es war eine dunkellila Sammetfchleppe, welche über

ein Unterkleid von zart nüanciertem Damast fiel, in breiten Borden mit kostbaren Spitzen besetzt, welche auf der Vorderbahn durch grobe Amethystagraffen gehalten wurden. Obwohl Stoff und Points einen hohen Wert repräsentierten und weder vergilbt noch verlegen aussahen, so war doch der ganze Gesamteindruck der großen und ziemlich korpusculenten Erscheinung der alten Dame ein so unendlich altmodischer und ungewohnter, wie man ihn höchstens noch auf der Bühne an humoristischen Figuren gewohnt war.

Josephine streifte mit vieler Mühe und Ungeschicklichkeit die weißen Handschuhe an, sah sich dabei möglichst oft in den Spiegel und dachte mit glühenden Wangen: „Ach, wenn mich doch Pastors jetzt sehen könnten!“ Dabei wirbelten die Gedanken wie ein Heer bunter Schmetterlinge durch das kleine Köpfchen; all die neuen Eindrücke der beiden letzten Tage stürmten wieder auf sie ein, um ihre rege Phantasie und ihre so wie so schon sehr sensible Natur aufs höchste anzuspannen und zu erfüllen. Erstlich der so vollkommen fremde Anblick der Großstadt, welcher sich heute, am Geburtsfest des Herzogs, von ganz außergewöhnlich lebhafter und prächtiger Seite zeigte; dann die Parade mit den vielen Soldaten und der köstlichen Musik, welche sie just gesehen hatten, als sie bei den vielen Staats- und Hofchargen Visite fuhren und überall nur Karten abzugeben brauchten, und die vielen gepuzten Leute, welche sie alle so neugierig auf der Straße ansahen! Günther hatte sie noch nicht gesehen, obwohl sie

mit sehnfüchtig klopfendem Herzen von frühester Morgens-
stunde an am Hotelfenster gestanden und auf den Markt-
platz hinausgespäht hatte; auch unter den vielen Offizieren,
welche heute schon den ganzen Tag über in den ver-
schiedensten Uniformen dem Palais zuströmten, hatte sie
ihn nicht entdecken können. Aber nun! Nun ist es bald
überstanden, dies schreckliche Harren und Hoffen, und sie
wird in den Saal treten und sein überraschtes, fröhliches
Gesicht sehen, ach, und wird lachen vor Wonne und
Seligkeit, lachen, daß alles Leid darüber vergessen ist!
Vielleicht ist auch Gattenheim da! Das ist ihr aber
ganz gleichgültig, nach dem hat sie gar kein Verlangen
und würde noch kein Wort darum verlieren, wenn er
selbst im Pfefferland säße! Sie denkt nur an einen,
geht nur um dieses einen willen zum Ball und würde
ihr Herzblut für ihn hingeben, wenn's verlangt würde;
sie hat ihn ja so lieb, so herzlich lieb, diesen einen!

Da trat Onkel Bernd im Frack und weißer Weste mit
seinen Orden im Knopfloch mit hochfrisierter Tolle aus
dem Nebenzimmer herein.

Er war den ganzen Morgen schlechter Laune gewesen,
weil Tante Renate die Dinereinladung für den Nach-
mittag vor dem Ball nicht angenommen hatte. „Weil's
zu viel wird, und ich keine doppelten Kleider zurechtzu-
machen habe!“ hatte sie gesagt, aber der Rittmeister hätte
gewiß viel mehr Vergnügen an dem Diner als an dem
langweiligen Ball gehabt.

„Na, 's ist um der Böhne willen!“ hatte er endlich

resigniert geseufzt, und war schnell noch 'mal die Hauptstraße hinabgegangen, um sich eine weiße Krawatte zu kaufen.

„Nu, Alte, sind wir's?“ fragte er schmunzelnd, stellte einen Teller mit belegten Bröddchen und zwei Eiern vor sich auf den Tisch und fuhr eifrig fort: „Ehe wir weggehen, wird aber noch ein Brot gegessen, damit uns nicht blüme-
rant wird! Kan-
marschiert, Phin-
chen! Da haste ein paar harte Eier und eine Butterjchnitte, nun mal immer schlant weg; ist ja nur ein Ohnmachts-
happen!“



Josephine sträubte sich aus Leibesträften.

„Ich kann nicht, Onkelchen, mir ist der Hals wie zugeknüpft!“ versicherte sie mit purpurleuchtenden Wangen.

Tante Renate aber sprach ein strenges Machtwort, und mit verzweifelttem Gesichtchen, die bereits mit Handschuhen begleitenden Finger vorsorglich abspitzend, ließ

sich Fräulein von Wetter von dem Dunkel füttern, ganz wie vor langen Jahren, da sie als Baby auf seinem Knie gefessen hatte und der Rittmeister das Frühbrot der Kleinen in zierliche Stückchen zerschnitten, als „Schwadron Soldaten“ vor ihr aufmarschieren ließ. Dann rollte der Wagen drunten vor die Thür, und mit fiebernden Pulsen stürmte Josephine in die fremde, bunte Welt hinein; hinter ihr fiel die Thür schmetternd ins Schloß, just, als ob das Schicksal einen Riegel vor die Vergangenheit schieben wollte, als ob sich die goldene Pforte glückseliger Kindheit für ewige Zeiten hinter dem flüggen Vögelchen schloße.





„Mein Lieb ist falsch —
Ach, wär' ich tot!“
M. Franz, comp.

IX.

Das gewaltige Viereck des Palais lag wie ein strahlender, lichtverklärter Würfel inmitten einer kalten, schneedurchwehten Winternacht. An der Auffahrt, zu beiden Seiten des Portals, loderte es aus rötlich qualmenden Pechurnen, einen grellen Schein auf die weiße Schneedecke, auf die flatternden Fahnen werfend, welche wie gierige Zungen um die schlanken Säulen leckten und die Eissternchen als glitzernden Sprühregen von den Häuptern der bronzenen Löwen segten.

Und die Wagen donnerten über die Asphaltplatten, und die pomphaft galonnierten Lakaien in roter Livree und gepuderten Perrücken flogen herzu und rissen den Schlag auf; da rauschte es von Seide, Atlas und duf-

tigen Spitzen, da klrzten Sporen und Säbel, da knarrten die Lackstiefel über die schwellenden Purpurläufer.

Das ganze Treppenhaus war in einen Garten verwandelt; durch das Goldgitter der Balustraden nickten die blühenden Fliederzweige und Fuchsia, streuten die Oleander ihre rosigen Blattflocken, wiegten sich die zierlichen Farrenwedel unter der Erschütterung der Schritte, welche ununterbrochen die marmornen Stufen emporleiteten. Weit geöffnet standen die Flügelthüren, freien Blick in die Empfangsäle gewährend, deren blendendes Lichtmeer sich noch in hundertfachem Reflex in den gewaltigen Spiegelwänden brach.

Buntes, glühendes, lustatmendes Leben pulsierte unter diesen Flammen, ein geheimnisvolles Rauschen und Knistern und gazebuftiges Nieseln lang hinwogender Schleppen, ein üppiges Chaos farbensprühender Toilettenpracht, aus welcher die weißen, aristokratischen und tief defolletierten Nacken tauchten, besät mit bligenden Preciosen.

Da lagen die goldenen Reifen, die schmachtenden Blütenkränze, die federn Strauß- und Maraboutagraffen in den hochtoupirten Haarwellen, da zitterten die Brillant- und Rubintropfen in wehenden Lüfchen, ringelten sich schillernde Schlangenleiber um die Arme, lächelten, strahlten, träumten und lockten die zauberischen Augensterne reizender Frauen!

Zwischendurch schoben und drängten sich die verschiedenartigsten Waffenröcke, Fracks und roten Uniformen der Landstände, Hof- und Forstbeamten, Vertreter der aus-

wärtigen Mächte, der Kunst- und Wissenschaft und selbst die würdigen Häupter der Kirche in vollem priesterlichen Ornat.

Da prahlten die langen Ordensreihen auf der Brust ihrer verdienstvollen Vertreter, renommierten die Kammerherrnschlüssel und blitzten die goldenen Treffen. Alle Eleganz, alle Distinktion, Noblesse und Schönheit schien hier zu leuchtendem Banner verwoben, welches die Göttin Fortuna mit jauchzendem „Euviva!“ über dem Thronhimmel des Herrscherpaares entrollte.

Fast betäubt von all dem nie geahnten, märchenhaften Getriebe hatte sich Josephine ängstlich hinter Tante Renate verkrochen, ihr Herz schien stillzustehen beim Anblick dieser fremden, lachenden und übermütig konversierenden Menge, und heiß und schwindelnd schoß ihr das Blut in Wangen und Schläfe empor.

Viele, unendlich viele Köpfe hatten sich blitzschnell nach der Saalthür gewandt, als der Freiherr von Wetter mit Gemahlin und Nichte eingetreten war; es schien, als ob plötzlich ein leise summendes Schweigen über dem weiten Saal lagerte, dann flüsterte und sicherte es laut und lauter, und die funkelnden Fächer wogten lebhaft auf und nieder, und ein einziges, den Eingetretenen unverständliches Wort flog wie ein elektrischer Funken von Mund zu Mund: „Das Gänjeliesel!“

Josephine sah nicht die Blicke, welche auf ihr ruhten, sie hatte die dunklen Wimpern gesenkt und wagte kaum zu atmen: mechanisch folgte sie der Tante, welche mit

hoch erhobenem Haupt etliche Schritte vortrat und kurze Umjchau hielt.

Lauter, lauter fremde Gesichter!

Da löste sich die hohe Gestalt eines Herrn aus der Gruppe etlicher zunächst stehender älterer Herren, trat voll liebenswürdigster Courtoisie Onkel Bernd entgegen und nannte seinen Namen! „Oberhofmarschall Graf zu Lattdorf.“

Der Rittmeister reichte ihm herzlich die Hand und stellte ihn seinen Damen vor; wie ein Alp fiel es von Josephinens Herzen, als er sie so freundlich im Namen der Herrschaften begrüßte.

Dann aber bat er die Tante und Josephine, ihm zu folgen; er wollte sie mit seiner Frau bekannt machen. Und kaum, daß sie ein paar Schritte in den Saal gethan hatten, stand auch schon eine kleine, sehr blasse Dame vor ihnen, mit gewinnendem Lächeln und ein paar liebenswürdigen Worten.

„Meine Tochter Ange“, fügte sie ihrer Begrüßung hinzu, und eine schlanke Blondine neigte sich tief über Tante Renates Hand und wandte sich dann mit sanften, dunklen Taubenaugen zu Josephine.

„Haben Sie schon eine Tanzkarte, Fräulein von Wetter?“ fragte sie und sagte dann, ohne sich lange besinnen zu müssen, sehr viele freundliche Worte. Sie versicherte, „daß sie gleich dem Vortänzer einen Wink geben würde. Eben, im Augenblick wäre Graf Lehrbach noch hier gewesen, jetzt flattere er schon wieder wie ein Schmetterling um die schönsten und fernsten Blumen!“

Josephine war bei Nennung dieses Namens mit glückstrahlenden Augen emporgezuckt. „Ach ja, der Graf, wenn er doch käme!“ sagte sie mit erleichtertem Aufseufzen.

„Sie kennen ihn bereits, ganz recht!“ nickte Gräfin Ange mit einem Zug um den feinen Mund, welcher fast wie Mitleid aussah; „er wird Sie gewiß bald begrüßen, — wenn er Zeit hat, müssen Sie wissen. — Prinz Fortunatus ist ein viel begehrter Mann. Ich werde Sie unterdessen den Hofdamen und jungen Mädchen vorstellen, solange Mama noch mit Ihrer Frau Tante plaudert. Kommen Sie!“ Und der gemalte Atlasfächer winkte ihr zu folgen.

Da stand sie nun vor einem großen Kreise junger Damen, deren Namen alle an ihr Ohr klangen, aber keine einzige kam ihr freundlich entgegen oder gab ihr die Hand, sie standen alle wie die Marmorfiguren, neigten kaum die Nasenspitzen und wandten sich mit ostentibler Kürze wieder von ihr ab, um leise zusammen zu tuscheln oder zu lachen.

Nur Fräulein Ilse von Dienheim stellte sich dicht vor sie hin, sah ihr fest ins Gesicht und fragte mit einer wunderlichen Grimasse: „Warum haben Sie dem Pastors nicht mitgebracht?“

Da lachten alle hell auf, Josephine aber wollte treuherzig und hocherfreut erzählen, daß ja Pastors gar nicht von Groß-Stauffen wegdürften, als Komtesse Ange mit finster gefalteter Stirn ihren Arm berührte.

„Ihre Frau Tante wird den älteren Damen bekannt

gemacht; kommen Sie, Fräulein von Wetter, wir wollen uns gleich anschließen!“ Und sie führte das junge Mädchen zurück.

„Von Pastors müssen Sie aber nachher noch erzählen!“ rief ihr Fräulein von Dienheim sehr laut nach, und abermals erhob sich ein lautes Gelächter unter den Umstehenden.

Nun war es sehr langweilig, hinter Tante Renate herzugehen und vor all den alten Damen einen tiefen Knix zu machen. Keine von allen sprach ein Wort, und wenn man vorübergegangen war, hoben alle blitzschnell die Vorgnetten und steckten die Köpfe zusammen.

Nur ein paarmal wurde etwas geplaudert, als Tante Renate ein paar Bekannte von früher und sogar etliche Verwandte vorfand. Da blieb sie denn auch stehen und hatte viel zu erzählen; Josephine aber stand allein an der Wand und fühlte sich sehr unbehaglich.

„Wo er wohl sein mag!“ dachte sie, hob sich spähend auf die Fußspitzen und blickte sich suchend im Saal um — richtig dort hinten stand er an einer Thür und lachte mit Fräulein von Dienheim und der Gräfin Aosta, und jetzt sah er auch zu ihr herüber, ganz schnell nur! Ob er sie erkannt hat? Er lachte wieder, so sehr, daß sich seine schlanke Figur fast bog; und dann — nein, er kommt nicht, er geht durch die Thür zurück!

Josephine grub die Zähne in die volle Unterlippe und hätte weinen mögen vor Ungebuld und Jammer. Da schlug eine bekannte Stimme an ihr Ohr; neben Tante

Nennte steht Hattenheim, Hattenheim, der gute, alte Freund, der es ihm nun gleich sagen wird, daß sie da ist!

Schon kommt der große blonde Mann auf sie zu und streckt ihr mit herzlicher Freude die Hand entgegen: „O, wie prächtig ist es doch, daß wir uns wiedersehen!“

Und Josephine klammerte sich unwillkürlich an diese Hand und kommt sich plötzlich nicht mehr so verlassen vor. Vieles haben sie sich zu erzählen, und Hattenheim reicht ihr die kleine Tanzkarte mit dem goldenen Namenszug und der Fürstentrone und bittet sie um den ersten Tanz.

Josephine nickte sehr vergnügt, Hattenheim winkt einen blutjungen Offizier herzu und macht ein Gesicht, als ob er ihn beißen wolle.

„Sie haben noch einen Tanz, Brocksdorff?“ fragt er mit dem Tone des Befehls.

Der Leutnant schlängelt sich einen Moment in peinlicher Verlegenheit. „Wenn Herr Oberleutnant befehlen“,



ringt es sich dann zwischen seinen Zähnen hervor, und er verneigt sich vor Josephine: „Darf ich um die Polka vor dem Cotillon bitten, meine Gnädigste?“

Josephine reichte die Karte mechanisch hin, sie hatte gar keinen Begriff, was es für eine Wichtigkeit um solch ein Engagement ist. Herr von Brocksdorff kriecht seinen Namen, wirft einen wütenden Blick auf Hattenheim und geht schweigend weiter.

„Baröncchen, machen Sie einen Umweg, Sie geraten in die Charvbbdis!“ ruft er sehr laut dem Regimentsadjutanten zu, welcher eben an Hattenheim vorüber will.

„Ach, lieber Herr von Hattenheim, thun Sie mir den Gefallen und rufen Sie endlich den Grafen Günther einmal zu mir her!“ bittet und fleht Josephine mit feuchten Augen zu dem jungen Mann empor, und der holt tief Athem, preßt die Lippen zusammen wie einer, der heftigen Schmerz empfindet, und blickt mit traurigen Augen auf ihr blondes Köpfchen hernieder.

„Ich will ihn suchen, Fräulein Josephine“, nickt er gar seltsam, „ob ich ihn finden werde? Dieses blanke Parkett hier gleicht einem tiefen See; es versinkt manche Erinnerung und manches Glück darin!“ Und er geht mit gesenktem Haupt davon.

Wieder steht Josephine allein. Da sieht sie drüben an der Saalthür den Minister neben Dunkel Bernd stehen.

Helle Freude jubelt durch ihr Herz; sie überlegt nicht, sie schreitet beherzt durch die Menschen und eilt Günthers Vater entgegen.

„Grüß Gott auch, Excellenz!“ flüstert sie leise zu ihm empor.

Das gütige Antlitz mit den müden Augen wendet sich ihr hastig zu.

„Das Heideröslein!“ lächelt er, die Rechte des jungen Mädchens chevaleresk zwischen seine beiden Hände schließend, „und nicht mehr am heimischen Strauch, sondern in der Brunkvase des Fürstenschlosses, zwischen den stolzen Blumen unserer Residenz! Herzlich willkommen bei uns, und viel Glück und Freude zum ersten Debut!“ Und sein Blick überfliegt ihre Gestalt, und ein melancholisches Lächeln huscht um seine farblosen Lippen. „Warum sind die lieben, wilden Goldhaare so gewaltig in Gefangenschaft geraten?“ fragt er leise und versucht ihr ein paar Lockchen in die Stirn zu streichen. „Tanzen Sie schnell den blonden Heiligenschein wieder um die Wangen, sonst kenne ich ja die kleine Josephine aus Stauffen gar nicht wieder. Hat mein Sohn Sie schon gesehen und begrüßt?“ —

Josephine schüttelt traurig das Köpfchen und über die Stirn des alten Herrn fliegt ein Schatten.

„Ich werde den bösen Menschen schnell hierher schicken“, sagt er, ihr herzlich die Hand drückend, „sobald ich die Tante drüben begrüßt habe!“ Und er nickt ihr noch einmal zu und winkt Onkel Bernd, ihn zur Freifrau hinüberzuführen; dann aber hält er inne, legt, wie erinnernd, die Hand an die Stirn und nimmt die Tanzkarte aus Josephinens Fingern, um einen schnellen Blick darauf zu

werfen. Es ist, als verdüsterten sich seine Züge. Sein Blick überfliegt die Wand, an welcher eine Reihe junger Herren steht, winkt einen Civilisten und wendet sich zu Fräulein von Wetter zurück: „Baron d'Duchy!“ stellt er vor, „ein junger Attaché, welcher momentan in meinem Kabinett arbeitet; meine rechte Hand“, fügte er scherzend hinzu, „welche es sich zur Ehre rechnen wird, anstatt meiner den Namen hinter einen dieser Tänze zu schreiben!“ Und er nickt abermals und geht.

D'Duchy verneigte sich stumm. Er ist groß und schlank, sein Antlitz hebt sich sehr bleich gegen das tief-schwarze Haar ab, und zwei Augen glühen zu dem jungen Mädchen nieder, in welchen Leidenschaft, Geist und finsterner Stolz ein wunderbar feuriges Gemisch bilden. Er wiederholt leise die Bitte um einen Tanz. Josephine blickt voll zu ihm empor, sie weiß es selber nicht, warum, aber sie lächelt ihm zu und sagt treuherzig: „Gewiß, Herr von Duchy, mit Ihnen möchte ich sogar am liebsten einen Walzer tanzen, den kann ich am besten!“

Da blickt er unverwandt in ihr Auge und jagt: „So geben Sie mir den Tischwalzer; da habe ich den Vorzug, auch noch während des Soupers Ihr Kavalierr zu sein!“

Sie nickt nur und sieht ihn mit den strahlenden Augen so dankbar an; Duchy aber schreibt seinen Namen, verneigt sich stumm und geht an seinen Platz zurück.

Josephine ist es, als ob er starren Blickes zu ihr herüberjähre; aber nein, nicht er allein, die sämtlichen

Augen sind auf sie gerichtet, und die Gesichter, die sich nach ihr wenden, sehen so spöttisch aus, und sie stecken die Köpfe zusammen und lachen, lachen ganz gewiß über sie.

Was ist denn an ihr, das so spaßhaft ist? Mit angstvollen Augen wendet sie den Kopf und sieht zum erstenmal in den hohen Wandspiegel. Ganz betroffen starrt sie sich an. Dieser unförmige, weiße Skoloß mit der grellen Schärpe und den abstehenden Volants ist sie? Ja, jetzt erst fällt es ihr auf, wie anders sie gegen die übrigen jungen Mädchen aussieht, welche so schlank und atlasglänzend wie farbige Blütenfelche aus rieselndem Goldflor emporsteigen.

Das Blut schießt ihr in die Wangen, sie atmet auf, als sich ein Schwarm neu angekommener Damen und Herren vor sie stellt, und drückt sich fester und fester gegen die purpursammetne Thürportiere. Ach, könnte sie doch die schweren Falten derselben über ihr Kleid ziehen, damit es nicht gar zu breit und aufgeblasen aussieht!

Scheu und angstvoll verharrt sie, gegen den Thürpfeiler und die Portierenshawls gedrückt, und denkt mit zitterndem Herzen: „Ach, wenn er nur käme und mich hübsch fände, dann wäre alles gut!“

Da klingt eine Stimme an ihr Ohr; wie ein elektrischer Schlag durchzuckt sie es und läßt fast ihr Herz stille stehen vor Wonne und Entzücken. Dicht neben ihr, nur getrennt durch die Portiere, hört sie deutlich Graf Günther sprechen. Er steht in dem Nebensaal und hat keine Ahnung, wie nahe ihm seine kleine Freundin aus Stauffen ist.

„Ah, Pardon, Brocksdorj, ein Wort!“ hört sie ihn rufen, ganz so hell und lachend, wie daheim in Lehrbach, da er ihr von dem bunten, zauberischen Leben der großen Welt gesprochen, in welcher sie nun so bang und einsam steht und sehnsuchtsvoll auf ihn harret, der sie hierher gelockt. „Sagen Sie mal, bester Brocksdorff, ich sah Sie vorhin der Tanzkarte des Gänseliesels zum Opfer fallen. Thuen Sie mir die einzige Liebe und sagen Sie mir, zu welchem Tanz haben Sie den unglückseligen kleinen Montblanc engagieren müssen?“

„Lachen Sie nur!“ entgegnete eine andere Stimme, halb ärgerlich, halb humoristisch, „Sie Unglücksrabe sind an dem ganzen Reinsfall schuld. Hier, hinter der Polka vor dem Cotillon, können Sie lesen? Da steht als ewiger Alex auf meiner Tanzkarte: „Gänseliesel!“ Zufrieden, mit mir, Fortunatus?“

„Danke tausendmal!“ lacht Lehrbach entgegen, und Josephine hört, wie die Sporen mit leisem Silberklang zusammenklappen; „werde sofort mal hinschwirren und sie zu dieser Polka engagieren, cela n'engage à rien! und ich habe wenigstens die Form gewahrt!“

„Sie wollen gar nicht mit ihr tanzen?“

„Aber, alter Freund, ich kann mich doch als Vortänzer bei Gott nicht zur Wachtel machen! Die kleine Hoheit bekäme ja Lachkrämpfe, wenn ich eine solch ridicule Tänzerin solo durch den Saal schwänge; eh non, dazu bin ich zu eitel. Nochmals tausend Dank, und . . . nur Mut! bis zur Polka vor dem Cotillon ist noch lange

Zeit, vielleicht wirft Ihnen Leukothea noch einen rettenden Schleier zu!" Und wieder leises Auflachen, die Portiere knirscht in den schweren Atlasfalten, und Graf Günther tritt hastig über die Schwelle in den Saal. Sein Blick schweift suchend umher, Josephine gewahrt er nicht.

Ein wehes Gefühl hat das Herz des jungen Mädchens beschlichen: Wer mag das arme Gänjeliesel sein, über die er so hart und spottend gesprochen und die er zur Polka vor dem Cotillon engagieren will? Armes, armes Ding, wenn sie den schönen Mann vielleicht lieb hat ebenso heimlich und herzlich wie sie...

Ihr glänzender Blick, in welchem alle Sehnsucht, alle fiebernde Erwartung durch Thränen zu schimmern scheint, breunt auf seinem Antlitz, und just, als hätte er den Blick gefühlt, wendet er das Haupt, Auge ruht in Auge, schnell tritt er näher und reicht ihr die Hand entgegen.

„Schönen guten Abend, Fräulein Josephine. Welch eine scharmante Überraschung, Sie hier zu sehen!" Und



wirklich, das größte Erstaunen malt sich in seinen Zügen. „Soeben sagt mir Hattenheim, daß er bereits als erster den Vorzug gehabt hat, Sie hier zu begrüßen.“ Seine dunklen Augen senken sich in die ihren, und traurig, vorwurfsvoll fährt er fort: „Ich habe eben immer Pech, komme stets zu spät!“ und er nimmt die Tanzkarte aus ihrer Hand.

Tiefe Glut liegt auf ihrem reizenden, durch Frisur und Kranz leider so arg entstellten Gesichtchen. Mit jubelnder Freude blickt sie zu ihm empor, alles Warten, aller Kummer, alle Enttäuschungen sind vergessen in der Wonne dieses Augenblicks.

„O nein! Sie kommen nicht zu spät, Graf Lehrbach!“ lächelte sie wie Sonnenschein zu ihm auf; „mit all meinen Gedanken habe ich Sie zuerst hier in der Residenz, im Saal hier begrüßt und konnte es kaum erwarten, bis ich Sie nun wirklich wiedersah! O, wie glücklich, wie unendlich glücklich bin ich doch, daß ich hier sein kann!“

Er senkte momentan den Blick. „Und wie geht es zu Hause? Bei Pastors?“

„O, da muß ich Ihnen viel erzählen, unendlich viel und habe auch so viele Grüße für Sie, sogar etwas mitgebracht von den beiden Kleinen, Liesing und Renatzen, den Zwillingen, die Ihnen ein sehr schön grünseidenes Buchzeichen gestickt haben; eigentlich wollte ich's mit hierher bringen, aber ich fürchtete, es in der Kleidertasche zu zerknittern. Nicht wahr, nun bleiben Sie doch bei mir? Und kommen mit zu Tante Renate und Onkel?“

Sie sah bittend empor und wies mit der kleinen, ungeschickt behandschuhten Rechten ungeniert nach den Genannten hinüber, Günther aber grub die Zähne in die Unterlippe und bewegte etwas ungeduldig die Füße.

„Fräulein Josephine“, sagte er, sich mit dem Rücken nach dem Saal drehend und ihr dann freundlich zulächelnd, „wissen Sie nicht, daß ich Vortänzer bin und unendlich viel zu thun habe? Sie dürfen mir nicht böse sein, wenn ich mich heute abend weniger in Ihrer Nähe aufhalten kann, als ich wohl möchte; aber der Dienst . . . vous comprenez, und ganz gewiß, ich hole alles wieder nach, werde Ihnen im Hotel meinen Besuch machen, sowie ich Zeit habe. Geben Sie mir jetzt noch einen Tanz, dann können wir während desselben noch alles besprechen; hoffentlich stimmen unsere Karten überein. Hätte ich nur gewußt, daß Sie kämen, hätte ich den Cotillon oder Souper für Sie reserviert, so ist es wirklich ein glücklicher Zufall, daß ich noch die Polka vor dem Cotillon frei habe; darf ich darum bitten? Voyons done!“ und er warf einen Blick auf Ihre Tanzkarte.

„Die Polka vor dem Cotillon?“ . . . Wie ein Aufschrei klang es von ihren Lippen.

„O weh, schon besetzt!“ rief auch Lehrbach, ganz brillant den Bestürzten spielend. „Das ist Schicksalstüde, meine Gnädigste, ich bedaure unendlich — aber mein Gott, was ist Ihnen!“

Josephine klammerte sich an die Lehne des Sessels, welcher zu ihrer Seite an der Wand stand; fahle Blässe

lag auf ihrem Antlitz, furchtbar dunkel und weit geöffnet starrten ihn die großen Augen an, die Lippen zitterten, und die Hand, welche sich auf ihr Herz presste, knickte die weißen Kamelien.

„Ist Ihnen nicht wohl, darf ich Sie in den Nebensalon führen?“ fragte Lehrbach hastig; sein Blick schweifte von ihr zu der Saalthür, vor welcher der Hofmarschall mit dem langen Stab erschien, mit dem er dreimal laut auf das Parkett stieß. Wie leises Aufschluchzen rang es sich aus Josephinens Brust.

„Die Herrschaften kommen, um Gottes willen, Fräulein Josephine, sind Sie krank?“ wiederholt der schöne Mann noch einmal, und zwar mehr ungeduldig als beängstigt.

Da schüttelte sie den Kopf. Jäh verändert war ihr Antlitz, jäh verändert ihre Stimme.

„Es ist vorüber, Graf Lehrbach“, sagte sie, „ich danke für Ihre Hilfe, versäumen Sie Ihren Dienst nicht!“ Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, schritt sie erhobenen Hauptes durch den Saal zu Tante Renate zurück, welche allein auf einem Wanddivan saß. Lehrbach aber hatte ihre Worte kaum gehört, all sein Interesse konzentrierte sich auf die allerhöchsten Herrschaften, welche joeben eintraten, und welchen er hastig entgegencelte, um sich, dem Spalier der Herren vorn anstehend, tief und lächelnd zu verneigen.

Mechanisch wie eine Marionette, bleich wie die weißen, welkenden Blumen in ihrem Kranz, hatte sich Josephine verneigt, da sie den Herrschaften von Gräfin Mosta prä-

fentiert wurde. Mit starren Augen hatte sie zu der brillantenstrahlenden Herzogin=Mutter aufgeschaut, ein paar freundliche Worte schwirrten vor ihren Ohren, welchen sie verständnislos gelauscht hatte. „Sie werden nun länger bei uns bleiben?“ schloß die hohe Frau und Josephine knigte abermals und sagte mit heiserer, wunderbar rauher Stimme: „Das steht bei Gott.“

Da traf sie ein erstaunter Blick, und die Fürstin schritt weiter, die Cour abzunehmen. Zu Josephine heran aber trat eine hohe, schlanke Gestalt, die Herzogin Marie Christiane, mit schlicht gescheiteltem, dunklem Haar und einem langschleppenden, schwarzen Sammetkleid, über welches goldene Spitzengewebe fielen; die neigte ihr so unendlich sanftes, trauriges Antlitz zu dem Fräulein von Wetter, sah sie mit ernstern Augen an und sagte: „Dann hoffe ich, meine liebe Baronesse, daß Sie ein häufiger Gast im Pavillon sein werden und mir recht viel von Ihrer stillen, friedlichen Heimat erzählen!“

Da war es Josephine, als müsse sie die Arme um den Nacken dieser Frau schlingen und sagen: „Ja, dich werde ich lieb haben!“ Aber sie sah nur stumm empor, nickte hastig und fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen schossen, und Marie Christiane folgte ihrer Schwägerin und schritt, sich schweigend vor den Spalier bildenden Damen verneigend, die Reihe entlang.

„Kommen Sie in den Nebensaal, Fräulein von Wetter!“ klang plötzlich die Stimme des Fräuleins von Dienheim hart in ihr Ohr, „Prinzeß Eulwie wünscht Sie kennen zu lernen!“

Josephine zuckte empor, ein jäher Blick traf das Auge des Hoffräuleins, dann biß sie die Zähne zusammen und folgte hoch erhobenen Hauptes.

Umringt von jungen Damen und Herren stand Prinzess Sylvie, sie riß eben dem Grafen Lehrbach den köstlichen Federfächer aus der Hand und sagte mit ihrer lauten, metallosen Stimme: „Her damit, den brauche ich selber bei der Bötelhige!“ und sie setzte die feinen Stäbe so stürmisch in Bewegung, daß die Chenillefranzen ihrer Corsage hoch aufwogten. Ganz zarter, silberdurchschwommener, grüner Crêpe rieselte wie Meerwasser von ihrer hohen Gestalt zu langer Schleppe nieder, auf welcher gelbliche Wasserkilien in dicken Sträußen lagen und sich in graziösen Gewinden über den ganzen Saum des Kleides verzweigten. Smaragden blitzten wie ein Sprühregen in dem blonden Haar und lagen gleich zitterndem Neß auf Hals und Nacken, welche ebenjo voll und rot wie die Arme, wunderbarlich grell gegen die zarte Crêpefolie abstachen.

Voll unverhohlener Neugierde richtete sie ihre Augen auf Josephine, sie ungeniert mustern und dann, hell lachend, ihr die Hand entgegenreichend.

„Freut mich, Sie zu sehen, Fräulein von Wetter!“ sagte sie, sichtlich amüsiert. „Graf Günther, Ihr sommerlicher Verehrer, hat uns schon viel von Ihnen erzählt und konnte es gar nicht erwarten, bis Sie glücklich hier waren! Nicht wahr, Sie Landstreicher?“ Und Prinzess Sylvie warf den Kopf zurück und sah Lehrbach übermütig



an. „Alright!“ persiflierte dieser und fächelte mit seiner Tanzkarte!

Josephine stand regungslos; sie sah Graf Lehrbach nicht an, ihr Auge haftete groß und brennend auf dem Antlitz der Prinzessin.

„Na hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns“, fuhr diese heiter fort, „und Sie leben sich schnell hier in die neuen Verhältnisse ein, es ist wohl das erste Mal, daß Sie von Groß-Stauffen fortgekommen sind?“

„Das erste und wohl auch das letzte Mal, Hoheit!“ entgegnete Josephine hart und fest.

„Aha, Sie wollen ganz bei uns bleiben!“ nickte Sylvie. „Ganz recht! Auf so einer Landquetzche muß es ja rein zum Schimmeligwerden sein. Habe auch bligwenig Sinn für Idyllen, kann's begreifen. Also vorwärts, wir wollen löstanzten! Detlef, sieh doch mal, ob dadrinnen das Ge-knize bald fertig ist, und keinen Walzer, nur Galopp! Hören Sie, Graf? Mir ist's heute stürmisch zu Mut!“ Prinz Detlef ließ das Monocle, durch welches er Josephine unausgesetzt betrachtet hatte, fallen, voltigierte mit einem „Platz dem Landvogt!“ über Fräulein von Dienheims Schleppe und rief ihr dabei sehr hörbar zu: „Famose Augen; überhaupt gar nicht so übel, wie es auf den ersten Blick scheint. Aber an dem Kranz können sich drei Rüche satt fressen!“

Fräulein Ilse und die Nächststehenden lachten schallend auf; Josephine aber stand regungslos, sie hatte die Worte wohl gar nicht auf sich bezogen.

Der dienstthuende Kammerherr der Herzogin-Mutter schob sich unter unzähligen „Parbons“ durch die lebende Mauer, welche sich im Ru um Sylvie und Fräulein von Wetter gebaut hatte, und verneigte sich tief vor der Prinzessin.

„Königliche Hoheit, die Frau Herzogin lassen bitten!“ flüsterte er mit außerordentlich wichtigem Gesicht, „Allerhöchst dieselbe haben bereits im Kreise der Gesandtinnen und Excellenzen Platz genommen!“

„Gott sei Dank, dann geht's also los!“ atmete Sylvie auf, sich hastig zur Thür des Nebensaals wendend. „Graf Lehrbach wird mit mir eröffnen; bleiben Sie an meiner Seite!“

Und sie legte, aller Etikette trogend, die Hand auf den Arm des jungen Offiziers und ließ sich in den Tanzsaal führen.

Die Staatsdame der Herzogin trat neben sie.

„Verzeihung, Hoheit, wenn ich Ihre Anordnungen derangieren muß“, sagte sie, deutlich genug, um von allen gehört zu werden. „Es war der Wunsch Ihrer erlauchten Mutter, den belgischen Gesandten durch den Vorzug, den Ball mit Ihnen zu eröffnen, auszuzeichnen.“

„Den alten Holte von Dzed?“ Sylvie schrie fast auf vor Lachen, „der mit seinem rechten Bein immer durch den Saal säbelt, als ob er Korn mähen wollte? . . . Ne, liebste Excellenz, das fällt mir auch gar nicht im Traum ein! Tante Marie Christiane übernimmt's vielleicht statt meiner; fragen Sie mal an!“ Und unter dem stümmlichen Beifall der Umstehenden stützte sich Sylvie

noch fester auf Lehrbachs Arm und fuhr fort: „Allons done! Wir müssen das Prävenire spielen, ehe nur Wynnheer von Dzedo Anstalten macht, sich was einzubilden; tanzen wir los!“

„Hohheit, ich bin Wachs in Ihren Händen, aber . . .“ Lehrbach zuckte etwas unschlüssig die Achseln.

Sylvie stampfte trotzig das Parkett und warf den Kopf in den Nacken. „Ich tanze aber mit keinem andern, als mit Ihnen!“ rief sie eigensinnig, „und mit Mama will ich schon fertig werden!“

Lehrbach schien zu wachsen, sein Blick flog wie eine stolze, unendlich kühne Herausforderung triumphierend über die atemlos laufende Menge. In demselben Augenblick brausten die ersten Musikflänge durch den Saal.

„Losstanzen!“ kommandierte die Prinzessin und flog im nächsten Augenblick in Günthers Armen durch den flimmernden Lichterglanz.

Prinz Detlef stand bereits erwartungsvoll mit Gräfin Aosta neben dem Sessel der Herzogin. Frappiert wandte er das Haupt, gleich seiner Mutter starrte er momentan sprachlos auf die Seitenthür, vor welcher die dichtgedrängten Paare plötzlich zurückwichen, und durch welche Sylvie und Graf Lehrbach in vollem Tanz in den Saal schaffierten.

„Hahaha! Siehst du, Mama, sie thut doch, was sie will!“ rief Prinz Detlef mit vieler Genugthuung, verneigte sich vor der Aosta und wirbelte mit ihr davon. Schmal und klein genug war der Platz, welchen die vielen doppelten Reihen der Paare zum Tanzen übrig ließen, aber

Prinzeß Sylvie und ihr schöner Tänzer jagten einen stürmischen Galopp, lang andauernd, unermüdet, wie Sylvie nun einmal das Tanzen liebte.

Herzogin-Mutter zürnte nicht. „Ein merkwürdig decidierter Charakter!“ sagte sie mit wohlgefälligem Kopfnicken zu Marie Christiane, welche an ihrer Seite Platz genommen hatte, „da heißt es biegen oder brechen! Aber ich liebe das bei jungen Leuten, namentlich bei Sylvie, welche von Kindheit an so absolut ihren eigenen Weg ging; aus dem kleinen Trozkopf ist eisenfeste Energie geworden, und das versöhnt mich stets mit ihren zeitweisen Extravaganzen, welche ja au fond nur Beweise ihres so selten starken Geistes sind!“ Und der Blick der hohen Frau folgte ausleuchtend dem jungen Paar, welches ihr in rasendem Tempo entgegenflog, um direkt vor ihrem Sessel, vor den purpurbelegten Stufen des haut pas, Halt zu machen.

Scherzend drohte sie mit dem kostbaren Fächer; Lehrbach jedoch neigte sich tief über die gnädig dargereichte Hand, sagte etliche Worte und küßte die schlanken Finger; da sahen all die neugierig emporgereckten Hälse und Augen nichts anderes denn sonst: Der Protégé Lehrbach stand hinter dem Sessel der Herzogin und plauderte mit ihr wie einer, der auf dem Glatteis höfischen Parketts so sicher steht, wie auf festestem, heimatlichem Boden.

Sylvie aber hatte sich in einen Sessel geworfen und musterte mit etwas schnippischem Gesicht eine katholische Stiftsdame im Ornat, welche Marie Christiane an ihre Seite gewinkt hatte.



Das ist ein Klingen und Dröhnen,
Ein Pauken und Schalmei'n —
Und dazwischen schluchzen und stöhnen
Die lieblichen Engelein!

Heine.

X.



anz allein und vergessen hatte Josephine in dem Nebensaal gestanden, als Prinzess Sylvie am Arm ihres Tänzers den lockenden Walzerklängen gefolgt war und die umstehenden Herren und Damen in etwas zügelloser Hast nachgedrängt hatten. Mit glanzlosem Blick starrte sie vor sich nieder auf die wirr verschwimmenden Sternmuster des persischen Teppichs, auf die weißen Blumenblätter, welche zerdrückt von ihrem Kleide herniederwehten und ebenso unter der erbarlungslosen Sohle Vorübereilender starben, wie ehemals die Rosenblüte im Park zu Lehrbach, die Graf Günthers stolzer Schritt zermalmte, da er just gesagt: „Wenn nie

durch Liebe Leid geschah.“ Ja, ihr war Leid geschehen, tiefes, namenloses Herzeleid! Noch aber lag es wie ein schwerer, unheilvoller Traum auf ihrer Seele, noch war sie unfähig, sich die ganze Größe ihrer Qual begreiflich zu machen. All das fremde Getriebe betäubte sie und legte sich wie Centnerlast auf ihre Sinne, sie hätte aufschreien mögen in namenloser Pein und preßte dennoch die Lippen zusammen und fühlte, daß ihre Kehle zugeschnürt war. Sie hätte zusammenbrechen mögen unter der Wucht ihres zermalnten Glückes und stand dennoch mit brechenden Knien hoch aufgerichtet und starr wie ein steinernes Bildnis. Ach, könnte sie weinen. Ach, wäre sie allein! Dieser Kerzenglanz sticht ihr die Augen aus, diese wüsten Musikklänge reißen ihr Herz und Seele auseinander, ganz einsam und verlassen ist sie, und dennoch wogt es wie grelle, bunte Fiebergebilde um sie her.

Eine Stimme schlägt an ihr Ohr. „Fräulein Josephine“, sagt sie so weich und innig, „wie schwer haben Sie es mir gemacht, Sie zu finden! Kommen Sie, lassen Sie uns tanzen!“

Da schauen ihre blauen, fast unnatürlich glänzenden Augen zu ihm auf. „Sie wollen mit mir tanzen, Herr von Hattenheim?“ fragte sie leise, mit zitternder Stimme.

Erschrocken fast neigte er sich zu ihr: „Gewiß, Fräulein Josephine, ich habe mich unendlich darauf gefreut, denn es ist seit langen Jahren zum erstenmal heute, daß ich hier am Hofe tanze!“

Ein Blick trifft ihn, so warm, so dankersüß, so unendlich glücklich und doch in Thränen schwimmend.

„Wie gut sind Sie!“ flüstert sie, „wie treulich Sie es mit mir meinen! Gewiß, Sie, der keine Kornähre, noch so klein und schlicht, im Staub zertreten kann, Sie lassen auch kein Menschenherz im Jammer verkommen, und das begreife ich heute erst, erst heute!“ Sie hat die beiden Hände zusammengelegt, ein Bittern fliegt darüber hin.

„Fräulein Josephine, was ist Ihnen? Mein Gott, welch eine Veränderung!“ stotterte er, bis unter die blonden Haarwellen erglühend; „sind Sie krank? Sie scheinen mir so bleich!“

Sie schüttelt mit herzerreißendem Lächeln das Köpfschen.

„Es gibt Krankheiten, für die kein Kraut gewachsen ist, aber die sieht kein Mensch.“

„Wollen Sie nicht tanzen?“ Er faßte ihre Hand und legte sie auf seinen Arm.

Da fühlte er einen jähen, leidenschaftlichen Druck der bebenden Finger, ihr Antlitz richtet sich zu ihm empor, glühende Röthe fliegt über das farblose Antlitz. „Nein, ich will nicht mit Ihnen tanzen!“ ringt es sich schnell, aufgeregert von ihren Lippen; „denn das wäre ein schlechter Lohn für all Ihre Güte und aufopfernde Freundschaft, welche Sie mir heute bewiesen! Sie, der einzige Mensch, die einzige Seele, die sich meiner Verlassenheit heute abend erbarmt, Sie sollte ich dem Gespötte dieser Menschen aussetzen? Sie sollte ich dazu verdammen, Ihre Tanzkarte mit dem ewigen Schandfleck ‚Gänseleiesel‘ zu verunstalten? Sie sollte ich so unendlich blamieren, mit mir,

der lächerlichen, der ungestalten Tänzerin, den Saal zu durchmessen? O nein, Herr von Hattenheim, dazu bin ich viel zu stolz!“

Sie steht vor ihm, nicht mehr als das naive, glückselige Kind aus Groß-Stauffen, sondern als ein ernstes, um Jahre gealtertes Weib, von dessen flammendem Auge die Schleier gefallen sind, welche ehedem noch Welt und Leben deckten. Wie der furchtbare, hagelschwere Gewittersturm die Rosenknospe wild erfaßt und sie mit rauhem Atem schüttelt, bis die zarten Hüllen brechen und der Rose leuchtender Kelch sich, thränengebadet, ihnen entringt, also hatte auch der Sturm des Lebens diese junge Seelenknospe voll grausamer Wucht zu Boden gepeitscht, um sie als vollerblühte Rose triumphierend zu erheben.

Hattenheim stand unbeweglich, fahles Grau lag auf seinen Bügen und seine Brust arbeitete wie in schwerem Kampf.

„Fräulein Josephine“, rang es sich wie ein Aufstöhnen von seinen Lippen, „wer hat es gewagt, Sie also zu kränken? Wer war schamlos genug, meinen Freund Lehrbach zu verflagen?“

Da hob sie in finsterem Troß das Haupt. „Forschen Sie nicht“, unterbrach sie ihn kurz, fast rauh, „und seien Sie überzeugt, daß ich auf Verleumdungen niemals etwas gegeben hätte; habe ich doch kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen auf Treue und Redlichkeit.“ Wieder klang die süße, unaussprechlich wehmuthvolle Milde durch ihre Stimme. „Was hinter mir liegt, ist ein schöner,

wolkenloser Sommer, über den der Winter nun sein Leichentuch gebreitet. Lassen Sie ihm die Ruhe, scheuchen Sie ihn nicht mit herben Worten auf, vielleicht kann er schlafen und träumen, wie ein jeder Winter, der auf fernem Frühling hofft. Ich bitte Sie, dem Grafen Lehrbach niemals über diese Stunde zu sprechen, ich bitte Sie als Freund! Lassen Sie ihn in dem Gedanken, ich hegte noch dieselbe Meinung über ihn, wie in Stauffen."

„O, das sollen Sie auch in Wahrheit thun!“ rief Hattenheim erregt. „Verurteilen Sie Günther nicht zu streng und zu hart, Fräulein Josephine, er ist nicht so schlecht, wie er Ihnen scheinen mag! Ein Glückskind, ein verwöhnter, viel beehrter und eitler Mann, dessen Sinn so leicht noch ist, wie die Bürde seiner Sorgen, aber gut, seelensgut und brav im tiefsten Herzen, das verbürge ich! Zürnen Sie ihm nicht, ich bitte Sie darum, alles wird noch gut werden!“

Ein bitteres Lächeln spielte um den Mund des jungen Mädchens. „Sie treten keine Kornähre, geschweige denn Ihre Freundschaft unter die Füße!“ sagte sie leise. „Möge es Ihnen belohnt werden, wie es Ihre Redlichkeit verdient! Und nun führen Sie mich, bitte, in den Tanzsaal, ich möchte doch gerne sehen, wie schön Prinzess Sylvie ihren flotten Galopp tanzt.“

Er sah sie traurig an. „Kommen Sie“, nickte er, „vielleicht bringt Sie das bunte Treiben auf andere Gedanken!“ Und er biß die Zähne zusammen und faltete finster die Stirn. „Es mußte so kommen, ich ahnte es;

ach, daß ich es hätte abwenden können!“ murmelte er wie im Selbstgespräch.

Gräfin Ange kam ihnen entgegen. „Ich suchte Sie, liebes Fräulein von Wetter“, sagte sie in ihrer sanften, freundlichen Weise, „und Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß ich heute ein wenig als Vorsehung über Ihnen walte! Ein junger Referendar wünscht Ihnen vorgestellt zu sein und bittet um den nächsten Tanz, falls er noch frei ist. Du bist wohl so gut und dirigierst Herrn von Landeck nachher zu uns, bester Reimar?“

Herr von Hattenheim verneigt sich schnell, er sah den erstaunten Blick Josephinens und lächelte.

„Gräfin Ange ist meine Cousine!“ sagte er mit warmem Blick auf die Komtesse. „Da freut es mich doppelt, wenn Sie beide sich gut vertragen.“

„Das werden wir!“ lächelte Josephine voll süßer Aufrichtigkeit. „Sie sind mir jetzt schon lieb wie eine alte Bekannte! Warum tanzen Sie aber nicht?“

Ange drückte ihr herzlich die Hand. „Ich tanze vorläufig noch auf keinen Ball“, sagte sie; „ich hatte im Herbst eine Lungenentzündung und muß vorsichtig sein. Dafür kann ich aber desto besser mit Ihnen plaudern und Ihnen nochmals die einzelnen Namen der Herren und Damen sagen und Ihnen hiesige Verhältnisse erzählen!“ Und Gräfin Ange Lattdorf setzte sich auf die weichen Atlaspolster des Divans nieder und winkte Josephine und Hattenheim an ihre Seite.

Die Walzertlänge jubelten hell auf, und Prinzessin

Eylwie flog im Tanze durch den Saal; dunkle Röthe deckte ihre Wangen, und sie lehnte den Kopf fest an die Brust ihres Tänzers, die zarten Crêpewogen wehten bereits zerseht um die Schleppe.

Josephine aber schloß momentan die Augen und sah in Gedanken das Symbol ihrer Zukunft, die rote Rose, in Günthers Hand, wie der Blitz sie beleuchtet, wie der dräuende Himmel seine Thränen in ihren Kelch geweint.

„Wem nie durch Liebe Leid geschah“, zitterte es wie ein schluchzendes Echo durch ihre Seele, „geschah durch Lieb' auch Liebe nicht . . .“

Graf Günther aber lachte, und die Flöten und Geigen schmetterten ihren Gruß dazu.

Wie ein farbenschillerndes Meer flutete es in den kurzen Tanzpausen durch die Säle, die angrenzenden Salons und Galerien; da lachte und flüsterte es, da rauschten die Fächer in koketten Händen, da wirbelte Puder und glitzernder Goldstaub, wogten berauschende Parfüms, und zwischendurch klirrten die hohen Sektkelche, welche ununterbrochen von den Lakaien auf silbernen Platten präsentiert wurden.

Graf Günther hatte sich in der schmalen Galerie, welche den weißen Saal und Wintergarten verband, behaglich in einen Sessel geworfen, zwei bereits geleerte und ein noch volles Champagnerglas neben sich auf dem von zwei Majolikamohren gestützten Kaminsims und den Fächer des Fräuleins von Dienheim lässig bewegend in der Hand.

Hattenheim trat in die Thür, warf einen schnellen, spähenden Blick über den kurzen Gang und trat dann schnell und direkt auf Günther zu.

Sein auffallend farbloses Antlitz sah förmlich alt aus, so tiefe Falten und Furchen senkten sich in die Stirn und um die Mundwinkel, düster brannten die sonst so heiter und mild blickenden Augen, und die Hand, welche sich dem Freund sonst bei jeder Gelegenheit so herzlich entgegenstreckte, hing regungslos, fest zusammengeballt hernieder.

„Na, Dicker, führt Dich die Sehnsucht zu mir?“ nickte ihm Lehrbach zu und dehnte mit einem Stoßseufzer die Arme; „'s ist mal wieder die reine Pferdarbeit heute abend, fühle meine Knochen kaum noch! Setz dich doch, Alterchen, du verbaust mir ja die Aussicht nach der interessanten Gruppe da drüben, wo die Katholikin eben dem protestantischen Stiftspfarrer den Katechismus abhört.“

Hattenheim rührte sich nicht. Sein scharfer Blick hing an Lehrbachs Antlitz, als wolle er bis auf den Grund der Seele schauen; er sah, daß der junge Offizier diesen Blick mied, daß seine Harmlosigkeit fingiert war. Fester noch preßte er die Lippen zusammen.

„Du hast recht, Günther, es ist ein animierter Abend heute, so lustig und heiter, daß selbst ich die Absicht habe, zu tanzen.“

Betroffen schaute Graf Lehrbach empor, die Worte und die Stimme Reimars paßten so gar nicht zusammen.

„Aha, du willst tanzen? Recht so, Dickerchen! Du

verdienst dir Gottes Lohn und bethätigt mal wieder meinen alten Ausspruch, daß du ein rührender Kerl bist. Kann mir schon denken, für wen du dich in einem schneidigen Cotillon aufopfern willst, habe auch auf dich gerechnet, denn ich selbst, na, verstehst mich wohl, Reimar, als Vortänzer ging's bei Gott nicht!"

„Nein, als Vortänzer kann man mit keinem Gänsefiesel tanzen, man würde sich ja allzusehr mit seinem Opfer an den Pranger stellen, und das ist nicht vorteilhaft für den Protégé der Prinzessin Sylvie!" nickte Hattenheim mit bitterem Lächeln. „Habe es auch niemals von dir erwartet, Günther, leider Gottes nicht.“

„Ich weiß, daß ich deine Vorwürfe verdiene, aber ich bitte dich, eine andere Zeit und einen neutraleren Boden zu diesem tête-à-tête zu wählen.“ Der Husarenoffizier hatte das schöne Haupt momentan gesenkt, er atmete schwer auf und streckte Hattenheim die Hand entgegen. „Wenn sie nur andere Toilette gemacht hätte, Reimar, aber dieser ridicule Staat aus Großmutter's Schatzkästlein, beim Himmel, ich will lieber vierzehn Tage lang jeden Mittag Lungenhachée essen, als mich heute abend mit dem kleinen Unglücksraben präsentieren!" Günther zwang sich wieder zu einem übermütigen Ton, drückte die Hand des Freundes und sagte mit seinem so unwiderstehlich lebenswürdigen Lachen: „Ich amüsiere mich heute abend so brillant, Dicker, thue mir die einzige Liebe und mache nicht mehr dieses furchtbare Hennergesicht, sondern komme morgen zum Frühstück zu mir und sage

mir mit deiner ganzen, zerschmetternden Überzeugung, daß ich ein grundschlechter Kerl bin! — Und wie ein Lämmchen will ich leiden, nur vergeben sollst du mir!“ fügte er trällernd mit entsprechender Geste hinzu.

Über Hattenheims Büge zuckte es wie tiefe Wehmut. „Ich kam nicht hierher, dir Vorwürfe zu machen, Günther“, sagte er sehr ernst. „Dazu habe ich kein Recht. Aber ein anderer Grund führt mich zu dir, ein Grund, über den du vielleicht sehr lachen wirst, der dir aber beweisen soll, wie gewissenhaft ich bin!“

„Losgeschossen!“ Graf Lehrbach schaute mit regem Interesse an der hohen Gestalt des Kameraden empor.

„Erinnerst du dich noch eines Spazierrittes aus den ersten Tagen unserer Hierherkunft“, begann Reimar, einen Augenblick die Hand über Stirn und Augen legend, „bei dem wir unsere Ansichten austauschten und, so zu sagen, die Paktten unserer Freundschaft erneuten?“

„Das versteht sich!“ nickte Günther etwas erstaunt, winkte einen Lakai herzu, nahm ein neues Glas Sekt und offerierte es auch Hattenheim. Dieser dankte mit kurzer Geste und fuhr gedämpfter fort, sich auf den Sessel an Lehrbachs Seite niederlassend, um den Blick voll auf das Antlitz des Freundes zu werfen: „Wir machten scherzweise aus, uns gegenseitig niemals in das Gehege zu kommen, wo es den Meisterjchuß mit Amors goldenen Waffen gelte; und ich versprach dir, deine allerhöchste Genehmigung einzuholen, falls ich jemals die Absicht haben sollte, zu tanzen, die Cour zu machen, mich zu —

verliehen. Ich hielt dies alles damals für Dinge der Unmöglichkeit und glaubte nicht, daß ich jemals in dieser



Angelegenheit zu dir sprechen würde; ich habe mich geirrt, wie schon oft im Leben, und was mich in diesem Augenblick zu dir führt, ist die Auslösung jenes Wortes.“

„Reimar, Dicker, Goldjunge!“ schrie Lehrbach auf, schnellte empor, legte beide Hände auf die Schultern des Sprechers, um ihm mit hochgerötetem Antlitz in die Augen zu schauen. Hattenheim wehrte ihn jedoch finster ab, schüttelte fast trogig das Haupt und fuhr mit schneidender Stimme fort:

„So frage ich dich denn, lieber Freund, ob ich dein Nebenbuhler bin, wenn ich mich um die Gunst des Fräuleins von Wetter,

des Gänseliefels, bemühe?“

Momentan schaute Lehrbach drein, als wisse er nicht, ob er es hier mit Ernst oder Scherz zu thun habe, dann lachte er laut und übermütig auf, warf sich in den Sessel

zurück und rief: „Nein bei Gott nicht, Reimar! Nimm sie hin, sie sei dein; meinen Segen obendrein!“

„Ich danke dir.“ Hattenheims Stimme klang fast ironisch, aber in seinem Auge leuchtete es wunderbar auf.

Lehrbach wurde ernster.

„Hattenheim, ich hoffe, du scherzest; du willst mich auf recht wunderliche Weise ärgern.“

„Durchaus nicht“, Reimar erhob sich und stand hoch aufgerichtet vor dem jungen Offizier; sein Antlitz war bleich, nur über die Stirn flammte es, und sein Atem flog schnell und mühsam. „Wohl uns, daß unser Geschmack so verschieden ist, hoffentlich bleibt er auch so, und das Wort, das du mir gegeben“ — Hattenheims Stimme erhob sich fast drohend und klang wie eine heimliche Herausforderung — „wird zum Fundament unseres gegenseitigen Glückes, denn es ist das Wort eines Ehrengemannes.“ Fast gebieterisch bot er die Hand dar, und Günther schlug ohne jegliches Zaudern ein, mit einem Gesicht, als ob er sagen wollte: „tant de bruit pour une omelette!“ Dann faßte er sein Sektglas, hob es Reimar entgegen und leerte es in hastigem Zug. Mit schrillum Klang schlug die silberne Kette, welche von Ilzes Fächer herniederschaukelte, gegen den zarten Glaskelch — ein breiter Sprung lief quer durch den geschliffenen Rand.

Keiner der beiden Herren schien es bemerkt zu haben.

„Auf Wiedersehen!“ sagte Hattenheim und wollte sich zum Gehen wenden, die Introduction einer Quadrille schallte aus dem Tanzsaal herüber. Lehrbach aber hielt

seine Hand mit jähem Druck noch fest, neigte sich dicht zu seinem Antlitz und sagte voll Aufrichtigkeit:

„Dies tête-à-tête eben war recht wunderbarlich, Reimar, gehst du als Freund von mir?“

Da sahen ihn die redlichen blauen Augen mit gar seltsamem Ausdruck an, eine unendliche opfermutige und wehmuthvolle Liebe leuchtete daraus entgegen, sekundenlang ruhte Blick in Blick, dann atmete Hattenheim tief auf und sagte voll schwerer Betonung: „Ich kam als Freund zu dir, Günther, und gehe als ein solcher; wie treu ich es aber als Freund meine, und wie hoch mir die Freundschaft gilt, das wird dir erst die Zukunft beweisen.“ Hastig, fast ungestüm, erwiderte er den Händedruck, wandte sich schnell ab und schritt hoherhobenen Hauptes durch die Galerie zurück.

Lehrbach sah ihm nach. „Ein wunderlicher Heiliger“, dachte er, „aber ein Herz von Gold, du hast recht, du ahnungslose Welt, wenn du mich Fortunatus nennst!“ — —

Hattenheim ging geraden Wegs zur Oberhofmarschallin.

„Verehrteste Tante, dürfte ich dich um wenige Minuten Gehör bitten?“ flüsterte er unter den geräuschvollen Musikklängen zu ihr nieder, und Gräfin Lattdorf nickte ihm freundlich zu, erhob sich und schritt einem etwas isoliert stehenden Eckdivan zu.

Hattenheim sprach lange, gedämpft und sehr eindringlich; er konnte bitten wie ein Kind, unermüdlich, mit so treuherzigem Blick.

Die Gräfin hörte zu, ohne ein einziges Mal zu unter-

brechen, dann legte sie die schmale Hand auf seinen Arm und sah ihn voll an: „Du bist eine brave Seele, Reimar, und was in meinen Kräften steht, soll gewiß geschehen, um dir behilflich zu sein. Soeben sprach ich mit Frau von Wetter, sie ist in hohem Grade erbittert über das kühle, unfreundliche Entgegenkommen der Gesellschaft, der alten Freunde selbst, welche kaum Zeit gefunden haben, sie zu begrüßen; auch scheint sie sehr gekränkt, daß Josephine so wenig floriert, und erklärte mir sehr entschieden, daß dies der erste und letzte Ball gewesen sei, welchen sie hier in der Residenz während dieser Saison bejucht; sie will à tout prix nach Stauffen zurück. Ich werde mich aber bemühen, deinen Intentionen gerecht zu werden, und auch Gelegenheit suchen, der Herzogin-Mutter meine Meinung über eine derartige Behandlung altangesehener Familien zu äußern. Eine kleinste Auszeichnung der Herrschaften würde genügen, die Stellung der Wetter'schen Familie vollständig zu restaurieren.

Hattenheim drückte in unendlicher Dankbarkeit die Hand der Sprecherin, diese aber fuhr mit fast neckendem Ton fort: „Und wenn Frau Renate absolut nicht zu bewegen ist, hier zu bleiben, lieber Reimar, was würdest du dann deiner Tante für eine Dekoration um den Hals hängen, wenn sie sich sogar erböte, ‚lütt Josephining‘ als lieben Gast den Winter über zu behalten?“

„Für eine solch außerordentliche Güte und Freundlichkeit ist noch kein Orden gestiftet worden, teuerste Tante, denn sie ist einzig in ihrer Art!“ rief der junge Mann

mit dunkler Blut auf Wangen und Stirn, neigte sich hastig und küßte die zierliche Hand, welche noch immer auf seinem Arm ruhte. „Nicht einmal Herz und Seele kann ich dir in treuester und vasallenhaftester Ergebenheit zu Füßen legen, denn darüber verfügst du schon seit langer Zeit als eine unendlich gnädige Herrin!“

„Deinen Dank nehme ich als eine gerechte Belohnung aus deinen strahlenden Augen entgegen“, lächelte die Hofmarschallin, „aber Herz und Seele gebe ich dir zurück, denn ich glaube, Freundchen, die hast du momentan selber viel zu nötig, wenn du sie überhaupt noch besitzt!“ Und sie erhob sich und that einen schnellen Umblick. „Dort sitzt Frau von Wetter, wieder allein bei Josephine und Ange, allons donc, ein günstiger Moment, meine Mission zu beginnen!“

Sie sah nicht das wehmütige Lächeln, welches die Lippen Hattenheims bei ihrer scherzenden Bemerkung umspielt hatte, sie schritt, auf seinen Arm gestützt, hinter dem Gemühl der tanzenden und Spalier bildenden Paare hindurch, um wenige Augenblicke später mit vieler Freude von Tante Renate begrüßt zu werden. —

Prinzessin Sylvie hatte bereits Unglaubliches im Tanzen geleistet. Ihr Antlitz glühte wie eine voll erschlossene Rose, halb aufgelöst hingen die blonden Haarsträhnen in Stirn und Nacken hernieder, und um den Kleidersaum wehten die zerfetzten Crêpestreifen, welche der Toilette einen unsagbar chiffonnierten Anstrich gaben. Zwar nahm ihre hohe Trägerin die Schleppe ungeniert

auf und riß die defekten Garnierungen mit kräftiger Hand ab, knäuelte sie ungeduldig zusammen und warf sie auf den ersten besten Divan. Lachte dann hell auf, wenn Graf Lehrbach solch einen „Flicker“ mit vielsagendem Blick und nicht immer sehr unbemerkt auf die Brust unter die Uniform schob, und sagte höchstens mit einem Fächerklapps: „Rumpensammeln ist nicht gentlemanlike, Lehrbach! Da . . . hier haben Sie ein besseres Souvenir!“ Und sie warf ihm den glitzernden Fächer zu und machte ein Gesicht dabei, als existiere keine Seele weiter im ganzen Saal außer dem schönen Mann an ihrer Seite.

Welch eine reiche Sammlung von Fächern, Blüten, Taschentüchern und Handschuhen hatte Günther bereits daheim in seinem Schreibtisch aufgestapelt! Und jedes einzelne Stück war ein Souvenir!

Die kurze Tanzpause, die letzte vor dem Souper, hatte soeben begonnen. Die jungen Damen plauderten in kleinen Gruppen, naschten von den präsentierten Süßigkeiten und beobachteten ihre Nebenbuhlerinnen. Die Mütter begannen bereits hinter den Fächern zu gähnen, oder sieberten vor Verlangen, einer Anekdote der höchsten Gastgeber gewürdigt zu werden, um so mehr, da die hohe, schlanke Gestalt der Herzogin-Mutter sich heute nur sehr selten von ihrem Sessel erhob, um eine kleine Tournee bei den älteren Herrschaften zu machen. Sie war noch immer erkältet, und ihre Robe von maisgelbem Atlas mit dem Tablier von etwas härter nüanciertem Brokat ließ die tiefe Blässe ihres schmalen Gesichtes noch merk-

licher hervortreten. Der Ordonnanzoffizier hatte auch voll rührender Ausdauer mit dem Hermelintragen auf dem Arm hinter der hohen Frau gestanden, bis ihm endlich ein huldvoller Wink gestattete, denselben um die Schultern der Fürstin zu legen, da war er reich belohnt für seine Geduld.

Marie Christiane hatte nur während des ersten Tanzes an der Seite der Herzogin-Mutter geessen; dann war es wohl ganz absichtslos gekommen, daß sie, längere Zeit mit Franz Eginhard plaudernd, bei dem plötzlich beginnenden Tanz einen isolierten Platz gewählt, ihre Hofdame und die Landjägermeisterin zur Seite, welchen sich im Laufe des Abends noch verschiedene Freunde des Pavillons anschlossen, bis sich schließlich eine Saalecke bildete, in welcher man viel dunkle Ornatsgewänder beisammen sah. Einmal hatte sich Marie Christiane direkt zu Frau von Wetter und deren Nichte begeben, welche recht verlassen auf ihrem Divan geessen hatten, um längere Zeit angelegentlichst mit ihnen zu plaudern.

Gräfin Aosta bemerkte es und wandte sich mit spöttischem Achselzucken zu einer Palastdame.

„Sie macht Proselyten!“ lachte sie, laut genug, um von Prinz Detlef gehört zu werden; der wechselte auch einen schnellen Blick mit ihr, verneigte sich und bat um eine Extratour.

Sylvie stand in einem Nebensalon, löste die Tanzkarte von ihrem Gürtel und sah flüchtig darauf nieder, Lehrbach trat an ihre Seite.

„The lancers!“ las die Prinzessin, rümpfte die Nase und warf geringschätzend die Lippen auf. „Wieder diese viereckige Langeweile. Ich begreife gar nicht, Fortunatus, warum Sie diese entsetzlichen Tänze hierhin drucken lassen!“

„Könnte ich alle Galopps mit Ihnen tanzen, Hoheit, würde ich nur solche auf die Tanzordnung setzen“ — entgegnete der junge Offizier langsam, mit viel Betonung und einem tiefen, etwas kühnen Blick in das Auge der Fragerin, „so aber bin ich egoistisch genug, Ihren anderen Partnern solche Touren zuzudenken, die Ihnen durch ihr ursprüngliches Genre die Tänzer zu gleicher Zeit mit verleiden!“

Sylvie hatte die Wimpern tief über die Augen sinken lassen. Ihr verschleierter Blick ruhte auf dem schönen Angesicht des Grafen, schnell und heftig atmete sie auf. Dann zuckte ihr Kopf in den Nacken, und mit der ihr eigentümlichen, eckigen Bewegung sagte sie laut und ungeduldig: „Ein infamer Backofen hier! Ich bin schon ganz aufgelöst vor Hitze und sehne mich danach, etwas frische Luft zu atmen. The lancers werden wohl auch ohne mich klappen, und wenn sie's nicht thun, hole sie meinethalben der Kuckuck! Ihren Arm, Lehrbach! Ich wünsche einen Gang durch den Wintergarten zu machen!“ Ohne nur eine Entgegnung abzuwarten, legte sie ihre Hand fest auf den Arm des Husaren und wandte sich der Galerie zu.

Am Anfang derselben standen mehrere kleine Spiel-

tische, an denen die älteren Herren sich nach Kräften amüsierten und es oft in erstaunlichen Ziffern bewiesen, auf welch' goldenem Boden die meisten Stammbäume des Landabfels Wurzel geschlagen.

Auch Franz Eginhard, der Tanz und leichte Konversation nicht sonderlich liebte, hatte sich mit Prinz Alexander, dem Minister Grafen Lehrbach und einem fürstlichen Gesandten zum Whist niedergesetzt. Schäumende Champagnergläser klirrten auf, Goldstücke rasselten unter den weißen, brillantblitzenden Händen, die sie zusammenwarfen. Sonst aber herrschte tiefe Stille — nur Prinz Alexander hüstelte hie und da etwas nervös auf, und die Musikflänge tönnte gedämpft und abgerissen aus dem weißen Saal herüber.

In der Nähe am Kamin, die Augen meist unverwandt auf die fürstlichen Herren gerichtet, lehnte der Ordonnanzoffizier, Herr von Neuenstein, in ängstlicher Gewissenhaftigkeit bereit, sofort dienstbeflissen hinzuzuspringen falls dem Herzog oder dem Prinzen eine Karte entfallen sollte. Auch konnte man ja nicht wissen, ob vielleicht der Herzog eine Cigarette anzuzünden wünschte und ein Schwefelholz dazu brauchte . . .

Sylvie und Lehrbach schritten auf weichem Teppich vorüber, die Prinzessin warf ihrem Bruder scherzend die weiße Lilie, welche sie aus ihrem Gürtelstrauß gezogen, und mit der sie auf der flachen Hand Jongleurkünste exerzierte, in die Karten, nickte ihm und dem Minister zu und musterte Herrn von Neuenstein, dessen Haupt sich

vor ihr bis fast zum Teppich neigte, mit etwas sarkastischer Grimasse.

Das Auge des Ordonnanzoffiziers folgte dem jungen Paar — es war ein böser, hämischer Blick, der konstatierte, daß das Ziel der Wanderung der Wintergarten war. Für sein Leben gern wäre er gefolgt, um interessante Neuigkeiten auszuspionieren, aber er kannte die Tragweite solcher Indiskretionen und wußte, daß das Pflänzlein Klattschrofe nirgends üppiger, aber auch nirgends giftiger und gefährlicher sproßt, als auf dem Parkett. Und sich die Finger verbrennen? Nein, dazu war er doch nicht mit so unendlicher Mühe bis auf die erste Sprosse der Leiter geklettert, deren Spitze in einem Feldherrnstab und strahlender Fürstengunst auslief. Vielleicht konnte er andere Augen finden, die für ihn sahen, andere Ohren, die für ihn hörten. — Es gehen ja so viele ältere Damen mit Vorliebe in den Wintergarten. Also aufgepaßt — da kommen schon zwei, drei Personen. — Schade! —

Es ist Hattenheim, der beste Freund Lehrbachs, seine Cousine Ange und der kleine, weiße Zuckerhut von Großstauffen. Fräulein von Wetter ist nicht so übel, wie sie auf den ersten Blick scheint, sie hat entzückende Augen, einen Teint, wie ein blasses Rosenblatt, und dazu ein eigentümliches Lächeln, das immer schmerzlicher wird, je weiter der Abend vorrückt . . . Arme Kleine, es war sehr hart, daß niemand sich deiner Tanzarte erbarmte. — Ich hätte dich ja gern engagiert, ich, Baron von

Neuenstein, der Ordonnanzoffizier, denn trotz deiner ridiculen Toilette hat mir dein reizendes Gesichtchen höchlichst wohlgefallen! — Aber, wie konnte ich, ich, der Ordonnanzoffizier! — Alle Welt lacht und spottet ja über dich! Man nennt dich Gänseliesel — und was das Schlimmste ist, Graf Lehrbach hat deine Verhältnisse als mehr wie armselig geschildert, also nicht einmal eine gute Partie! — Und nur um in deine hübschen Augen zu sehen, sollte ich, der Ordonnanzoffizier, so unglaublich verwegen gegen den Strom schwimmen? Bedauere unendlich, allerliebstes Gänseliesel, aber dazu bin ich doch viel zu sehr Hofmann, der seine Feder immer so bläst, wie der allgemeine Atem weht!

So war ungefähr das Selbstgespräch, welches der junge Offizier am Kaminsims hielt, da er mit verschwommenem Blick den Vorübergehenden folgte.

Im Wintergarten wehte eine feuchtwarme, stark durchduftete Treibhausluft. Fontainen plätscherten im lausichigen Grün, Orangenbäume badeten sich in einem Meer von Wohlgeruch, und auf dem weichen Sand malten sich die zackigen Schatten der Palmen, Agaven und köstlich getürmten Philodendrons, die ihre Blattkronen bis hoch über die blühenden Gebüsch und Pyramiden wölbten. Zwei Bronzelöwen flankierten die Ruhebank, welche unter wiegenden Schneeballen und Fliedertrauben halb versteckt zum Raften einlud. Vor ihr schlängelte sich der rötliche Sandweg, welcher in mannigfachen Windungen, viel verzweigt und labyrinthisch durch Grotten und Spalier

geführt, den ganzen, außerordentlich großen Raum des Wintergartens durchschnitt, der einen um so ausgedehnteren Eindruck machte, als sich ihm in direkter Verbindung die weitläufigen Gewächshäuser angeschlossen, welche sämtliche Ziersträucher und exotischen Gewächse des Schloßgartens im Winter beherbergten.

Auf der Bank, zurückgelehnt gegen die kühlen Zweige der Kamelien, saß Prinzessin Sylvie, das Antlitz zu dem jungen Kavalier erhoben, der sich mit leicht vibrierender Hand auf die Bronzelehne stützte und sich tief zu dem blonden Weib herniederneigte.

„Was haben Sie mir zu sagen, Hoheit?“ fragte er leise mit dem so eigentümlich dunklen, heißen Klang in der Stimme.

Sylvie atmete hastig. „Den Marsch machen will ich Ihnen, Sie unartiger Mensch!“ rief sie mit einem Blick, in dem Koketterie und Harmlosigkeit um den Sieg stritten. „Glauben Sie vielleicht, Ihre bodenlosen Verläumdungen armer, unschuldiger Menschen kämen mir nicht zu Ohren? Setzt einmal gebeichtet, Sie Méchant, wer ist die Königin von Saba?“

Günther kreuzte die Arme über der Brust und verneigte sich tief. — „In ernster Anwendung, meine unendlich kluge Prinzessin, die mich soeben durch ihre Unwissenheit überrascht, in méchanter Anwendung jedoch selbstverständlich nur die Frau Baronin von Tessin!“

„Himmel — dies Kameel!“ — schrie Sylvie auf — „Sie sind unerhört, Lehrbach!“

„Urteilen Sie selbst, Hoheit. — Neulich stehen wir vor dem neuen Gemälde Munkacsy: ‚Christus vor Pontius und Pilatus!‘ — Die Baronin sieht es lange, lange und schweigend an; endlich rümpft sie verächtlich die Nase und zischt durch ihre zwei einsamen Vorderzähne: Fehlt ja eine Hauptperson!“

„Und welche, meine Gnädigste? frage ich eifrig, in der festen Überzeugung, mein Wissen jetzt außerordentlich vervollkommen zu können . . .“

Sylvie hob drohend den Finger —

„Nun, mein Gott . . . hier steht ‚Christus vor Pontius und Pilatus!‘“ — schmettete die Baronin in gellender Entrüstung. — „Ich sehe aber nur den Pontius . . . und der Pilatus? Mein verehrter Graf — sehen Sie ihn vielleicht?“

„Au! . . . Kalau!“ — Sylvie warf sich brüst zurück, und lachte mit weitgeöffnetem Mund dergestalt, daß es an den Glaswänden wiederhallte, — „Sie übertreiben, Lehrbach, — zwar historisch, aber nicht wahr, heißt die Devise, unter welcher Sie der armen Tessin dieses neue Anekdotchen aufhalsen!“ —

Günther zuckte mit einem feinen Lächeln die Achseln. — „Hören Sie weiter: Züngst ging ich stillvergnügt durch die neuen Anlagen und hatte keine Ahnung, daß daselbst Frau von Tessin ihren Wechsel hat —“

„Gut waidmännisch gebrüllt, Löwe!“

„Ich fiel ihr demzufolge zum Opfer und mußte sie ein Stück Wegs vor den Verfolgungen des Berchöne-

rungsvereins schützen, welcher, wie man sagt, der Baronin zehn Mark geboten hat, wenn sie die Anlagen meiden wolle“ — — — — —

„Sie sind ein empörendes Schandmaul, Fortunatus!“

„Da begegnet uns eine Kompagnie Infanteristen, welche die Fahne abgeholt hat, und unsagbar stolz diese Trophäe, welche zu Lumpen zerflossen ein Stück Weltgeschichte erzählt, vor sich herträgt. — ‚Aber ist es möglich,‘ schreit die Tessin auf, — ‚wie kann man solch zerfetzte Fahne auf die Straße schicken! Ist denn keine der Regimentsdamen ambitiös genug, solchen Skandal zu verhüten und die Löcher da zu flicken oder neues Zeug zu kaufen?‘ . . . Tableau!“

Sylvie hatte das Spitzentäschentuch gegen ihr hochgerötetes Antlitz gepreßt und lachte Thränen. Günther aber sah sie mit einem schalkhaften Lächeln außerordentlich harmlos an und fragte mit tiefen Augen: „Wollen Sie sich nun noch wundern, wenn ich diese seltene Frau ‚Königin von Saba‘ nenne?“

Die Prinzessin riß eine Fliedertraube von dem schwankenden Ast und zerrupfte die einzelnen Blüten, um sie gegen Lehrbachs Wangen zu werfen.

„Gott soll einen vor Ihrer Zunge bewahren, Graf, sie ist unglaublich böshaft, und doch würde es ewig schade sein, wenn Sie sich bessern wollten!“

Einen Moment herrschte Schweigen; wie irres Auf-lachen klangen die Geigen aus dem Saal herüber —

weiche, berauschende Duftwolken säuselten um die jungen, fieberheißen Stirnen.

„Haben Sie mir gar nichts zu erzählen?“ Ein fast herausfordernder Blick blitzte aus den grauen Augen zu dem schönen Mann empor.

„Zu erzählen?“ Günther seufzte leise auf, neigte sich noch tiefer auf den blonden Scheitel der Prinzessin hernieder und sah sie mit seinen dunklen Augen an: „Zu sagen hätte ich wohl viel, Hoheit, doch da ich es nicht darf, so muß es denn beim Erzählen bleiben! Ich kenne eine traurige Mär, die mir heute wilder denn je durch die Sinne braust — eine Geschichte, die so uralt scheint und doch so neu ist — die man mir vielleicht als prophetisches Liedlein an der Wiege gesungen hat und deren Inhalt mir die düsteren Nornen in das Lebensbuch geschrieben haben — just in das Kapitel, welches bei anderen und glücklicheren Sterblichen von blühender Myrte umrankt ist!“

„Und das Märlein heißt?“ Wieder sanken die Wimpern tief verjählernd über die Augen der Fragerin. Die Worte klangen leise, wie gepreßt durch die Zähne, und die Lilienfelche zitterten an der heftig atmenden Brust.

„Kein Blick und kein Stern!“ flüsterte Graf Lehrbach mit brennendem Blick. „Hörten Sie niemals von dem blonden, vielreizenden Königskind, dem armen, verliebten Bagen und den zertretenen Blaublümlein unter dem Remenatenfenster, die des jungen Knaben Herzblut tranken?“

Eylwie sah empor, sah wie gebannt in sein Auge.

Ihre vollen Lippen waren halb geöffnet, durstend, schwachtend und doch von einem wunderlichen Zug umspielt, als ringele sich eine kleine Schlange durch dies Lächeln. „Nein“, sagte sie kurz, „will auch davon nichts hören: bin selber solch ein blondes Königskind, welches . . .“ Sie verstummte jäh.

„Welches —?“ Lehrbachs Hand griff in die Zweige des blühenden Kirschbäumchens — wie silberner Schnee wirbelten die weißen Blättchen auf Haupt, Hals und Schoß der Prinzessin nieder — in stummer, glühender Frage brannte sein Auge auf ihrem Antlitz.

„Welches nun und nimmer dulden würde, daß Blaublümlein unter dem Kernenatensfenster zertreten würden!“ Laut und hart klang ihre Stimme, die weißen Zähne schnitten in die Unterlippe, und doch lachte sie mit bezauberndem Blick zu dem Mann an ihrer Seite empor und neigte das Haupt noch näher zu seiner Schulter.

„Und ob ich dich liebe, was geht's dich an!“ recitierte Günther mit dämonischer Gewalt in der Stimme. „Versuchen Sie es — verbieten Sie es einem Herzen, aus Liebe für Sie zu brechen.“

„Dazu muß ich erst wissen, wo ein solches Herz zu finden ist!“

Seine Antwort war sein Blick.

„Kein Glück — kein Etern“, fuhr Sylvie träumerisch fort, „und der alte Refrain — sie mußten beide sterben, sie hatten sich viel zu lieb . . . wie ist doch jene goldene Zeit der Fabel so sentimental und so langweilig!“

Sie lachte plötzlich hell auf, warf den Kopf keck in den Nacken und sah mit dem ihr eigenen Gemisch von Spott und Leidenschaft in Günthers Auge. „Da lobe ich mir doch unsere moderne Zeit, zu deren göttlichem Leichtsinn ein Offenbach seine Musik geschrieben! Damals waren die Wasser, welche das Königskind von seinem Lieb trennten, gar viel zu tief, und ließ sie zusammen nicht kommen‘ — heutzutage aber baut die liebenswürdige Kaprixe einen Rahn, umsegelt geschickt die Klippen, welche auf der Tanzkarte ‚The lancers‘ heißen und landet das blonde Königskind und den getreuen Pagen im dämmerigen Zauber Garten, unter dessen Palmen man jedoch auch jetzt noch nicht ungestraft wandelt, wenn man darüber das Souper vergißt. Kommen Sie, Fortunatus, lassen Sie an meiner Seite das Märchen leben, dessen Inhalt von schöneren Blüten als zertretenen Blaublümlein spricht!“ Sie sprang ungestüm empor, schüttelte lachend die Blütenflocken aus dem Haar und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Prinzessin . . . von welchen Blüten soll dies Märchen der Zukunft reden?“ Lehrbach stand regungslos, seine Stimme bebte.

Eynvies Blick flog über die farbige Pracht des Bosketts. Sie brach schnell ein Zweiglein Lorbeer und reichte es ihm mit schillerndem Blick. „Von diesen hier“, sagte sie leicht hin, „von dem Kraute der Unsterblichkeit, das die Stirn der göttlichen Lieblinge schmückt und das sich einzig dem goldenen Reife auf der Fürstenstirn anschmiegen darf. Lorbeer, Graf Lehrbach, ist die zauberische Brücke,

welche selbst die gähmendste Luft überspannt, also hoffen wir auf Krieg und Sieg, der Ihnen diese Krone mit bringt!“ Es

lag ein scharfes Lächeln auf den Zügen der Sprecherin, und die Worte ‚diese Krone‘ klangen beinahe

wie das Richern des kleinen Hochmuthsteufels.

Kühl wie Schneelust wehte es den jungen Offizier aus den grauen Augen und der herben Stimme an.

Die Lippen zusammengepreßt, eine Falte auf der Stirn, hatte Lehrsach auf den Lorbeer gestarrt, dann aber beherrschte er sich schnell, lächelte sein einnehmendstes Lächeln und zog die Hand mitsamt dem grünen Reis an die Lippen.

M. v. Eschstruth, III. Rom. u. Nov., Gänsefüßel I.



„Wohl mir, Hoheit, daß diese Hand den ersten Zweig für einen Kranz gepflückt, der zum hohen Ziel meines Lebens werden wird!“

In demselben Augenblick rieselte es wie eine weiche Schleppe, klangen gedämpfte Schritte auf dem Sandweg — jäh zusammensuckend wich Josephine von Wetter zurück und starrte tief erbleichend auf Graf Lehrbachs schönes Antlitz, das sich in langem Ruß auf die Hand der Prinzessin neigte.

Günther richtete sich empor, warf mit einem Lächeln und schnellem Blick auf Josephine, Ange und Hattenheim das Haupt in den Nacken und schritt, Ihre Hoheit am Arm, mit einem etwas forciert selbstbewußtem Gesicht an ihnen vorüber.

Eylwie nickte Gräfin Ange unendlich harmlos zu, klopfte Josephine en passant auf die Schulter und sagte mit huldvollem Lächeln: „Sie haben Ihren schönen Freund vortrefflich gezogen, little country-miss! Die paar Wochen in ländlicher Einsamkeit haben ihn zu dem liebenswürdigsten und anspruchslosesten Menschen gemacht, den man sich nur denken kann — er küßt selbst die Hand, welche ihm das bittere Kräutlein Lorbeer reicht!“ Ein leises, kurzes Auflachen — dann schritt die Prinzessin am Arm ihres Tänzers vorüber. Wie ein schillernder Eidechsenleib raschelte die lange Schleppe hinter ihr her und segte die Kamelienblüte mit sich fort, welche Josephine durch den jähen Schreck aus den Fingern geglieden war.

Sie stand und schaute dem Paare nach, bis Sylvians burschikose Stimme verklang, bis das silberne Gewand zum letztenmal hinter den Spalieren hervorleuchtete. Dann strich sie mechanisch mit der Hand über die Stirn, richtete die großen, glanzlosen Augen auf Hattenheim und fragte wie eine, die plötzlich aus langem Traum erwacht:

„Kann denn eine Prinzessin einen Mann heiraten, der keine Fürstenkrone trägt?“

Hattenheim schaute düster vor sich hin, Gräfin Ange jedoch lächelte seltsam und entgegnete: „Sie kann es wohl, aber — sie thut es nicht! Seltsam, mir fällt immer des Ettehard kurze Geschichte ein: Und es war ein dunkler Nachtfalter, der flog zum Berg hinauf und flog um das Licht und mußte, daß er verbrennen müsse . . .“

Hattenheim lachte ingrimmig auf: „Der Nachtfalter war ein dummer Teufel heißt's am Schluß des Märleins!“

„War ein Husarenoffizier, der hoch hinaus wollte!“ schüttelte Ange leicht ironisch das Köpfchen. „Verbrannte die Flügel! — Ich fürchte, so heißt der Schluß des Märleins und der Wahrheit!“

„Es ist so schwül hier, ich mag keine roten Rosen sehen!“ sagte Josephine mit zitternder Stimme. „Lassen Sie uns umkehren!“ — — — — —

Allein, mit schwer bewölkter Stirn saß Tante Renate auf dem Wanddivan, als die drei jungen Leute zu ihr zurückkehrten. Ihr scharfer Blick traf das bleiche, ver-

störte Antlitz Josephinens, sie schrak empor, ihre Hand krampfte sich unwillkürlich um den derben Elfenbeinfächer.

„Bist Du krank, Phine?“ fragte sie kurz.

Wie durch Thränen traf sie der Blick des jungen Mädchens. „Mein Kopf thut grausam weh, lieb Tanting!“ nickte sie, preßte die Hand aber dabei auf das Herz.

Frau von Wetter erhob sich schnell. „So laß uns nach Hause.“

„Ach ja, nach Hause!“ Wie ein Aufschrei klang's.

„Jetzt schon, vor dem Souper, Frau Baronin?“ rief Gräfin Ange mit ehrlichem Bedauern. „Das ist ja unendlich schade für unsere netten Pläne, wir wollten so gemütlich an einem kleinen Tisch zusammen sitzen!“

Die Freifrau drückte ihr die Hand. „Sie meinen es gut, liebe Komtesse, aber ich glaube, Josephine und ich haben keinen sonderlichen Appetit auf fernere Genüsse. Einfachen Landmenschen wie uns liegt solch ein Fest gar wunderbarlich schwer im Magen! Grüßen Sie Ihre liebe Mutter von mir, wir werden ihr morgen unseren Abschiedsbesuch machen. Jetzt möchte ich nicht stören, sie spricht mit der Herzogin. Bitten Sie auch, daß sie unser Gehen mit dem Unwohlsein meiner Nichte bei den Herrschaften entschuldigt!“

Josephine war es, als walle ein grauer Nebel vor ihren Augen, sie stützte sich schwer auf den Arm der Tante, die ihr denselben mit besorgtem Blick darbot: „Komm, mein Herz — du bist das bunte Getreibe der großen Welt noch nicht gewöhnt!“ Sich zu Hattenheim

wendend, fuhr sie mit freundlichem Ton und Blick fort: „Sagen Sie es, bitte, meinem Mann, daß wir voraus-
gefahren sind, Herr von Hattenheim — ich möchte ihn
nicht stören, er amüsiert sich so gut. Und nochmals viel
herzlichen Dank, daß Sie sich unserer so liebenswürdig
angenommen haben!“ Hattenheim neigte sich stumm über
die dargereichte Hand und küßte sie. In seinen Zügen
arbeitete es wie namenlose Erregung, und seine Stimme
klang schluckend, als er nach kurzer Pause entgegnete:
„Sie gestatten mir, die Damen zu dem Wagen zu geleiten.“

Ange drückte Josephinens Hand: „Wir nehmen keinen
Abschied, wir sehen uns wieder!“

Ein herzerreißendes Lächeln antwortete ihr; dann
schritten sie über die weichen Teppiche des Nebensaals,
zum Vestibül hinaus, die marmornen Stufen hinab, zu
deren Seiten die weißen Azaleen und Schneeglöckchen die
Köpfe erfroren hängen ließen. Wie hatten sie so freudig
die zarten Blättchen zu den flammenden Girandolen er-
hoben, als Josephine hier die Treppe emporgestiegen
war — ebenso glücklich und zuversichtlich, ebenso bebend
und lustgeschwellt wie das Herz der lieblichen Mädchens-
knoipe — und nun kehrte sie nach ein paar kurzen,
kurzen Stunden zurück — es war ein Frost gekommen,
der hatte beide geknickt, die weißen Blüten wie das junge
Herz — und aller Lust war ein schnelles Ende gemacht.

Die Schneesternchen wirbelten durch die scharfe Winter-
luft und stürzten sich in die qualmenden Pechflammen,
als wollten sie sagen: „Es ist kalt, uns friert, habt

Mitleid, nehmt uns an euer heißes Herz und laßt uns erwärmen!“ Aber das Feuer züngelte grell empor, knisterte wie ein höhmisches Aufklachen und faßte die weißen Flocken — da sanken sie zu ihm nieder und starben.

Josephine fühlte es kühl auf ihr Antlitz wehen, aber sie schritt unbedeckten Hauptes zum Wagen. Was sollte sie denn schützen? . . . Den welken Kranz in ihrem Haar? . . . Dessen Zeit war um!

Hattenheims Hand umschloß die ihre. „Auf Wiedersehen!“ hatte er gesagt, und der Flackerschein der Lichter hatte sein Antlitz gestreift, just, als ob sich eine Strahlenkrone auf die Stirn herniederjenke. Ja, er verdiente sie, der treue, häßliche Hattenheim, der einzige, der des Gänseleiels Namen freiwillig auf die Tanzkarte geschrieben, der einzige, der sich ihrer nicht geschämt hatte.

Der Wagen sauste davon, der Lichtglanz erlosch, noch einmal grelle, hellaufjubelnde Geigentöne . . . dann sumimte es gedämpfter — immer ferner — und dann ward es dunkel und still.

Josephine aber lag laut aufschluchzend an der Brust der Freifrau; eine zitternde Hand strich über ihr Haupt, zwei Lippen drückten einen Kuß auf ihre Stirn, und eine weiche, wehmütige Stimme flüsterte leise:

„Armes, armes Kind du! . . .“

Und dann kam eine lange, einsame Nacht. —

Oft steht ein lieblich Bäumlein im Frühling mit großen, schwellenden Knospen, um die Sonnenglanz und schmeichelnde Lüfte wehen, mit ihrem Rosen die Blüten

zum Licht zu locken — doch die Augen des Lenzes schlafen weiter, unberührt, als ginge sie dieses holde Grüßen gar nichts an. Plötzlich aber rauscht und faust es durch die Wipfel, Blitze zischen, es kracht und wettert rings, dann fallen Tropfen, dick, schwer, voll schmerzlicher Wucht, immer mehr und mehr, ein endloser Strom, der die zitternden Zweiglein badet — und dann wird's wieder still. Wenn aber das Morgenlicht die Erde grüßt, da steht der zu neuem Leben erwachte Baum in fremder, köstlich stolzer Pracht. Er hat einen rosigen Schleier um das Haupt geworfen gleich dem jungfräulichen Weib, dessen Auge sich der Sonne, dem Glück, der Liebe erschlossen, das in kurzer, rätselhafter Wandlung plötzlich aufgehört, ein Kind zu sein!



Wunderlich Mädchenherz, du gleichst dem knospenden Baum der Frühlingsnacht. Sonnig Lächeln weicht und segnet diese Kinderstirn, aber nur die Thränen großen namenlosen Schmerzes wecken des Weibes heilig ernste Majestät.

„Wem nie durch Liebe Leid geschah, geschah durch Lieb' auch Liebe nie.“



„Doch wenn sie liebt, nimm dich in acht!“
„Carmen“ Bizet.

XI.

Die eleganteste Straße der Residenz war die Bellevue, eine Filigranarbeit köstlichster Gitter, hinter welchen inmitten tadellos gepflegter Gärten, reserviert und hoch aristokratisch die einzelnen Villen lagen. Sie zog sich längs des Parkes in gerader Linie dem Palais zu, gewissermaßen eine Verlängerung des Schloßplatzes, um welchen sich die Gesandtschafts-Hotels, die Privathäuser des Prinzen Detlef und verschiedener auswärtiger Fürstlichkeiten, Museum, Galerien und der Dom gruppierten.

Den Platz zum Teil noch überblickend, dicht am Beginn der Bellevue, lag die Villa Carolina. Hochstämmige Ulmen und Lindenzweige beschatteten im Sommer

ihr Dach, welches sich platt, mit verschiedenen allegorischen Figuren geschmückt, über das einstöckige, blendend weiße Gebäude breitete, dessen Seitenwände zwei mächtige, von Säulen getragene Balkons flankierten.

Ein hohes Bronzegitter säumte den schmalen Vorgarten, zwei geschmackvolle Neverberen erhoben sich neben der Thür.

Der Hofmarschall, Graf zu Lattdorf, bewohnte Villa Carolina.

In dem kleinen Boudoir der ersten Etage, welches den Austritt auf den linksseitigen Balkon gewährt, sitzt eine junge Dame, trotz des Zwielichts noch eifrig über ein Buch geneigt.

Ein dunkles, sehr elegantes Kleid fällt in weichen Falten von ihren Hüften, spannt sich knapp um die schlanke, außerordentlich graziöse Figur, und schließt mit goldener Stickerei hoch an dem Hals.

Die letzten Reflexe eines roten Abendhimmels spielen auf dem blonden, sehr modern und kleidsam frisierten und von weichen, duftigen Stirnlöchchen umzitterten Köpfchen.

Der Schnee fällt dichter draußen; dürre Weinranken werden von dem Wind über die Balkenbalustrade geweht, düsterer färbt sich der Himmel und die Schatten werden tiefer in dem kleinen Salon.

Da läßt die junge Dame das Buch sinken und streicht langsam mit der Hand über die Stirn, wendet das Antlitz zum Fenster und blickt regungslos hinaus in das tolle

Treiben der Schneesternchen. Es ist Josephine von Wetter. Ist sie es auch wirklich? Kaum, daß man sie wiedererkennt, so wundersam hat sie sich verwandelt. Noch ist es dasjelbe, rosige, süße Gesichtchen, welches Graf Lehrbach im Heu der heimatlichen Flur gezeichnet und „Gänjesiel“ getauft hat, aber es ist kein Kinder-



gesicht mehr, ein ernster, veredelnder Hauch liegt darüber, welcher sich oft sogar in schmerzlichen Linien um die Lippen zieht. Die Stirn scheint markiger geworden zu sein, sie trägt plötzlich das charakteristische Gepräge der Familie, nach welchem man die Freiherrn von Wetter so oft „Trozköpfe“ geheißt hat, die kleine Falte senkt sich scharf zwischen die dunkeln Augenbrauen.

Auch der Blick hat sich verändert. Wohl ist ihm der lachende Glanz noch eigen, aber er zeigt sich nicht mehr so wie früher, er scheint seelenvoller, sinnender, kühler und mehr in sich gefehrt, oft sogar sprüht es wie Stolz und leidenschaftlicher Troß daraus hervor. Die Künste der Schneiderin und Modistin haben jede Ähnlichkeit mit dem Groß-Stauffener Heiderösklein wie mit Zauberei verwischt. Da sieht man es, wie Kleider Leute machen!

Über der ganzen Erscheinung der jungen Dame schwebt der Nimbus distinguirtester Eleganz: wenn Josephine einen Blick in den hohen Wandspiegel wirft, vom lockigen Scheitel bis hinab zu dem zierlichen Hackenstiefelchen, und dann an die steifen Rattunkleider und die Nagelsohlen von daheim denkt, dann muß sie unwillkürlich die kleine Hand an die pochende Schläfe pressen, es ist ihr wie ein Traum.

Tief in die Sammetpolster ihres Sessels zurückgelehnt, liegt sie und starrt träumend in die wirbelnden Schneeflocken hinaus. So hatten sie auch an jenem Unglücksabend in tollem Tanz die Luft durchflimmert, an jenem Abend, welcher bestimmt gewesen war, einen jähen Wendepunkt ihres Lebens zu bilden.

Wie Nebelbilder ziehen die Stunden, die Bilder jenes Hofballes an ihr vorüber. Ihr Herz krampft sich zusammen in dem Gedanken an all die namenlos bittere Qual, welche ihrer jungen Seele so erbarmungslos der Liebe Leid kund gethan. Sie blutet noch fort, die Wunde, welche Falichheit und Spott ihr geschlagen, wenn's oben auf auch ruhig geworden ist, gleich dem Wasserpiegel, unter welchem viel blühendes Leben begraben liegt, das Sturm und Flut zur Tiefe riß.

Die Erinnerung an den ersten Ball verschwimmt in einem Meer von Thränen. Kaum weiß sich Josephine noch klar zu entsinnen, wie es gekommen, daß sie hier in Villa Carolina eine zweite Heimat gefunden. Sie erinnert sich noch, daß am nächsten Morgen Onkel Bernd

mit selig verschwärmtem Gesicht von dem vortrefflichen Souper erzählt, von den zahllos vielen alten und neuen Freunden, welche ihn permanent umringt haben, um sich seine „Kaiserbegegnungen“ mitteilen zu lassen, wie er fast den ganzen Abend in diesen, seinen liebsten Erinnerungen geschwelgt hat.

„Es war ja Spott — bitterer Hohn — ein nichtswürdiges Spiel, das sie mit dir ahnungsloser Seele getrieben!“ hätte Josephine aufschreiben mögen, sie preßte die Lippen zusammen und schwieg.

Dann hatten sie angefangen, ihre Sachen wieder einzupacken.

Sie erinnerte sich noch, wie ein Lakai kam und ein Billet von der Hofdame, Gräfin Aosta, brachte, welches die überraschende Mitteilung enthielt, daß Königliche Hoheit, die Frau Herzogin-Mutter, die Frau Baronin von Wetter zu einer Audienz in das Palais befehlen ließ. Und Tante Renate setzte mit vieler Genußthuung den violetten Sammethut auf und machte ein so resolutes Gesicht, als gelte es jetzt, mit aufgestreiften Ärmeln für ein gutes Recht zu kämpfen. Sie war davongefahren, lange Zeit ausgeblieben und dann mit etwas schiefgewexter Coiffüre und hochrotem Kopf wieder heimgekehrt. Ihr Auge bligte, und ihren energischen Schritten und Bewegungen sah man es an, daß sie innerlich hochbefriedigt war.

Onkel Bernd fieberte vor Neugierde und that sofort sechs Fragen auf einmal, seine gestrenge Hausfrau aber sagte nur lakonisch: „So! . . . jetzt habe ich's mir mal

vom Herzen geredet und habe der Herzogin ein Licht über ihre liebenswürdigen Residenzler aufgesteckt! . . . Weiß nun, was an den lieben Freunden dran ist! Aber sehr freundlich war sie und bedauerte sehr, daß sich Böhne gestern abend nicht gut amüsiert hat, meinte, weil sie noch zu fremd sei, würde schon bald anders werden!“ Und jäh vor das junge Mädchen hintretend und beide Hände auf ihre Schultern legend, fragte sie kurz und hart:

„Sage Böhne, möchtest du wohl noch hier bleiben?“

Da hob diese ihr blaßes Gesichtchen und zum erstenmal trat der Charakterzug der Wetters scharf in dem Antlitz hervor. „Ja, Tante, für mein Leben gern, es graut mir vor der Stauffener Einsamkeit!“ sagte sie entschlossen.

Die Augen der alten Dame blickten sie durchdringend an. „Auch allein . . . ohne Onkel und mich — als Besuch bei Ange Lattdorf?“ fuhr sie mit etwas vibrierender Stimme fort. „Mich bringen keine hundert Pferde wieder auf einen Hofball.“

Wenn die Freifrau ein ängstliches Aufschrecken, ein heftiges Sträuben gegen diese Trennung erwartet hatte, so irrte sie. Josephine sah sie ruhig an, ohne mit einer Wimper zu zucken, schien förmlich empor zu wachsen unter tiefem Atemzug und entgegnete: „Auch allein, liebe Tante, wenn es nicht anders sein kann; bei Lattdorfs schon am liebsten, denn ich habe Ange aufrichtig gern!“

Zuerst schien Tante Renate fast beleidigt durch diese schnelle Zustimmung, dann aber überlegte sie es sich

anders, nicht befriedigt und strich mit der Hand über der Nichte Blondköpfchen. „Das ist recht, Kind, mußt anfangen selbständig zu werden, um allein deinen Weg zu finden. Einsam wird es uns zwar sein, ohne dich, ganz wunderbar einsam, aber im Frühling kommst du ja wieder, und es ist besser für dich und uns, wenn die Wirtschaft daheim beaufsichtigt bleibt. Hat mir schwer genug auf der Seele gelegen, wie's drunter und drüber gehen wird ohne mich!“

Ontel Bernd kämpfte wie ein Held mit seiner Nührung.

Nachmittags war man dann zur Villa Carolina gefahren. Mit unendlich vieler Liebe und Herzlichkeit wurde Josephine im Familienkreise aufgenommen; sie kam sich keinen Augenblick fremd unter diesen Menschen vor.

Tante Renate verhandelte lange Zeit mit der Gräfin, welche sie nach dem Thee hat, ihr in den Nebensalon zu folgen — „pour causer chiffons“, wie sie scherzend sagte.

„Ich weiß, liebe Gräfin, daß meine Nichte vollkommen neu equipiert werden muß“, kam Frau von Wetter sofort auf des Pudels Kern. „Die altmodischen Fähnchen passen nicht mehr hier in die elegante Welt, das habe ich gestern gesehen. Du lieber Gott, Sie dürfen mir keinen Vorwurf machen, daß ich mich nicht früher umgeschaut habe, aber fast zwanzig Jahre auf dem Lande leben, heißt mehr als verrotten. Josephine soll und darf es an nichts fehlen, sie hat unjeren Namen zu repräsentieren! Wenn Sie die Güte hätten, teuerste Frau, mir eine Liste mit den nötigen

Toiletten und Mänteln, Hüten 2c. 2c. aufzusetzen, würde ich unendlich dankbar sein! Ich schreibe noch heute abend an Gerson und lasse die ganze Bescheerung zusammen kommen!“

„An Gerson?“ Gräfin Lattdorf zuckte die Achseln und sagte mit vertraulichstem Plauderton: „Dazu würde ich Ihnen nicht raten, Sie machen sich unnötig eine enorme Depense, denn Gerson ist wohl gut, aber doch recht teuer! Ich kann Ihnen eine bessere Quelle nennen, aus welcher ich seit langen Jahren alle Toiletten für mich, meine beiden verheirateten Töchter und Ange bezogen habe! Es ist ein hiesiges Konfektionsgeschäft, eines unserer ersten, renommiertesten und solidesten Häuser. Die Toiletten sind sämtlich hochelegant und originell, ohne auffallend zu sein, dabei von superber Façon, welche mit den sehr civilen Preisen kaum in Einklang zu bringen ist; wie gesagt, der ganze inländische Adel zählt zu der Kundschaft dieser Firma.“

Tante Renate war gern einverstanden, beide Damen besprachen noch die diversen Details, und dann kehrten Herr und Frau von Wetter mit vielen herzlichen Dankesworten in das Hotel zurück, Josephine blieb gleich in dem reizend behaglichen Fremdenzimmer, welches bereits für sie hergerichtet war.

Dann kam der Abschied von den Pfllegeeltern. Lattdorfs und Hattenheim gingen mit an den Bahnhof.

Josephine hatte nicht geweint, nur hinterher am Abend, in der Dämmerung war sie in ihr Zimmer gegangen,

hatte das Antlitz auf die weißen Stickerien ihres Kopfkissens gedrückt und bitterlich geschluchzt.

Komtesse Ange folgte ihr und schlang zärtlich die Arme um das einsame, unglückliche Kind; da war ihrer Freundschaft erster Knoten geknüpft. . . . Die nächsten Tage waren voll Trubel und Aufregung. Gräfin Lattendorf fuhr jeden Vormittag mit Josephine von Laden zu Laden, kaufte ihr all die tausend eleganten Dinge, welche eine Dame von Stand nötig hat, um vor der Kritik ihres Spiegels bestehen zu können.

Die Kammerjungfer frisirierte sie in der nämlichen Art wie Ange, und die Komtesse jubelte hell auf, drehte die kleine „country-miss“ nach allen Seiten und konnte sich an der reizenden Verwandlung gar nicht satt sehen.

Nach ungefähr acht Tagen war die erste Toilettenlieferung fertig gestellt, zwei dunkle Hauskleider und eine hellseidene Abendtoilette. Josephine kam sich zuerst recht fremd und beklommen in den neuen Sachen vor, welche so ganz anders an ihrem Körper saßen, als die Stauffener Blousen und Röcke, welche Tante Renate mit Hilfe der Nähmamsell des nächsten kleinen Marktfleckens meist selbst geschneidert hatte, aber die Kammerfrau der Gräfin, welche die Anprobe hielt, rief ein um das andere Mal wahrhaft enthusiastisch:

„Brillant, gnädiges Fräulein, wie angegossen sitzt alles! — o mon Dieu, wie das Ihre Figur verändert!“

Und Ange und die Gräfin nickten sehr befriedigt, und sagten, „sie sei gar nicht wieder zu erkennen!“ Da trat

Josephine vor den Spiegel und schaute ganz betroffen auf die schlanke, elegante Erscheinung, welche das Glas zurückwarf. War sie das? Nein, das war ein bunter, strahlender Schmetterling, welcher plötzlich aus der grauen Larve geschlüpft war. Dann begriff sie nicht, wie sie jemals so geschmackloses Zeug, wie die soeben abgestreiften Wollenfalten, hatte tragen können, und wenn sie an ihre Hofballtoilette dachte, stieg ihr das Blut in die Wangen. Auffallend war es, welche Ähnlichkeit sie jetzt in der Figur mit Gräfin Ange hatte. Die bewegte sich nur grazioser und eleganter, hatte ein so sicheres Auftreten und wußte so verständig und welterfahren zu reden, da bat Josephine mit süßem Schmeichelwort, sie doch als gelehrige und dankbare Schülerin anzunehmen. All die Außerlichkeiten konnte sie ihr schon trefflich absehen, aber die Lücken in der Bildung, namentlich in der Belesenheit empfand sie selber sehr schmerzlich. Ange lachte und sagte: „Du bist gerade klug genug, liebes Herz, und deine Naivität wird den Menschen besser gefallen, als all das mühsam aufgepfropfte Wissen, mit welchem Blaustrümpfe und Schöngeistler renommieren! Die Lektüre guter Bücher wird dir schnell den Schliff geben, welchen du Belesenheit nennst!“ Und sie hatte ihren Bücherschrank geöffnet und ihr einen Roman gereicht: „Benutze jeden freien Augenblick und lies! Hier lernst du das Leben der eleganten Welt und des Hofes kennen, das wird zwar manchen Nimbus von deinen Idealen streifen, aber dir doch sehr nützlich sein! Und hier findest du mehr zum Lesen, wenn es dir gefällt,

moderne Sachen, über die man sprechen und ein Urtheil haben muß!“

Ach lesen! Mit welcher Leidenschaft las doch Josephine! Oft mangelte ihr das rechte Verständniß für die Verhältnisse, dann fragte sie Ange. Mehr und mehr schlossen sich die jungen Mädchen einander an, es deuchte beide, als seien sie seit langen Jahren so innig vereint und sich zugethan gewesen.

Der ernste, sinnende und doch so praktisch gesunde Sinn der jungen Komtesse hatte das gefunden, was er brauchte, eine Freundin, welcher sie etwas sein konnte, welcher sie unentbehrlich war, welcher ihre reichen Fähigkeiten dienen konnten. Sie sorgte, unterwies, bemutterte und bildete heran, sie liebte Josephine aufrichtig um ihres lauterer Herzens, ihrer süßen Natürlichkeit halber.

Nie hatte sie vorher das Bedürfnis gehabt, sich so herzlich an eine andere junge Dame der Gesellschaft anzuschließen, die waren so fertig, so superklug und so unendlich welterfahren und modern. Sie verkehrte mit allen, ohne einer einzelnen näher zu stehen, obwohl sie große Unterschiede zwischen ihnen machte, sie empfing die Mädchen wohl, aber sie nahm sie nicht bei sich auf.

Gattenheim verkehrte viel in dem Lattdorffschen Hause. Mit dem Vorrecht des Verwandten kam er oft freundschaftlich und ungebeten zum Thee, oft allein, hie und da in Begleitung eines Freundes, welcher mit Gräfin Ange musizieren wollte.

Mit großen Augen, fast betroffen, hatte Reimar auf

Fräulein von Wetter geschaut, da sie ihm zum erstenmal „verwandelt“ entgegentrat. Er war frappiert von soviel Schönheit und Anmut, welche ihr Licht bis jetzt so unbegreiflich unter den Scheffel gestellt hatte.

Josephine reichte ihm die Hand, fragte mit ihrem herzlichsten Kinderlächeln, wie ihm das Gänseliesel denn als Städterin gefalle, und ob er sie auch so gewaltig verändert finde? Sie hoffe es, denn es habe arg nothgethan!

Da stieg ihm das Blut in die Schläfe, er sagte ihr ein paar ungeschickte Worte, die aber sehr schmeichelhaft klangen, und stand wieder schweigend und schaute sie verstohlen an.

Als er der Gräfin „Guten Abend“ sagte, umspannte er ihre Hand mit fast schmerzhaftem Druck. „Du hast es herrlich verstanden, Tante, ich danke dir dafür, nun wird sie anders im Ballsaal stehen!“ flüsterte er, aber es lag eine tiefe Wehmut in seinem Blick, und im Herzen dachte er: „Wie lieb war sie mir mit dem häßlichen Kleid und dem krausen Kinderkopf, das ist hin, ewig hin, nun wird sie nie mehr lachen wie früher, 's ist ein Raubreif gefallen und hat die kleinen Falten um die Lippen und in die Stirn gesenkt, und Günther hat es auf dem Gewissen.“ Und wie er an Graf Günther dachte, da blickte sein Auge plötzlich auf, und sein Blick flog wieder über Josephinens reizende Erscheinung, stolze Genugthuung schwellte seine Brust.

Noch hatte Fräulein von Wetter kein größeres Fest

nach jenem ersten Hofball besucht, sie wollte bis Neujahr warten, um dann mit Ange zusammen die Saison zu beginnen.

Graf Lehrbach hatte sie einmal flüchtig wiedergesehen, als sie zur Mittagsstunde durch den Park geschritten war, um Ange, welche eine Visite bei einer kranken Excellenz abstattete, entgegenzugehen.

Da waren ihr drei sehr laut konversierende Spaziergänger entgegen gekommen, die Prinzess Sylvie in kurzem Jackett, beide Hände in den Taschen und eine Schwippgerte unter den Arm geklemmt, Fräulein von Dienheim im festen Jägerhut mit einem Hund an der Leine und zur Seite Graf Lehrbach.

Alle drei waren plötzlich verstummt und hatten sie starr angesehen, Sylvie bediente sich sogar in ungeniertester Weise ihres Kneifers. Dann hatte Josephine gegrüßt und ihre ganze Aufmerksamkeit der Prinzessin geschenkt, Günthers Blick vermeidend. Aber sie hatte es bemerkt, daß er sich noch hastig nach ihr umwandte, und hörte die Stimme Sylviens: „Donnerwetter — das war ja ihr ländliches Idyll: Fortunatus!“ — dann eilte sie mit fiebernder Hast weiter.

Jener Gang durch den Park hatte übrigens noch ein Nachspiel.

Als Josephine an den Pavillon kam, stand sie einen Augenblick still, um sich an dem entzückenden Anblick des kleinen Schloßchens zu erfreuen. Die klare Wintersonne beleuchtete die weißen Säulen und weckte blißende Funken

auf der Kuppel und den Minarets, welche sich wie märchenhafte Zauberbauten gegen den klaren, blaugrauen Winterhimmel abhoben. Der Schnee lag auf den grünen Fichten, Tagus- und Cederboskett, so frisch und fleckenlos, als sei ein glitzernder Schleier über sie gebreitet, und droben auf dem Balkongitter hing der dicke Ephen wie eine festliche Guirlande, durch welche die vergoldeten Pfeilspitzen der Stäbe wie grelle Sternchen aufleuchteten.

Als Josephine die Front umgehen wollte und die Biegung des Weges durchschritt, wich sie unwillkürlich zurück und blieb momentan, in Anschauen versunken, hinter dem dichten Boskett des stacheligen Houz stehen.

An einem geöffneten Fenster der ersten Etage stand Herzogin Marie Christiane. Ein dunkler Pelz lag auf ihren Schultern, ein schwarzes Spizentuch umhüllte das Haupt und ließ das schmale, durchsichtig bleiche Gesicht fast geisterhaft grell hervortreten. Mit weißen Händen streute sie Brotkrumen und Getreidekörner auf den beschneiten Nasen hernieder und sah es mit ihrem milden, geduldigen Lächeln, wie das zwitschernde Völklein kleiner Perlhühner, Pfauen, Tauben und überwinternder Vögel sich darüber her stürzte, piepsend, flatternd, gurrend und oft naseweis zum Fensterfims emporstrebend, um die Körnlein schon unter den Fingern der Fürstin wegzustibizen.

Raum, daß Josephine das reizende Bild ganz mit dem Blick erfaßt hatte, schrak sie auch schon jäh empor, und stürmte mit leisem Schreckensruf zwischen die gefiederten Gäste Marie Christianens.

Ihr Schrei fand droben am Fenster ein Echo.

Mit täppischen Sprüngen war der junge Hühnerhund des Prinzen Alexander von der freien Balkontreppe des Parterres herabgejagt, war schneller als der Gedanke mitten zwischen die scharrende Schar gestürzt und hatte ein Perlhühnchen gefaßt, um es in einem Spiel auf Tod und Leben unter den Pfoten zu halten.

Mit gellendem Geschrei stäubte das bunte Völkchen auseinander, aber gleichzeitig flog ein großer Ballen Schnee aus Josephinens Händen gegen den Hund, welcher mit linkschem Satz zur Seite sprang und momentan sein Opfer freigab.

Fräulein von Wetter sprang zu, raffte das Hühnchen empor, welches halb betäubt, kläglich piepsend, mit den Flügeln schlug, und nahm es wehklagend in den Arm.

„Tausend Dank, mein liebes Fräulein!“ rief Marie Christiane mit noch leicht vibrierender Stimme; „das nenne ich einen Retter in der Not! Bitte, kommen Sie mit dem armen, kleinen Patienten zu mir herauf; wir wollen sehen, ob er bösen Schaden gelitten hat!“

Sehr verlegen, jetzt erst ihre Situation bedenkend, grüßte Josephine respektvoll empor; die Herzogin nickte und winkte noch einmal, dann trat sie vom Fenster zurück, und das junge Mädchen hörte einen hellen Glockenton aus dem Zimmer herniederhallen.

Ohne zu zögern, faßte sie das Perlhuhn sicher und behutsam, schritt um den Pavillon herum und stieg die Treppe zu dem Säulengang empor.

Das Gesicht eines Portiers erschien hinter der Glas-
thür, sah die Fremde einen Augenblick scharf musternd
an und öffnete dann stumm mit einer devoten Verneigung.

„Die Herzogin?“ fragte Fräulein von Wetter, sich
etwas unschlüssig in dem großen, hallenartigen Vestibul
umblickend.

„Bitte, diese Treppe . . . Der Lakai steht droben,
Hoheit empfängt aber um diese Stunde nicht“, fügte er
gleichzeitig hinzu: „Wenn gnädiges Fräulein sich jedoch
bei der Hofdame, Fräulein von Sacken, melden lassen
wollen . . .“

In demselben Augenblick stürmte ein Lakai die teppich-
belegten Stufen herab, verneigte sich sehr tief und atemlos
vor Josephine und sagte mit einladender Geste: „Hoheit
erwarten das gnädige Fräulein!“

Durch lange, helle Korridore ging's, an den Seiten
Gemälde und kunstvolle Wandleuchter, in den Wand-
nischen laubiges Grün. Eine altmodische Uhr tickte auf
dem Ramin, helles Feuer prasselte hinter dem gußeisernen
Gitter.

Dann trat sie in ein mäßig großes Gemach, warm
und behaglich, mehr einfach als elegant. Weiche Wollen-
portieren deckten die Thüren und dämpften das Fenster-
licht. Ein breitlehniges Sopha, hohe Sessel und ein
Glaschrank mit vielen Nippes hinter den Scheiben, in
der Fensterecke ein Harmonium, dicht daneben ein Tisch
mit vielen, sichtbar eifrig benutzten Büchern in schlichtem
Einband und an den Wänden verschiedene Porträts

fürstlicher Anverwandten bildeten die Einrichtung, nicht zu vergessen die grüne Epheulaube auf dem Fenstertritt. Durch die Portieren der Seitenthür trat die Herzogin, ging mit schnellen Schritten auf Josephine zu und reichte ihr herzlich die Hand. Sie hatte den Pelz abgelegt, aber das Spizentuch umhüllte noch ihr Haupt. Die Wangen waren vor Erregung geröthet.

„Nicht, nicht, mein liebes Kind!“ wehrte sie mit unendlich wohlkautender Stimme, als Josephine, durch das Huhn auf ihrem Arm geniert, sich etwas ungeschickt zum Kuß auf die Hand herniederneigte. „Sie kommen ja als Krankenträgerin, nicht als ceremonieller Besuch zu mir! Wie freundlich und geistesgegenwärtig von Ihnen, der bösen Diana noch rechtzeitig das grausame Spiel zu unterbrechen. Armes, kleines Geschöpfle, arg zerzaust hat dich der wüste Gesell, hast's dich nimmer versehen gehabt.“ Der süddeutsche Dialekt klang durch ihre Worte, lieb und weich mischte er sich in das Rosen, mit dem sie das Tier von Josephinens Arm nahm und sich mit ihm auf den Sessel neben dem Fenster setzte.

„Das Beinchen hat ihm der Hund gebrochen, Hoheit“, sagte Josephine, ohne jegliche Scheu neben der hohen Frau niederknieend, um dem geschickten Walten der schlanken Hände zuzusehen, welche die einzelnen Glieder untersuchten, „und hier an der Brust und dem Hals sind Federn ausgerissen, es blutet an zwei Stellen!“

„Ganz recht“, nickte Marie Christiane; „o weh, das Knöchelche ist durch . . . hier stößt der Splitter vor . . .“

Da wird's arge Schmerzen leiden, wenn's uns nit völlig dran kaput geht! Und war so ein lieb Gickele, hat mir immer so viel Spaß gemacht." Sie drehte den Kopf beengt in dem Spitzenschawl.

„Machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, Fräulein von Wetter, und nehmen Sie mir das Tuch ab“, fuhr sie dann fort, „es geniert mich und ich kann das Hühnle nit loslassen, sonst hupft's mir davon!“

Josephine löste den Shawl von dem glatten Scheitel der Herzogin so vertraulich und unbefangen, als sei sie ein jahrelanger Gast im Pavillon. Als die hohe Frau dann eigenhändig eine Bandage um das gebrochene Glied legen wollte, da holte Josephine den Verbandkasten aus

der untersten Schublade des Glaschrantes, welche ihr die Herzogin bezeichnete, die homöopathische Apotheke und von dem Schreibtisch im Nebensalon die Brille . . . sie



griff eifrig zu, zog auf Geheiß den warmen Mantel ab und plauderte so ehrlich und harmlos von Stauffen, wo sie auch manches Puthuhn durchgepäppelt habe, und von ihrer Bewunderung, daß die Herzogin so geschickt und sicher sei, wie der beste Arzt.

Da lächelte die hohe Frau, blickte ihr tief in die klaren Augen und erzählte von Hospital und Armenpflege, wo sich dergleichen leider Gottes durch die Praxis lerne — man müsse nur Geduld und ein gläubiges Herz haben.

Josephine schien es, als ginge ein wundersames Strahlen von der bleichen Stirn aus.

Sie half noch ein Lager für das Huhn bauen, nahm dazu den Nähkorb, welchen sie, mit Charpie und Leinwandstreifen angefüllt, hinter der Epheulaube gewahrte, und Marie Christiane nickte eifrig und läutete ihrer Kammerfrau, daß sie noch ein wollenes Tuch besorge.

Dann bestand sie darauf, daß Josephine erst noch eine Tasse Bouillon tränke, es sei Frühstückszeit, die sie durch ihre gütige Hilfe in der Villa Carolina verläumt habe.

Der Lakei servierte die gemalte Tasse nebst einer Silberplatte mit Sandwichs belegt, und Josephine langte gehorjam zu.

Es war seltsam, sie hatte so gar nicht das Gefühl, am Hofe zu sein. Es war alles so unendlich behaglich und ungezwungen bei der Herzogin, man glaubte in dem traulichen Heim einer lieben Freundin zu sitzen, wo man weiß: „Hier findest du ein Herz, wenn du eines suchst.“

Just als Josephine sich verabschiedete, trat Fräulein von Sacen ein.

Sie schien nicht überrascht und wußte wohl schon von dem fremden Besuch in dem Pavillon. Lächelnd reichte sie dem jungen Mädchen herzlich die Hand. Sie war schon älter, sehr wenig hübsch und außerordentlich einfach gekleidet, aber sie hatte einen sehr lebenswürdigen Ausdruck im Gesicht und schien recht heiteren Temperaments zu sein.

Die Herzogin entließ das junge Mädchen mit den gütigsten Worten.

„Als getreue Pflegerin müssen Sie aber nun auch von Zeit zu Zeit nach Ihrem Patienten sehen“, sagte sie scherzend, „und jedesmal mein willkommener Gast sein. Dann erzählen Sie mir, wie gut Sie sich bei Spiel und Tanz amüsieren und tragen das Echo jenes heiteren Lebens in meine Einsamkeit. Auf Wiedersehen denn, Fräulein Josephine, und einen Gruß an die Gräfin und Angel!“

So war Fräulein von Wetter gegangen, um nach wenigen Tagen mit Komtesse Ange ihren Besuch zu wiederholen. Dem Hühnchen ging es über Erwarten gut und in der Eheulaube wurde lange und traulich geplaudert.

Auch dem Vortrag eines jungen Missionars wohnten die beiden Mädchen in dem Pavillon bei.

Seitdem waren fast vier Wochen verstrichen, die Mitte des Dezembers erreicht und Weihnachten stand vor der Thür. — — — — —

Noch immer schneite es draußen, noch immer lag Josephine regungslos in dem Sessel und blickte träumend hinaus. Dort hinten, wo sich die Domkuppel wie ein schwarzer Koloss gegen den Nachthimmel abzeichnet, lag Stauffen. Still, einsam, friedlich, ein aufgeschlagenes Buch voll süßer Erinnerungen. Ach, daß sie dort wäre! Sähes Heimweh packte ihre Seele und ließ kühle Schauer über sie hinwehen; sie schlug die Hände vor das Antlitz und stöhnte leise auf. „Nicht zurück, nicht dahin, wo ich so glücklich war, ich ertrüge die Wandlung nicht! Alles spricht dort von ihm, und die Ruhe gelst mir schrecklicher in die Ohren, als hier sein spöttisches Lachen!“ Wieder breitete sie sehnsüchtig die Arme aus und schluchzte: „Tante Renate!“ Dann lag sie still in den Sammetpolstern und faltete die zitternden Hände. Warum blieb sie denn hier? Das wußte sie selber nicht, aber sie konnte nicht fort. Es war ihr, als habe sie all ihr Glück in einen großen, schwarzen Sarg gelegt und den Deckel zugeschlagen, jeder Hoffnung, jedes Trostes bar — ja, ja, da mußte sie wohl auch den langen Trauerschleier gleichzeitig mit festgenagelt haben, und der hielt sie nun und ließ sie nicht fort von dem düsteren Schrein und war das thränenfeuchte Band, welches sie so rätselhaft fesselte. — Dann wieder senkte sich die Wettersche Falte in die Stirn, die Lippen preßten sich trotzig zusammen und durch die Zähne klang's: „Ich geh nicht . . . so nicht . . . nicht, als ob ich vor ihm entfliehe, nicht, als ob seine Falschheit mich ins Herz getroffen; das Gänseliesel wird ihm erst noch

gegenüberstehen, wird ihm zeigen, daß nicht alle Herzen sein Spielzeug sind. Ich bleibe!“

So hatte sie auch Tante Renate gleich im voraus gesagt, daß sie zu Weihnachten nicht nach Stauffen kommen werde; das sei nur ein erneuter Abschied, kaum ein Wiedersehen. Die Freifrau hatte erstaunt den Kopf geschüttelt und bei sich gedacht: „Es ist wunderbar, welch einen Einfluß so ein bißchen Herzeleid auf den Charakter hat. Sene eine Ballnacht hat das Mädchen um Jahre gealtert, hat sie erst zu einer Wetter gemacht. Ihr Vater war auch so. Erst ein Jüngling, sorglos wie ein lachender Morgen; dann nach dem Tode seines einzigen Söhnchens ein Mann mit eckiger Stirn und eisernem Willen. Das Schicksal reißt über Nacht.“ —

Dunkel war es in dem kleinen Boudoir geworden, kaum, daß man noch die einzelnen Gegenstände unterscheiden konnte. Nur durch die offene Ofenthür fiel heller Feuerchein und warf tanzende Lichter auf den Teppich.

Leise Schritte klangen auf dem Korridor, die Portieren teilten sich und Komtesse Ange trat ein.

„Richtig, noch schwarze Finsternis hier oben! Kleiner Nachtfalter, wo steckst du? . . . Bist du hier? . . . Gib Stimmchen!“

Die junge Dame tastete sich vorwärts, zog im Vorüberschreiten an dem Schellenzug und trat dann neben den Sessel am Fenster, aus welchem ihr Josephine ein leises: „Guck, guck!“ entgegen gerufen hatte.

Sie zog das blonde Köpfcgen an ihre Brust. „Ahnst

du gar nichts, kleine Weisheit?“ scherzte sie. „Sagt dir dein klopfendes Herzchen nicht, welche Neuigkeit ich bringe?“

Josephine schrak fast empor. „Eine Neuigkeit!“ fragte sie hastig.

„Wer ist wohl drunten bei Mama?“

„Hattenheim!“

„O ahnungsvoller Engel du! Ganz recht, Hattenheim und Baron d’Duchy, und was bringen sie wohl?“

„O, sag es schnell!“ bat Fräulein von Wetter fast ängstlich.

„Nichts geringeres, als die Nachricht, daß übermorgen die vielbesprochene Schlittenpartie zustande kommen wird. Daß Reimar dein Cavalier sein wird, ist selbstverständlich“ — die Stimme der Komtesse wurde leiser — „und mich hat Baron d’Duchy engagiert, weil er der einzige Herr ist, den du mit allerhöchstem Wohlwollen auszeichnest, und ganz entschiedene Sympathien dazu gehören, um in einem Schlitten zu fahren, denn langweilige Gesellschaft ist in diesem Falle unerträglich.“

Da Josephine schwieg, fuhr Ange lebhafter fort: „Es ist prächtig, daß wir vier zusammen in unserem Schlitten fahren werden, Mama wünscht es, da sie es nicht für passend hält, zwei junge Leute allein stundenlang sich zu überlassen, obwohl es allgemeiner Brauch ist. Hast du schon solch eine große Partie mitgemacht?“

Josephine verneinte. „Mit wem wird Graf Lehrbach fahren?“ fragte sie plötzlich.

Ange lachte leise auf. „Da sieht man's, wie fremd du noch hier bist, kleines Nörren. Graf Lehrbach? Glaubst du, das enfant gâté des Hofes, der Entrepreneur der ganzen Partie, würde im letzten Schlitten sitzen? Entweder verstößt Prinzess Sylvie ihm zu Ehren 'mal wieder gegen jegliche Etikette und wählt ihn zu ihrem Kavaliere, oder er tröstet sich mit Fräulein von Dienheim und macht es wie vergangenes Jahr, statt hinter dem Schlitten der Hoheit, neben demselben zu fahren. Das nennt man dann einen seiner Geniestreiche und klatscht Bravo. Aber nun komm, liebes Herz, eben bringt Heinrich Licht. Ich will ein paar Notizen herausuchen, und dann gehen wir hinunter und musizieren, d'Duchy spielt sehr gut Geige und scheint darauf zu brennen, dich wiederzusehen. Also schnell!“

Der Diener hatte die brennende Lampe auf den Tisch gestellt und war auf leisen Sohlen wieder hinter der Thür verschwunden. Ange kniete vor einem Bücherschrank und packte etliche Notizenhefte zusammen.

„Wer ist eigentlich Baron d'Duchy, sein Name klingt so fremdartig!“ fragte Josephine gedankenvoll.

Ange unterbrach sich momentan und blickte auf.

„Er ist französischer Emigrant von aristokratischem Geblüt, aber sehr arm. Er interessiert mich, obwohl ich außer seinem Geigenspiel wenig Einnehmendes an ihm finde. Ich halte ihn für eines jener stillen Wasser, auf deren Grund Wirbel und rasende Flut kochen; sein Auge zeigt's, da wechselt Feuer und Eis wie Aprilwetter,

und die Augenbrauen sprechen von einem Fanatismus, der über Leichen geht.“

„Mir kam er so ruhig und kühl vor, als sei er aus Marmor gemeißelt, wie die Statue hier.“ Fräulein von Wetter legte die Hand auf den Sockel einer mythologischen Heldebüste, die zu ihrer Seite auf dunkler Säule stand.

Ein seltsamer Ausdruck spielte um die Lippen der Komtesse. „Ganz recht, er ist ein berechnender Charakter, kühl bis ans Herz hinan. Die Leidenschaften spiegeln ihre Flammen nur in seinem Auge, ohne zu zünden; er wird sich nicht leicht verlieben. Wenn er es aber thut, wird es nicht die allbekannte Liebe und Schwärmerei sein, sondern rasender Wahnsinn jeder Faser und jedes Nerven, eine fessellos sich Bahn brechende Lawine, die zu Grunde reißt, was sich ihr entgegenbäumt. Ich würde mich fürchten vor einem solchen Geliebten!“ Ange hatte sich erhoben, sie stand vor Josephine und legte die weiße Hand auf ihre Schulter. Wie ein warnendes Aufleuchten ging es durch ihr sanftes Auge, sie neigte das Haupt noch näher, daß fast Wange an Wange ruhte. „Doch wenn er liebt, nimm dich in acht!“ sang sie leise und fügte dann ernst hinzu: „Seine Liebe wird der Zigeunerliebe gleichen, von der Carmen singt, ‚fragt nicht nach Recht, Gesetz und Macht‘ — und die bringt keinen Segen!“

Josephine sah fast erstaunt auf die Freundin.

„Hast du Angst, ich würde mich in ihn verlieben?“
lachte sie leise herb auf.



Ange schüttelte langsam den Kopf. „Nein!“ jagte sie kurz, schlang den Arm um die schlanke Taille des jungen Mädchens und schritt mit ihr über den Korridor, die Treppe hinab.

Der rote Lichtschein fiel auf das bleiche Antlitz d'Duchys; er stand der Thür zugewandt an einem Büchertisch und durchblätterte Journale. Sein Auge traf Josephine, als sie eintrat, es schien zu wachsen im Blick. Betroffenheit malte sich in seinen Zügen, dann zog ein Lächeln um die Lippen, daß die Zähne grell aufblitzten. „Scharmant!“ hatte er gemurmelt.

Man unterhielt sich sehr animiert; Josephine hatte sich neben Hattenheim gesetzt und plauderte von der Schlittenpartie, d'Duchy sah die Noten an, welche ihm Komtesse Ange reichte, und stritt sich mit ihr über italienische Musik.

Dann setzte sie sich auf seinen Wunsch an den Flügel und spielte aus der Parifal-Duverture, die er heftig angefeindet hatte. Er stand auch, wie es schien, in regungslosem Lauschen, auf das Instrument gelchnt, so oft aber Josephine empor sah, begegnete sie seinem Blick. Zum Schluß war er zerstreut; dann griff er selber zur Geige und trug etliche ungarische Lieder vor. Es war nicht leicht, ihn zu begleiten; er spielte unberechenbar, ohne Takt, aber dennoch meisterlich. Oft schien Ange die Hände lauschend still zu halten, dann stürmte sie, von seinem Feuer mitgerissen, in wilder Melodie dahin, und immer klappte es trefflich: sie verstanden

einander gerecht zu werden, ihr Spiel ergänzte sich gegenseitig.

D'Duchys düstere Züge verklärten sich während seines Vortrages, seine hohe Gestalt wuchs noch empor, es lag eine heiße Blut auf der Stirn und vertiefte den Blick; die weißen Zähne gaben dem Antlitz einen fast dämonischen Ausdruck.

Wild, zügellos, immer wechselnd war sein Spiel, Lachen und Schluchzen, dazwischen ein greller Aufschrei und dann ein leises Flüstern, als ob der Wind durch Trauerweiden streift.

Nachdem er die Geige aus der Hand gelegt, war er wieder der Alte, kühl, höflich, sehr bescheiden.

Die Hofmarschallin war entzückt und sagte ihm tausend anerkennende und aufrichtig gemeinte Worte; er schrieb jedoch jedes Verdienst der so unvergleichlichen Unterstützung der Komtesse zu.

Dann wandte er sich zu Josephine, die mit großen, leuchtenden Augen zu ihm auf sah; sie hatte noch niemals im Leben ein solches Spiel gehört. Sie wollte ihm auch gern etwas sagen, aber sie wußte nicht recht was; sie war so ungeschickt in Redensarten. Da reichte sie ihm denn in reizender Naivität die Hand entgegen und sagte treuherzig: „Ich möchte Ihnen noch lange zuhören!“

Baron d'Duchys Blick traf den ihren, er neigte sich stumm und drückte chevaleresk einen Kuß auf ihre Hand. Wie heiß seine Lippen waren! Josephine erschraf davor.

Beim Thee saß sie zwischen Hattenheim und dem

Hofmarschall, mit welchem sie besonders gern plauderte. Mit d'Duchy redete sie fast gar nicht; nur einmal kam es ihr unwillkürlich, einen Vergleich zwischen ihm und Reimar anzustellen. Die ganze Art und Weise des jungen Diplomaten war ihr fremd und machte sie bekümmert, in Hattenheims blauen Augen aber sah sie, wie man durch ein offenes Fenster in die Heimat schaut; sie fühlte sich so sicher und geborgen an der Seite des blonden, ernstesten Mannes.

Die Nacht war kalt und stürmisch. Der Wind pfliff um die Fenster und schüttelte die kahlen Baumwipfel, ein Hagel von Eiskörnern schlug prasselnd gegen die Scheiben.

Josephine schrak oft aus dem Schlaf empor. Es war ihr dann immer, als höre sie Baron d'Duchys Geige durch den Sturm, wild und toll — sie drückte das Antlitz in die Kissen und hielt sich die Ohren zu, aber es klang dennoch fort und wurde zuANGES Stimme, die sang: „Doch wenn er liebt, nimm dich in acht!“ Erst leise, dann immer lauter, wie Donner klang's zuletzt und die Geige schrillte hell auf dazu! . . .

Aber nein . . . horch . . . es ist ja nur der Sturm . . . es ist ja dunkle, einsame Nacht — seid still, ihr bösen Stimmen. Da faltete sie die Hände und dachte an daheim — leise kam der Traum und küßte von neuem ihre weiße Stirn.



„Er liebt mich . . . liebt mich nicht.“
„Faust“, Goethe.

XII.



Der nächstfolgende Vormittag brachte für Josephine eine unverhoffte und große Freude. Der Diener überreichte ihr eine Visitenkarte — „Seine Excellenz Graf von Lehrbach“, sagte er dazu und sah ganz verblüfft auf die junge Dame, welche unwillkürlich laut aufjubelte.

Wenige Minuten darauf stand der alte Herr vor Josephine, reichte ihr herzlich beide Hände entgegen und sah sie mit innigem Blick an. Es schien, als schwände der müde Ausdruck seiner Züge, als lächelten die Lippen weniger zerstreut als sonst.

Wie herzlich er sich des Heiderösleins freute, wie liebens-

würdig er ihrem Geplauder zuhörte, und wie genau er sich von ihrem Ergehen erzählen ließ.

„Ich war sehr überrascht, meine kleine Freundin, zu erfahren, daß Sie noch hier sind“, sagte er mit warmem Händedruck. „Zwei Tage nach dem Ball war ich in Ihrem Hotel, um Sie und die verehrten Pflegeeltern zu begrüßen und zu mir einzuladen, fand aber leider das Nest schon



leer und bekam nur den Bescheid, daß die Herrschaften abgereist wären. Von Ihrem Zurückbleiben erfuhr ich erst vor kurzer Zeit durch Günther und hätte Sie schon früher aufgesucht, wenn ich nicht gerade in letzter Zeit mit Geschäften und Sorgen überhäuft gewesen wäre. Da hatte ich kaum Zeit, einmal Luft zu schöpfen,

war von früh bis spät an der Arbeit — fühle es auch — es hat not gethan, daß ich jetzt noch eine Hilfe bekam.“

Er seufzte leise auf und fuhr mit der bleichen Hand, von welcher er während des Gesprächs den Handschuh abgestreift hatte, über die gefurchte Stirn.

Josephine sah ihn besorgt an. Er schien ihr plötzlich sehr gealtert, und die Augen sahen überwacht und trübe

aus, auch das sorgfältig frisierte Haar lag dünner und silberner an der Schläfe.

Sie fand so viele Worte, ihm Liebes und Freundschaftliches zu sagen; eine aufrichtige, unbegrenzte Verehrung schwellte ihr Herz. Wäre er auch nicht Günthers Vater gewesen, sie mußte ihm doch gut sein, denn er war so ganz anders als sein Sohn. Er hatte sie nicht verleugnet, sondern war augenscheinlich bemüht, das wieder gut zu machen, was jener verschuldet hatte.

Sie fühlte sich so wohl, so glücklich in seiner Nähe.

Lange plauderten sie. Der pünktliche Minister veräumte fast die Audienz bei dem Herzog, so völlig gab er sich dem behaglichen Zauber dieses kleinen Boudoirs hin, dessen Herrin auf niederem Taburett an seiner Seite saß und wie eine Rose zu ihm aufblühte. Ein Sonnenstrahl zitterte über das Blondköpfchen, da schimmerte jede Stirnlocke wie gesponnenes Gold.

„Und das ist Josephine von Wetter, dieselbe, die an jenem unglückseligen Hofballabend vor mir stand?“ fragte er sich und schüttelte den Kopf dazu.

Dann erhob er sich endlich und nahm Abschied.

„Morgen sehe ich Sie aber doch bei der Schlittenpartie, Excellenz?“ Das junge Mädchen begleitete ihn durch die Thür auf den Korridor hinaus.

Graf Lehrbach schüttelte mit seinem melancholischen Lächeln das Haupt: „Die Zeiten liegen hinter mir, Fräulein Josephine; habe Schlitten gefahren und gezogen, da ich jung war. Jetzt tragen diese Schultern ein schweres

Joch. Aber meinen Jungen schicke ich als Vertreter, und ich denke, mit dem werden Sie besser zufrieden sein, als mit meinem zerstreuten, grauen Kopf, der den holden Damen nur noch ein väterlicher Ratgeber sein kann!“ In seiner ritterlichen Art neigte er den Hut vor Josephine, nickte ihr herzlich zu und stieg mit noch immer elastischen Schritten die Treppe hinab. — — — — —

Hei, wie das klingelte und pfeilschnell über den glitzernen Schnee fauste! Die Sonne stand am Himmel und leuchtete ohne zu wärmen; klar und kalt war die Luft, und lange Eiszapfen hingen von den Dächern.

Josephine fühlte sich geborgen in ihrem Schlitten, lachte über das ganze Gesichtchen und schwagte so viel, wie sonst in acht Tagen nicht. Alles machte ihr Freude und die Freude strahlte aus den großen Augen und zuckte um die Lippen.

Reizend sah sie aus mit den frisch geröteten Wangen unter weißem Gazeschleier, in der dunkelgrünen Sammetjacke und dem silberglänzenden Mäowenpelz, in wirkungsvollem Kontrast zu Gräfin Ange, die in tiefdunkler Toilette, von schwarzem Pelz umwogt, an ihrer Seite saß. Auch Hattenheim war lustiger denn je, oft schien er Ange sogar fast aufgeregt.

Als sie auf dem Rendezvousplatz anlangten, suchte sein Auge den Entrepreneur. Der ließ auch nicht lange auf sich warten. Er fauste im vierspännigen Hofschlitten an der Seite der Prinzessin Sblwie daher. Aus Zufall hielt der „goldene Herzogslöwe“ dicht neben dem Latt-

dorflichen Schlitten, ehe sich der Zug hinter dem Musikkorps ordnete. Graf Lehrbach schaute grüßend herüber und nickte verschiedentlich dem Freund Gattenheim noch extra zu, dann ruhte sein Blick auf Josephine, die sich eifriger denn zuvor mit Baron d'Duchy unterhielt.

Reimar beobachtete ihn, und es blißte wunderbar auf in seinem Auge, da er unwillkürlich Prinzessin Sylvie mit dem Gänsefiesel verglich.

Hoheit sah nicht vorteilhaft aus. Die Kälte hatte ihre Wangen fast blaurot gefärbt, die langen Federn ihres Amazonenhutes wehten ungraziös um den Kopf, und ein entschieden übellauniger Zug lag um die aufgeworfenen Lippen.

Es war, als hätte Graf Lehrbach die Gedanken des Freundes erraten, auch sein Blick schweifte von Josephine zurück. Dann wandte er schnell den Kopf und begrüßte Prinz Detlef, der sich in Begleitung zweier Korpsbrüder zu Pferde der Partie anschloß.

„Es ist amüsanter“, hatte er gesagt, „man kann sich auf diese Art bei verschiedenen Schlitten anlegen, sonst ist man die ganze Zeit neben einer einzigen Schönen festgenagelt!“ Gräfin Aosta hatte mit giftigem Seitenblick die Nase gerümpft.

Detlef klemmte sein Monocle ein und ritt, nach allen Seiten grüßend, durch die Reihen der größtenteils hoch-eleganten Schlitten, warf der schönen Aosta zur Verköhnung ein Bukett Schneeglöckchen in den Schoß, das sie schweigend acceptierte und an die Brust in die reiche Verschmürung ihrer ungarischen Jacke steckte.

Der Prinz sah sie einen Moment erwartungsvoll an, dann neigte er sich zu ihr hernieder und sang mit gedämpfter Stimme und festem Blick:

„Mein Susannchen — keine Antwort?

Et, laß dein Gesicht doch sehn!“

Da bligten die dunklen Augen halb schelmisch, halb böse zu ihm auf, und die kleine Hofdame entgegnete scharf: „Sollte Cherubino nicht wissen, daß Susanne Grund zum Schweigen hat?“

Detlef lachte hell auf: „Da wir einmal beim Figaro sind, meine reizende Gräfin, wollen wir auch dabei bleiben!“ Er deutete mit der Reitgerte nach den Schlitten des Musikcorps. „Dort vergiß süßes Flehn — leises Wimmern‘ — rät Schelm Figaro allen, die betrübten Herzens sind, also au revoir beim ersten Walzer!“

Er warf sein Roß herum und dirigierte es seitwärts aus der Reihe der Gefährte, die eben begannen, sich zum Zug zu ordnen. Sein Haupt zuckte in den Nacken, mit blasiertem Lächeln ließ er die einzelnen Schlitten an sich vorbei defilieren, hie und da als Gegengruß nonchalant an den Hut greifend oder ein paar nicht immer originelle Worte zrufend.

Plötzlich schärfte sich sein Blick, mit halb geöffnetem Mund, die Zähne zeigend, starrte er einen Moment regungslos in den Lattdorffschen Schlitten. „Bless me! . . . Das Gänseliesel . . .“ murmelte er, hob seine Reitgerte und neigte sie ostensibel galant. „Sag’s ja, famose Augen! . . . War nur die rasende Toilette damals! . . .!“

Er drehte mechanisch den Kopf und folgte ihr mit den Blicken. Die beiden Sago-Borussen, ein englischer Lord und ein pommerischer Freiherr, welche pflichtgetreu neben ihm hielten, fragten nach dem Namen der allerliebsten Fremden. Der Prinz nannte ihn kurz — er schien plötzlich zerstreut, dann jagte er wie im Selbstgespräch: „Erst 'mal in der Nähe ansehen, werde einen Tanz heute abend riskieren!“

Die Musik schmetterte eine Fanfare, dann brauste der Feuerwehrgalopp über den Schloßplatz und in rasendem Tempo jagte das herzogliche Biergespann an der Spitze des Zuges durch das gaffende dichtgedrängte Publikum die Bellevue hinab. In glänzendem Zug folgten die Schlitten, sprengten die einzelnen Kavaliere und die galonnierten Spitzreiter an den Seiten entlang. Hei, wie der Schnee unter den Hufen stob, wie die bunten Federn auf den schnaufenden Pferdeköpfen nickten, wie gefleckte Felle, künstliche Decken und flatternde Schabracken prunkten! Wie die Geläute so frisch und lustig klangen, die Musik dazwischen jubelte! Wie das stampfte, klirrte, rasselte und den weißen Schnee geballt zur Seite schleuderte!

Ja, Graf Günther, es ist etwas Schönes, Nöstliches um das bunte Leben der Großwelt! Josephine verstand es jetzt gar wohl; sie konnte sich einen Begriff davon machen, wie berauschend solche Freuden sein mußten, wenn man sie mit glücklichem Herzen genießt! . . . Glück! . . . Ach, daß sie doch so ganz verstohlen in jenen Schlitten, den goldenen Löwen, der mit gestreckten Lagen

auf den Knien ruht, hätte schauen können! Da lag das blonde Königskind in den Sammetpolstern und sah in die dunkeln Augen ihres Kavaliere, kräufelte vielleicht spottend die Lippen, wenn er von dem „Gänseliesel“ erzählte, und lachte dann um die Wette mit ihm über die Nägelschuhe und das rosa Rattunkleid; wenn er ganz besonders humoristisch erzählte, reichte sie ihm vielleicht auch wieder die Hand zum Kuß, wie damals im Wintergarten.

Warum friert es sie auf einmal so sehr?

O, sie kann ja auch lachen, Graf Günther, noch lauter, noch toller sogar! Und Sie sollen es hören, Sie sollen sich wundern darüber, Sie sollen es erfahren, warum man vom Wetterjchen Stolz und Trozkopf spricht!

Weiter geht's im Saus und Braus, hinein in eine Welt, die, zu Eis und Schnee erstarrt, sich doch mit lügnerischem Sonnenglanz schmückt, gerade wie ein todesbleiches Antlitz, das lächelt. Baron d'Duchy schien sie beobachtet zu haben. „Warum sind Sie plötzlich so still?“ fragte er. Da sah sie ihn an und lachte: „Das ist die Ruhe vor dem Sturm!“

„Wollen Sie ihn heraufbeschwören oder über Herz und Seele brausen lassen?“ Das laute Getöse verlangte es, daß er sich näher zu ihr neigte, sein Auge spiegelte sich fast in dem ihren, es war dunkler, rätselhafter als je.

Sie lachte abermals, diesmal etwas bitter. „Weibes wäre kühn! Der Sturm ist ein wilder Geselle, der vieles Schöne in den Staub reißt, ich fürchte mich vor ihm!“

Da bligten seine Zähne durch die Lippen, sein Atem streifte fast ihre Wange. „Mit meinem Mantel vor dem Sturm beschütze ich dich!“ entgegnet er. Da sah Hattenheim einen Raubvogel in der Luft und rief es Josephine zu.

Man fuhr die Chaussee entlang durch den Stadtforst, an den Schießständen und dem Exerzierplatz vorbei, passierte die zwei nächsten Dorfschaften, und kehrte in großem Bogen, ohne Aufenthalt, durch das entgegengesetzte Stadthor zurück. Auf Wunsch der Herzogin-Mutter sollte erst zum Schluß und in der Residenz selber etwas getanzt werden, da man leider im vergangenen Jahre traurige Erfahrungen mit bössartigen Erkältungen gemacht hatte. So fuhren die Schlitten an dem Kasino vor, dessen Räume das Offizierkorps bereitwilligst für Spiel und Tanz zur Verfügung gestellt hatte und dessen Portal bereits festlich erleuchtet und mit Tannengrün geschmückt war.

Die Damen erschienen in dunkeln oder helleren Seidenkleidern, ohne Schleppe und Blumen, nur Prinzessin Sylvie ließ sich von ihrer harrenden Kammerfrau Sträuße blühenden Schneeballs als originellen Schmuck an Brust und Haar befestigen.

„Brr, ich bin schauderhaft erfroren!“ schüttelte sie sich, inmitten des Tanzsaals stehend, wandte sich zu dem Thee präsentierenden Lakai und ergriff die Kognakflasche.

„Haben Sie kein Glas?“ fragte sie kurz.

„Ich fliege, Hoheit!“ lachte Graf Günther, stürmte zu dem Buffet und kehrte mit einem kleinen Madeiraglas

zurück, das fein gemaltes Wappen trug. „Ich beneide diesen Kelch!“ sagte er galant, verneigte sich und überreichte ihn. Ohne jegliche Brüderie füllte Sylvie das Glas bis fast zum Rand, wandte sich in ihrer derben Art zu den Kavallerieoffizieren, die sie umringend, ihrem Beispiel in animiertester Stimmung folgten, und rief: „Na, nun 'mal los! Wollen sehen, wer es besser kann! Vive l'amour, messieurs!“

„Vive l'amour!“ jubelte es im Kreise, und die Gläser wurden bis zur Nagelprobe geleert.

„Nun fahren Sie in Gottes Namen Ihren Thee an“, fuhr Sylvie leicht aufhustend fort, „jetzt fängt es an, mir behaglich zu werden!“

Es wurden nur Extratouren getanzt. Prinz Detlef hatte sich umgezogen und kam etwas später. Er hörte die Musik, als er in das Vorzimmer trat.

„Heda! Brocksdorff, arbeiten sie schon?“ fragte er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Saal deutend.

„Allright, Hoheit, man tanzt bereits!“ lachte dieser höchlichst amüsiert.

„Na, dann vorwärts, an die Pferde!“ behnte der Prinz resolut die Arme, trat in den Saal und ließ Gräfin Susanna noch ein ganzes Weilchen zappeln, indem er Fräulein von Wetter belorgnettierte. Dann aber sah er, wie die schöne Hofdame die welken Schneeglöckchen zornig neben sich auf den Divan warf, und lachend engagierte er sie. Josephine stand neben Ange. Sie hatte mit



Gattenheim und d'Duchy getanz, jetzt wollte sie sich einen Augenblick ausruhen. Reimar wich nicht von ihrer Seite und tanzte mit keiner anderen Dame, sein Blick verfolgte unausgesetzt Günther. Dieser engagierte seinen Verpflichtungen nach zuerst Sylvie, dann die nächste Umgebung der Prinzessin.

Prinz Detlef schritt quer durch den Saal auf Ange Lattdorf zu und begrüßte sie, anscheinend ohne die mindeste Notiz von ihrer Nachbarin zu nehmen.

„Nun, kalte Schönheit“, redete er die Komtesse an, „es ist gut, daß die Blumen auf Ihrem Kleid gestickt sind, sie würden sonst an Ihrem Herzen erfrieren!“

„Besser, als wenn sie verbrennen würden, Hoheit!“ Ange richtete sich hoch auf, ihr ernster, kühler Blick lag voll auf seinem Antlitz.

„Ist Geschmacksache!“ lachte Detlef, den Schnurrbart drehend. „Ich möchte es wohl erleben, Sie einmal etwas enflammt zu sehen, es würde Sie trefflich kleiden, ich appelliere an Ihre Eitelkeit. Sehen Sie, Ihr unnahbarer Blick schüchtert mich förmlich ein, *sauve qui peut!*“ Und völlig unvermittelt drehte er sich auf den Hacken um und verneigte sich vor Fräulein von Wetter: „Darf ich bitten, meine Gnädigste, ein Galopp!“

Einen Augenblick sahen ihn Gänseliesels blaue Augen fast erschrocken an, dann färbten sich ihre Wangen etwas höher, und die frischen Lippen lächelten. Sie tanzten, und aller Augen sahen auf sie hin. Durch die Reihe der konvergierenden Mütter ging ein jähes Aufblitzen der

Vorgnnettengläser, dann gab es ein eifriges Tuscheln und Nicken und Achselzucken.

Gattenheim aber warf den Kopf in den Nacken und sah fast triumphierend aus. Er hatte gesehen, wie Graf Günther die Augen zusammengetrissen, als erblicke er in dem vorübertanzenden Paar ein neuntes Weltwunder. „Das ist süperbe!“ flüsterte Reimar in das Ohr seiner Cousine. „Seine Hoheit hat eine Wetterfahne aufgesteckt, nun werden wir sehen, wie bald der Wind von anderer Seite weht!“

Detlef unterhielt sich noch einen Augenblick mit Josephine, sagte ihr, sie dürfe nie wieder einen Kameliensfranz aufsetzen und müsse als gebildete junge Dame öfters in die Oper gehen, er habe sie noch kein Mal im Theater gesehen.

„Ich sehe ja täglich so viel Komödie“, hatte sie lachend erwidert, „werde aber dennoch Ihrem guten Rat folgen, Hoheit, um Wahrheit und Dichtung unterscheiden zu lernen!“

„Sie scheinen Anlage zum Sarkasmus zu haben?“ Der Prinz sah sie amüsiert an.

„Nicht Anlage, sondern Anlaß dazu, Hoheit! In Groß-Stauffen nahm ich noch alles, was ich sah und erfuhr, für bare Münze, hier wurde mir als erste Lebensweisheit gelehrt, vieles zu hören und nichts zu glauben!“ Unwillkürlich schweifte ihr Blick zu Günthers schönem Angesicht hinüber.

Detlef lachte lustig auf. „Das nenne ich Pessimismus

im Flügelkleid!“ rief er erregter als sonst. „Sie scheinen eine böse Meinung über die große Welt zu haben, und vielleicht nicht so ganz ungerechtfertigt. Sie hat manchmal blinde Augen und leidet an der Schwäche, willenlos ein Feldgeschrei nachzuplappern, das der Löwe des Tages als Parole ausgibt. *Voyons donc*, es soll mir eine angenehme Sorge sein. Ihre Meinung über Wahrheit und Dichtung nach Kräften zu verbessern!“

Er verneigte sich vor Josephine, führte sie zu Ange und Hattenheim zurück und schritt dann mit auffallend heiterem Gesicht durch den Saal, direkt auf Prinzess Sylvie zu, die mit Graf Lehrbach unter dem Kronleuchter, kokettierte.

„Hören Sie 'mal, Graf“, rief er Günther mit vertraulichem Schlag auf die Schulter zu, „Ihr kleines Gänjeliesel ist zum anbeißen! Danke Ihnen für diese Acquisition! Wird unserer Saison zum Schmuck und den Damen ein *crève-cœur* werden, hahaha! . . . Glaubst du nicht auch, Sylvie?“

„Du meinst die kleine Wetter?“ fragte Ihre Hoheit, die Lippe ein wenig aufwerfend, mit schnellem Seitenblick in Günthers lächelndes Antlitz. „Es ist merkwürdig, wie der moderne Zuschnitt sie embelliert, gleichsam als Illustration zu der Geschichte vom häßlichen, jungen Entlein, das zum Schwan wird!“

„Freuen Sie sich nicht dieser Wandlung, Lehrbach?“ fuhr Detlef mit leichter Ironie fort.

„Aufrichtig, Hoheit, um so mehr, da sie so vollkommen und so reizend ist!“ Der junge Offizier sagte es fast

mechanisch, sein Blick folgte der schlanken Gestalt Josephinens, die soeben am Arm eines Tänzers vorüber-
schritt, um sich zur Quadrille aufzustellen.

„Ich wünsche, mit deinem englischen Freund zu tanzen“,
sagte Sylvie kurz zu ihrem Bruder, „schick ihn her!“

„Allright!“ nickte Detlef, und die Prinzessin drehte
sich brüst um und eilte ohne ein weiteres Wort für
Günther zum Wandpolster, auf dem Fräulein von Dien-
heim saß und die Füße weit in den Saal streckte. Sie
warf sich neben ihr nieder, hielt den gigantischen Fächer
vor Gesicht und Brust und hatte der Hofdame viel Wich-
tiges ins Ohr zu flüstern.

Lehrbach aber trat hinter Josephine.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!“

Sie wandte das Köpfschen und neigte es stumm. Ein
freundlicher, aber unendlich ruhiger Ausdruck lag auf
ihren Zügen, der Blick war kühl.

„Ich wollte mir neulich erlauben, Sie aufzusuchen!“

„Ich bedauerte, daß Sie sich vergeblich bemüht hatten!“

Kurze Pause. Er neigte sich näher.

„Können Sie auch die Quadrille noch tanzen?“

„Ich hoffe es.“ Sie strich den Handschuh an dem
weißen Arm empor, die Goldspange klirrte leise dabei.

„Und denken Sie noch an die Zeit, wo Sie diesen Tanz
lernten?“ Sein dunkles Auge sah sie ganz so an wie früher.

Sie lachte leise auf. „Natürlich! So etwas Spaß-
haftes vergißt man nicht so leicht!“

Momentan sah er sie fast betreten an, er wußte nicht,

ob dies ein Scherz oder ein bitterer Seitenhieb sein sollte. Aber es lag so gar nichts Beleidigtes oder Gereiztes in ihrem Wesen, nur eine unendliche, liebenswürdige Gleichgültigkeit.

„Sie sind öfter mit Hattenheim zusammen?“ fragte er weiter.

Ihr Auge leuchtete auf: „Nicht so oft, als ich es wohl wünschte! Treue Freunde entbehrt man stets!“

Das war wieder der alte, herzliche, warme Klang in ihrer Stimme.

Günther biß sich auf die Lippe. „Es freut mich, daß Sie ihn jetzt richtig beurteilen und anerkennen!“ sagte er mit einer Wolke auf der Stirn.

„Es ist hoffentlich noch nicht zu spät dazu!“ Sie war sehr heiter und nickte Reimar, welcher sich soeben mit seiner Dame als viertes Paar zu dem Carré einstellte, herzlich zu.

Die Musik intonierte.

„Auf Wiedersehen, mein gnädiges Fräulein!“

Sie neigte hastig und stumm das Köpfchen gegen ihn, und Lehrbach schritt durch die tanzenden Paare, um, an die Wand gelehnt, der Quadrille zuzusehen.

Hattenheim hatte die Unterredung der beiden genau beobachtet. Er lächelte still vor sich hin und machte lauter Konfusion, dann führte er seine Dame schleunigst zu ihrem Platz zurück, füllte en passant vom Tablett eines Dieners einen Krystallsteller mit Crème und brachte ihn eifrig zu Fräulein von Wetter.

Das war der Vorwand, um während der kurzen Pause in ihrer Nähe zu sein.

Ein Walzer folgte auf die Quadrille.

Reimar sah, wie Graf Lehrbachs Blick suchend über die Menge irrte und an Josephinens blondem Köpfchen haftete, wie er sich dann selber hastig durch die tanzenden Paare labierte und direkt auf das Gänseliesel lossteuerte.

Er war nur noch wenige Schritte entfernt, als Hattenheim sich gelassen vor Josephine verneigte und mit ihr davontanzte.

Günther sah ihm mit einem fast zornigen Blick nach, freuzte die Arme und wartete. Aber sein Freund kam nicht an diesen selben Platz zurück, sondern pausierte mit seiner Tänzerin gerade am entgegengesetzten Ende des Saales.

Wie prächtig sie sich unterhielten, wie sie lachten und gar keinen Blick für jemand anderes hatten!

Nun tanzte Günther mit Gräfin Aosta und versuchte dann sein Heil zum zweitenmal bei dem Gänseliesel.

Aber . . . diantre! . . . Der Hattenheim ist rein des Teufels, er tanzt sie ihm wieder vor der Nase weg und diesmal direkt neben Prinzess Sylvie.

Hoheit hat sogar die Caprice, die Kleine anzureden . . .

„Sie haben ja neulich im Pavillon Samariterdienste gethan“, sagte sie unter anderem.

Josephine erzählte von ihrer Begegnung mit der Herzogin.

„Sind Sie auch katholisch?“ fragte Sylvie, die Ober-

lippe etwas über die Bühne emporziehend. Als Fräulein von Wetter ganz erstaunt verneinte, meinte sie spöttisch: „Sie scheinen aber auf dem besten Wege, es werden zu wollen! Kennen Sie nicht die Geschichte aus dem Struwelpeter, das Schicksal der armen, ahnungslosen Jungens, die schneeweiß in das große Tintenfaß hineinkommen und kohlschwarz wieder daraus emportauschen? Der Pavillon ist auch so ein großes Tintenfaß, hält aber ‚hinter dem Berg‘ damit, was man lateinisch ‚ultra montes‘ heißt!“ Der Ordonnanzoffizier, Herr von Neuenstein, welcher neben Hoheit stand, hüstelte ein „Brillant!“ und bekam fast Stiefkrämpfe vor Lachen — Josephine aber hatte die Prinzessin gar nicht verstanden.

Dann sprang das Gespräch auf Pferde über und wurde dadurch plötzlich auch von seiten des Fräuleins von Wetter sehr animiert. Sie sprach von den Stauffener Koppeln, nannte die Stammbäume der hervorragendsten Sterne des Gestüts, und die imponierten selbst der Prinzess Sylvie.

„Reiten Sie? Ja? . . . Das muß ich sehen! Sie können sich einen von meinen Gäulen aussuchen und ihn 'mal im Tattersal 'rumjagen! Wäre ja famos, wenn wir nun die Kostümequadrille zu acht Paaren zustande brächten!“

Josephinens Gesichtchen strahlte. „Ich reite lieber im Freien, Hoheit“, lachte sie, „ich brauche Platz für meine Passion!“

„Wenn Sie etwa denken, ich fürchte mich vor einer

Steeplechase bei Blatteis, dann können Sie mir etwas thun . . . leid nämlich!" rief Sylvie derb. „Nächstens reiten Ilse und ich 'mal wieder einen von unsern kleinen ‚Pfadfindern‘, wollen Sie da mit?"

„Sehr gern!" jubelte das Gänseliesel.

„Na — Sie werden sich aber wundern, durch dick und dünn geht's!" Sylvie legte die Hand wuchtig auf die Schulter der jungen Dame. „Wenn Sie die Feuerprobe bestehen, Sie Jungfer Tollkühn, dann will ich Ihnen das Reisezeugnis zum Kavallerieoffizier und Sportmann ausstellen, bis jetzt habe ich außer Ilse noch keine gefunden, die mit einer Prinzess Sylvie Schritt hält!"

Ein unendlich mokanter Zug lag auf den stark geröteten Bügen der Sprecherin. Sie musterte Josephine mit einem schillernden Blick, dann nickte sie ihr leicht hin zu. Prinz Detlef stand neben ihnen und begehrte zum zweitenmal einen Tanz von Fräulein von Wetter.

Das war das Signal für den Ordonnanzoffizier, daß er nun ohne jegliches Risiko seine protegierende Gesinnung für klein Gänseliesel demaskieren dürfe.

Er stürzte sofort nach dem Prinzen zu ihr hin und begehrte eine Extratour — er, der Ordonnanzoffizier, Freiherr von Neuenstein! Natürlich, die anderen machten es ihm sofort nach, selbst Herr von Brocksdorff begab sich jetzt freiwillig in die Charjbbis, ohne den Alex zu bedenken, den er sich und seiner Tanzkarte auf dem Hofball dadurch gemacht hatte. Denn die unfehlbare Hand des Prinzen hatte der Königin Mode eine neue Flagge

aufgehigt, und auf dieser Flagge prangte der ominöse Name „Gänseliesel“, dessen Trägerin mit einem Schlag so durchaus courajähig geworden war.

Günther stand neben Ehlvie. Er war verstümmt und konnte sich schlecht beherrschen.

„Wo sind denn Ihre Schn:ebälle hin, Hoheit?“ fragte er, auf das welke Laub blickend, aus welchem die weißen Blüten längst entblättert auf das Parkett gewirbelt waren.

„An meinem heißen Herzen geschmolzen!“ entgegnete sie etwas schnippisch und fügte ironisch hinzu: „Wie gut, daß Sie nicht daran schuld sind!“

Als er schwieg, erzählte sie ihm, daß nächster Tage ihr Vetter, der Erbprinz Karl Theodor von X., auf etliche Zeit zum Besuch kommen würde.

Sein Blick sprühte zwar auf, aber er sagte nur mit heiterem Gesicht ein paar sehr erfreut klingende Redensarten.

„Haben Sie schon mit Ihrer schönen Freundin getanzt?“ fragte sie plötzlich.

„Nein!“

„Und warum nicht?“

Er lächelte seltsam; wie Wetterleuchten zuckte es über sein Antlitz. „Um diesen Genuß noch vor mir zu haben, Hoheit!“ sagte er gelassen.

Aber er tanzte doch nicht mehr mit ihr, er entschuldigte sich nur bei Josephine, daß es ein höchst seltsames Mißgeschick sei, welches ihm Freund Hattenheim heute den ganzen Abend stets, fast auffallend, zuvorkommen

lasse! Er sei beim besten Willen nicht dazu gekommen, sie zu engagieren. Sie sei allzu begehrt gewesen!

Und was hatte sie darauf geantwortet? Ein paar höfliche, phrasenhafte Worte, so heiter und glückstrahlend, als empfinde sie auch nicht das geringste Bedauern darüber.

Dann hatte Lehrbach Hattenheims Arm im Vorübergehen gefaßt. „Du tanzest ja wie ein Wasserfall, Dicker!“ sagte er fast erbittert.

Neimars blaue Augen lachten ihn voll harmloser Seligkeit an. „Das sollte ich wohl nicht als Kavalier, als vielbeneideter Kavalier eines solch reizenden Wesens? Du glaubst gar nicht, Günther, zu welch bezaubernder Rose die kleine, ungestaltete Knospe sich entfaltet hat. Die volle, süße Reivität und Frische des Stauffener Kindes, veredelt durch Eleganz, vollendet durch den gediegensten Ernst! Ach Günther, du machst dir keinen Begriff davon, wie heiß es einem um das Herz wird, wenn die holden Augen so aufrichtig, so treu, so . . . so . . .“

„So verliebt — sag's nur — so verliebt einen ansehen!“ Günther stieß es durch die Bühne hervor, dann lachte er auf und klopfte den Freund auf die Schulter. „Gratuliere, alter Junge! Du bist ein Glückspilz auf Wort! . . . und ich gönne es dir von Herzen!“

Damit war er davongestürmt, direkt zu dem Champagnerbuffet.

Hattenheim sah ihm nach. Er atmete tief auf, ein wunderliches Zucken ging über seine Züge.

„Glückspilz!“ murmelte er. „Nein, ich bin es nicht,

ich weiß besser Bescheid!“ Er hatte ja so oft den Blick Josephinens beobachtet, wenn er verstohlen zu dem schönen Haupt des Freundes hinübergehuscht war, er hatte das Bittern ihrer Hand gefühlt, da Günther mit ihr gesprochen hatte, und er hatte es im tiefsten Herzen empfunden, daß nicht er der Glückspilz war, dem das Hängen und Wangen dieser jungen Seele galt.

Zum Schluß des Festes, der ziemlich früh, schon vor Mitternacht von der Herzogin-Mutter befohlen war, wurde ein Blumenwalzer getanzt.

Keine Bufetts, sondern nur einzelne, besonders schöne Blüten, wurden den Damen zum Abschiedsgruß gereicht, eine Reminiscenz der guten alten Zeit, welche die Blumensprache und ihre zarten Geständnisse noch hoch in Ehren hielt.

Josephine war reich mit diesen duftigen Huldigungen bedacht worden. Sie tanzte soeben mit dem Ordonnanzoffizier Herrn von Neuenstein, der ihr einen stark duftenden Jasminzweig überreicht hatte, nachdem er vorsichtshalber am Buffet erst noch einmal die Meinung des Prinzen über die junge Dame erforcht hatte; dieselbe schien aber sehr gut und fest zu sein, ergo . . . Es hat immer etwas für sich, mit den höchsten Herrschaften zu sympathisieren — darum that er ein übriges und zeichnete Fräulein von Wetter als einzige junge Dame, die keine Charge am Hof bekleidete, durch einen Jasminzweig aus. Er, der Ordonnanzoffizier, Herr von Neuenstein, der sonst nur den einflußreichen alten Erz-

cellenzen, Staats- und Hofdamen „durch die Blume“ zu verstehen gab, daß er ihr ganz gehorsamer Diener sei, der darauf rechnete, nur in wohlwollender Weise vor den allerhöchsten Ehren erwähnt zu werden.

Herr von Neuenstein verneigte sich dann auch zum Schluß mit einem Gesicht, in dem deutlich die Frage zu lesen stand: „Du weißt doch auch, Gänseliesel, welche Ehre dir widerfahren ist, und wirfst den Jasmin zum Andenken pressen?“ Dann ging er mit gewichtigem Schritt durch den Saal zurück, um in der Nähe zu sein, wenn Prinzess Sylvie sich entfernen sollte.

Josephine stand einen Augenblick allein; die Blumen schienen sämtlich vergeben zu sein. Nur noch einzelne Paare tanzten, die meisten standen oder saßen in kleinen Gruppen zusammen und plauderten.

Da trat Baron d'Duchy zu ihr heran. Er hatte eine italienische Kamille in der Hand, die er spielend zwischen den Fingern drehte. Er überreichte sie Josephine.

„Ach, eine gelbe Gretchenblume!“

„Sie geben der Blüte den rechten Namen, mein gnädiges Fräulein, geben Sie ihr nun auch die Bedeutung einer Gretchenblume!“ Seine Geste lud das junge Mädchen ein, Platz zu nehmen; er ließ sich an ihrer Seite nieder.

Groß und fragend schauten die blauen Augen zu ihm auf.

„Haben Sie den ‚Faust‘ noch nicht gelesen?“ fragte er weiter mit seiner gedämpften und doch so klangvollen Stimme.

Josephine schüttelte das Köpfchen: „Handelt's von diesen Blumen? Bitte erzählen Sie mir!“

Sein Blick verschleierte sich. Er nahm den Jasminzweig aus dem Strauß, welchen Josephine neben sich auf das Polster gelegt hatte, um ihn etwas zu ordnen, und atmete den süßen Duft. „Die Heldin des Faust heißt Gretchen, und ihr verdanken die Zupfblumen den poetischen Namen, welchen Sie soeben nannten. Gretchen liebt den Faust und wandelt mit ihm allein im silbernen Mondlicht, zwischen blühenden Beeten und Gebüsch durch den Garten. Sie neigt sich und pflückt die große, weiße Sternblume, wendet sich halb ab von dem Geliebten und beginnt die Blättchen der Blume abzurupfen. Also will es der reizende, alte Aberglaube.“



„Die Blättchen abzurupfen? Im Aberglauben? Was bedeutet das? Sie blickte ihn aufmerksam an, ihre Lippen lächelten.

Sein dunkles Auge glühte wie im Fieber.

„Die Blumen besitzen die Kraft zu wahr sagen“, flüsterte er, „den

Mädchen zu verraten, ob sie geliebt werden. Wollen Sie auch das reizende Orakel befragen und an den Mann dabei denken, der Ihnen lieb und wert ist, so nenne ich Ihnen die Worte!“

Dunkle Röthe deckte ihre Wangen und färbte selbst den weißen Hals, sie nickte eifrig: „O gewiß, das ist ja ein prächtiger Scherz!“ Und sie faßte die Blüte und ließ sich belehren. Mit zaghaften Fingerchen zupfte sie die einzelnen Blätter ab, und der wunderliche Lehrmeister an ihrer Seite sprach ihr leise die Worte vor: „Er liebt mich — er liebt mich nicht — er liebt mich — liebt mich nicht“ — da faßte sie das letzte Blatt: „Er liebt mich!“ Wie ein zitternder Schrei des Entzückens klang es von ihren Lippen, ihr glühendes Gesichtchen war ihm zugewendet, mit glänzendem Blick schauten ihn die dunklen Augen an.

„Ja, er liebt Sie!“ Sein Blick brannte in dem ihren, sein Atem flog. Dann sprang er auf.

„Lassen Sie uns schnell tanzen“, sagte er.

Sie flog dahin wie im Traum. Sein Arm umschlang sie so fest, und er war so groß, daß ihr Köpfcgen bei jeder schnellen Wendung unfreiwillig an seiner Brust ruhte. Da ließ sie die Wimpern über die Augen sinken. „Günther!“ ist der einzige Begriff, den sie denken kann, sie wähnt, daß sie im Stauffener grünen Saal tanzt, daß alles, was zwischen einst und jetzt liegt, ein schwerer Traum gewesen, daß die Hand, welche die ihrige in so bebendem Druck umspannt, nur die ihres schönen Freundes

ist . . . „Er liebt mich!“ hatte die gelbe Blume gesagt.

Die Geigen und Flöten verstummten; da erwachte sie. Sie war verwirrt und glaubte, der fremde Mann an ihrer Seite müsse ihrer Seele heimlichste Gedanken in ihren Augen lesen. Sie senkte die Blicke vor ihm, antwortete ganz konfus und strebte nur zu Gräfin Ange zurück. Dabei sah sie nicht, welcher ein Ausdruck seine Züge beherrschte, welcher ein Sprühen und Flackern durch das schwarze Auge ging.

„Doch wenn er liebt, nimm dich in acht!“ schien es ihr aus seinem heißen Atem zuzuraunen.

Josephine achtete es nicht; ihre Gedanken waren so weit davon — sie sah, wie Graf Günther der Prinzessin den Arm bot, um sie nach dem Wagen zu geleiten. Er lächelte auch jetzt, aber es war ein anderer Ausdruck in diesem Lächeln, als damals in dem Wintergarten.

Als er an Josephine vorbeischnitt, traf sie sein Blick. Sylvie nickte ihr zu, halb freundlich, halb spöttisch. „Wir reiten also!“ rief sie ihr zu. Bald gingen auch Lattdorfs.

Gattenheim mußte der Hofmarschallin den Arm bieten, d’Duchy hatte bereits Komtesse Ange aus dem Nebensalon abgeholt und folgte mit ihr der voranschreitenden Gräfin und ihrem Cavalier. Josephine ging allein; sie mußte nach allen Seiten grüßen und fand, daß man ihr jetzt bedeutend freundlicher dankte, als auf dem Hofball.

Da erschien Graf Lehrbach wieder in der Thür. Er

verneigte sich tief vor der Hofmarschallin und Ange, dann sah er Josephine und trat hastig auf sie zu.

„Darf ich Sie zum Wagen führen, Fräulein Josephine?“

Sie legte mechanisch ihre Hand auf seinen Arm; in ihrem Herzen aber klang ein Echo: „Er liebt mich“, und das flammte momentan verräterisch aus ihrem Auge.

Günther hatte den Blick erhascht; er neigte sich dicht zu ihr hin. „Werden Sie mir das nächste Mal einen Tanz aufheben?“

Da zuckte es wieder weh und schmerzlich, wild und trotzig durch ihr Herz, sie zwang sich zu einem gleichgültigen, etwas ironischen Ton: „Vielleicht die Polka vor dem Cotillon?“

Er biß sich auf die Lippen — die Gasflammen flackerten im Luftzug, das machte ihn wohl so bleich aussehend.

„Hören Sie mir?“ fragte er gepreßt, kurz und rauh.

„O nein! Worüber? Daß Sie mich als Gänseliefel gezeichnet haben und mir diesen originellen Spitznamen besorgten?“ Sie lachte leise auf, aber das Lachen hatte in seinen Ohren den Klang, als füge sie hinzu: „Cela ne vaut pas la chandelle!“

Er hätte am liebsten wild mit dem Fuße gestampft und mit den Zähnen geknirscht, aber er bezwang sich. „Man hat mich bei Ihnen verleumdet . . . einem harmlosen Scherz eine böshafte Auslegung gegeben!“

„Sie irren sich, Graf Lehrbach, wäre ich beleidigt

oder böse, würde ich nicht hier an Ihrer Seite schreiten!“ Sie war unbewußt raffiniert kokett.

Er sah sie an, ganz wie damals. „Fräulein Josephine“, murmelte er hastig, „Sie werden mir erlauben, bei Gelegenheit auf dieses Thema zurückzukommen, ich will beichten und Sie werden begnadigen. Ja, Sie werden es!“ beharrte er fast zornig, da sie ihn nur mit erstauntem, kühlem Blick von der Seite ansah. „Bei dem Andenken an die schönen, ungetrübten Stunden dieses Sommers!“ fügte er weich hinzu. „Ebenso wenig, wie ich ein Schuldbewußtsein gegen Sie auf dem Herzen ertragen kann, ebenso wenig werden Sie in Zukunft diesen fremden, kalten Ton in unserem Verkehr durchführen! Gute Nacht, auf Wiedersehen!“

Ange war mit einem Kopfschleier, Hattenheim mit dem Pelzmantel Josephinens aus der Garderobe zurückgekommen und sie riefen nach Fräulein von Wetter; Lehrbach verabschiedete sich mit verbindlichem Gruß, reichte Hattenheim zum erstenmal im Leben nicht die Hand, sondern schritt mit der eiligen, bewölkten Berstrentheit eines viel beanspruchten Entrepreneurs nach dem Saale zurück.

Reimar lächelte still vor sich hin; er sah gar nicht erstaunt und gar nicht pikirt aus.

Der Himmel war bedeckt. Linder Tauwind strich um ihre Stirn, als Josephine in den Wagen stieg.

2 - 1/11 °

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to \$1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

12. Juni 1983

MAR 17 1920

12. August 1983

DEC 6 - '65 - 7 PM

MAR 18 1925

LOAN DEPT.

18 Aug '58 MA

12. Juli 1983

AUG 5 1953 LU

12. September 1983

11 Dec '62 WA

REC'D LD

DEC 10 1962

JAN 3 1966 9 1

REC. CIR. JAN 23 '81

MAY 12 1983 2

REC. CIR. SEP 4 '83

50m-7, '16

INTERLIBRARY LOAN

DEC 2 1980

UNIV. OF CALIF., BERK.

28-37

PT 2609
E552G3
1902
V.1
238636

Knobeladorff

VERLAG VON PAUL LIST
LEIPZIG



Leipzig: Druckerei von A. G. von der ...